

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Holocaust im kollektiven Gedächtnis
Eine Analyse von Texten jüdischer Autor:innen der zweiten und
dritten Holocaust-Generation

verfasst von | submitted by
Maria Brand BEd

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Education (MEd)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 199 511 519 02

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Lehramt Sek (AB) Unterrichtsfach
Geschichte und Politische Bildung Unterrichtsfach
Latein

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Hellmuth

Danksagungen

An erster Stelle möchte ich mich bei meinem Masterarbeitsbetreuer Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Hellmuth bedanken, der mich mit fachlicher Expertise sowie Verständnis für meine berufliche Situation als Junglehrerin stets unterstützt hat.

Ein weiterer Dank gilt meiner Familie, im Besonderen meinen Eltern, die mich meine gesamte Bildungslaufbahn begleitet haben und immer überzeugt waren, dass ich meine Ziele erreichen kann.

Danke möchte ich auch meinen Studienkolleginnen, den *ragazze*, sagen, die mir das Studium hindurch treue Wegbegleiterinnen waren. Allen voran möchte ich mich bei Katharina bedanken, die immer ein offenes Ohr für mich hatte. Ich kann mich noch gut an eines unserer Telefonate erinnern, bei dem wir über meine Idee zu dieser Masterarbeit gesprochen haben. Du hast mir somit den letzten Anstoß für das Thema dieser Arbeit gegeben.

Ein besonderer Dank gilt meinem Freund Gerald, der mir im Alltag den Rücken gestärkt hat. Du hast mich in so manchen verzweifelten Momenten aus meiner Negativität geholt und mir gezeigt, wie viel ich bereits geschafft habe. Du warst in dieser Zeit mein Ruhepol – unendlicher Dank dafür!

Abstract

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Repräsentation des Holocaust in Texten der zweiten und dritten Holocaust-Generation. Dabei wird der Fragestellung nachgegangen, welche wiederkehrenden Themen sich in Texten von Kindern und Enkelkindern Holocaust-Überlebender finden lassen und wie deren Erfahrungen in der Narration verarbeitet werden. Anhand von deduktiv und induktiv gebildeten Kategorien, die in Anlehnung an Mayrings qualitative Inhaltsanalyse erstellt wurden, werden Texte der zweiten und dritten Generation analysiert. Als Grundlage dafür dienen der Artikel *Leben ,dank‘ der Shoah* von Nina Flurina Caprez (dritte Generation), das Buch *Versteckte Jahre* von Anna Goldenberg (dritte Generation) sowie die Graphic Novel *Zweite Generation* von Michel Kichka (zweite Generation). Theoretisch gestützt wird die Arbeit durch die Konzepte des kollektiven Gedächtnisses nach Maurice Halbwachs, des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses nach Jan und Aleida Assmann sowie der Erinnerungsorte (*lieux de mémoire*) nach Pierre Nora. Zudem werden Einblicke in den Trauma-Diskurs gegeben und die Rolle des Holocaust in der Erinnerungskultur beleuchtet. Die Analyse hat ergeben, dass wiederkehrende Themen wie Schweigen, unentwegtes Sprechen, Identitätsfragen, Formen der Erinnerungskultur sowie primäre und sekundäre Folgen von Traumaerfahrungen in den Texten behandelt werden. Daraus lassen sich Schlüsse über Auswirkungen von Traumata auf nachfolgende Generationen sowie über die Verankerung des Holocaust im familiären und gesellschaftlichen Kontext ziehen.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	iii
Inhaltsverzeichnis.....	iv
1 Einleitung	1
1.1 Definition und Relevanz des Themas.....	1
1.2 Forschungsfragen, Aufbau und Methodik.....	2
I THEORETISCHER TEIL.....	6
2 Kollektives Gedächtnis	6
2.1 Kollektives Gedächtnis nach Halbwachs	6
2.2 Kulturelles und kommunikatives Gedächtnis nach Assmann.....	10
3 Trauma	13
3.1 Individuelles Trauma.....	13
3.1.1 Definitionsversuche.....	13
3.1.2 Trauma aus medizinischer Perspektive	18
3.2 Kollektives Trauma	20
3.3 Transgeneracionales Trauma	22
3.4 Holocaust-Traumata in der zweiten und dritten Generation	27
4 Holocaust in der Erinnerungskultur	31
4.1 Holocaust in der jüdischen Erinnerungskultur	32
4.2 Holocaust in der europäischen Erinnerungskultur	36
4.3 Exkurs: Holocaust in der österreichischen Erinnerungskultur.....	39
4.3.1 Von der Opfer- zur Mitverantwortungsthese	39
4.3.2 Öffentliches Gedenken in Österreich	47
5 Holocaust in Texten der zweiten und dritten Generation.....	48
II ANALYSE	54
6 Grundlagen der Analyse.....	54
6.1 Analysekategorien.....	54

6.2	Auswahl der Texte	55
7	<i>Leben ‚dank‘ der Shoah</i> von Nina Flurina Caprez.....	56
7.1	Allgemeine Informationen	56
7.2	Schweigen	58
7.3	Jüdische Identität.....	59
7.4	Erinnerungskultur.....	62
7.5	Survivor guilt.....	64
7.6	Nicht-kategorisierte Inhalte.....	64
8	<i>Versteckte Jahre</i> von Anna Goldenberg.....	66
8.1	Allgemeine Informationen	67
8.2	Schweigen	68
8.3	Unentwegtes Sprechen	70
8.4	Jüdische Identität.....	71
8.5	Erinnerungskultur.....	77
8.6	(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen	85
8.7	Survivor guilt.....	87
8.8	Nicht-kategorisierte Inhalte.....	88
8.8.1	Betonung von Familie	88
8.8.2	Reflexion über Handlungen und Fragen nach der Gefühlslage	92
8.8.3	Umgang mit Quellen und Rechercheergebnissen	98
8.8.4	Schulische Leistungen.....	102
8.8.5	Unterstützung durch Außenstehende	103
9	<i>Zweite Generation</i> von Michel Kichka	107
9.1	Allgemeine Informationen	108
9.2	Schweigen	111
9.3	Unentwegtes Sprechen	116
9.4	Jüdische Identität.....	121
9.5	Erinnerungskultur.....	126

9.6	(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen	131
9.7	Survivor guilt.....	134
9.8	Nicht-kategorisierte Inhalte.....	138
10	Diskussion	140
11	Fazit.....	145
12	Literaturverzeichnis.....	149
13	Abbildungsverzeichnis.....	154

1 Einleitung

1.1 Definition und Relevanz des Themas

Im Gedenkjahr 2025 – achtzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs – steht das Erinnern an die Opfer des Holocaust noch einmal mehr im Zentrum des öffentlichen Diskurses. Bei Gedenkveranstaltungen treten Überlebende als Zeitzeug:innen auf, um über ihre Erlebnisse zu berichten und für die Zukunft zu mahnen. Doch was tun, wenn nach und nach die Zahl der Zeitzeug:innen schwindet? Eine Frage, die nicht nur geschichtswissenschaftlich von Relevanz ist, sondern mit der Erinnerungskultur mitten in die Gesellschaft rückt.

Die geschichtswissenschaftliche und soziale Relevanz dieses Themas zeigt auch die im Jahr 2023 gelaufene Ausstellung im *Haus der Geschichte Österreich (hdgö)* in Wien mit dem Titel *Ende der Zeugenschaft?*, die gemeinsam mit dem Jüdischen Museum Hohenems und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg entstanden ist. Diese befasst sich vor allem mit dem *Wie* des Zeugnisablegens. Denn mit dem Ende der Ära der Überlebenden bleiben zunächst nur mehr die Zeugnisse über, die in schriftlichen oder audiovisuellen Quellen zu finden sind. Doch diese sind nicht nur vom Überlebenden, sondern auch vom Interviewenden, der Technik und der Institution, die diese aufbewahrt, abhängig, was auch die Frage nach einer gewissen Gemachtheit dieser Zeugnisse aufwirft. Weiters soll damit zum Denken angeregt werden, wie Institutionen wie das *hdgö* mit diesen Zeugnissen umgehen sollen, wenn keine Überlebenden mehr zur Verfügung stehen, und welche Verantwortung sich daraus ergibt.¹

Aus der Frage ‚*Wer erinnert, wenn es keine Zeitzeug:innen mehr gibt?*‘ hat sich für diese Arbeit die Hinwendung zur zweiten und dritten Generation ergeben. Unter der zweiten und dritten Generation versteht man die Kinder und Enkelkinder von Holocaust-Überlebenden, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs geboren wurden. Demnach gelten die Holocaust-Überlebenden selbst als erste Generation. Mittlerweile gibt es zahlreiche Texte der zweiten und dritten Generation, die sich (auto-)biografisch mit der Holocaust-Vergangenheit der Eltern- oder Großelterngeneration und dem eigenen Umgang damit befassen. In der Forschung waren es aber bisher besonders die Texte der ersten Generation, die untersucht wurden.

Dass die Verarbeitung des Holocaust-Traumas in der zweiten und dritten Generation inzwischen mehr in das Interesse der Geschichtswissenschaft rückt, zeigt die von September 2024

¹ *Haus der Geschichte, Ende der Zeitzeugenschaft?*. In: *hdgö - Haus der Geschichte Österreich*, online unter https://hdgoe.at/ende_der_zeitzeugenschaft, (27.07.2023).

bis März 2025 gelaufene Ausstellung *Die Dritte Generation. Der Holocaust im familiären Gedächtnis* des Jüdischen Museums Wien am Standort in der Dorotheergasse, die in Kooperation mit dem Jüdischen Museum München zusammengestellt wurde. Sie befasst sich, wie der Titel bereits erahnen lässt, besonders mit der dritten Generation, die von einer größeren zeitlichen Distanz zur ersten Generation gekennzeichnet ist als die zweite Generation, die unmittelbar mit den Auswirkungen der elterlichen Traumata konfrontiert war. Die Ausstellung beschäftigt sich dabei mit der künstlerischen Auseinandersetzung mit den familiären Traumata und widmete sich als erste explizit dieser Gruppe. Damit knüpft sie an die Problematik der „Zukunft der Zeitzeug:innenschaft“ an.²

Aktuell ist aus der Thematik unter anderem ein Projekt von ERINNERN:AT entstanden, das die Lernmöglichkeiten aus der Arbeit mit Nachkommen von Holocaust-Überlebenden erforschen möchte.³ Trotz der vorherrschenden Auseinandersetzung mit der Verarbeitung des Holocaust-Traumas in der zweiten und dritten Generation besteht ein Defizit in der systematischen Analyse derselben.

1.2 Forschungsfragen, Aufbau und Methodik

Aus der anfänglichen Frage, wie man mit der schwindenden Zahl an Zeitzeug:innen umgehen soll und wie weiterhin Gedenken an den Holocaust stattfinden kann, hat sich das Thema der Arbeit, Holocaust im kollektiven Gedächtnis, entwickelt. Der Fokus liegt dabei auf der zweiten und dritten Generation, die jedoch nicht nur die Erfahrungen der Eltern oder Großeltern verarbeitet, sondern auch ihre eigenen Verbindungen zur Vergangenheit ihrer Vorfahren. Basis dieser Arbeit ist daher die Analyse von Texten der zweiten und dritten Generation Holocaust-Überlebender.

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen folgende Forschungsfragen:

- Welche wiederkehrenden Topoi finden sich in den gewählten Texten zum Thema Holocaust?
- Wie werden die Erlebnisse der Zeitzeug:innen durch ihre Nachkommen in den Texten verarbeitet?

² Jutta Fleckenstein, Barbara Staudinger, Vorwort. In: Sabine Apostolo, Gabriele Kohlbauer-Fritz, Agnes Meisinger (Hg.), *Die dritte Generation. Der Holocaust im familiären Gedächtnis* (Berlin/Leipzig 2024) 9-11, hier 9-11.

³ *erinnern.at*, Pilotprojekt: Nachkommen von NS-Verfolgten erzählen. In: *erinnern.at* (28.10.2024), online unter <https://www.erinnern.at/zeitzeuginnen/nachkommenprojekt> (26.04.2025).

- Welchen Einfluss haben die Erlebnisse von Überlebenden des Holocaust auf die zweite bzw. dritte Generation und auf das kollektive Gedächtnis?

Um diese zu beantworten, gliedert sich die Arbeit in zwei Teile: einen theoretischen, der die Kapitel zwei bis fünf umfasst, und einen empirischen Teil, der in den Kapiteln sechs bis zehn zu finden ist. Im theoretischen Teil findet sich zunächst im zweiten Kapitel ein Überblick über die Definitionen des kollektiven Gedächtnisses nach Maurice Halbwachs und des kulturellen und kommunikativen Gedächtnisses nach Jan und Aleida Assmann, wobei auch die Theorie der *lieux de mémoire* nach Pierre Nora erörtert wird. Im darauffolgenden dritten Kapitel wird der Trauma-Diskurs behandelt, wobei zunächst das individuelle Trauma besprochen wird, das anschließend auf das Konzept des kollektiven Traumas sowie der transgenerationalen Weitergabe von Traumata angewandt wird. Der transgenerationale Aspekt wird anschließend im Speziellen mit Blick auf die Auswirkungen auf die zweite und dritte Generation Holocaust-Überlebender diskutiert. Thema des vierten Kapitels ist der Holocaust in der Erinnerungskultur, wobei sowohl die jüdische Gesellschaft als auch Europa sowie in einem Exkurs die Situation in Österreich betrachtet werden. Abschließend befasst sich das fünfte Kapitel mit dem Holocaust in Texten der zweiten und dritten Generation im Allgemeinen.

Im empirischen Teil erfolgt die qualitative Analyse von drei ausgewählten Texten der zweiten und dritten Generation. Als Basis dieser dienen der Artikel *Leben ,dank' der Shoah* von Nina Flurina Caprez (dritte Generation), das Buch *Versteckte Jahre* von Anna Goldenberg (dritte Generation) und die Graphic Novel *Zweite Generation* von Michel Kichka (zweite Generation). Deren Ergebnisse werden abschließend zusammengefasst und diskutiert.

Die Analyse der Texte der zweiten und dritten Generation Holocaust-Überlebender in dieser Arbeit orientiert sich an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1983), wobei sowohl eine deduktive als auch eine induktive Vorgehensweise kombiniert werden. Mayring gibt als Referenz für die Anwendung seines Analyseverfahrens meist Interviews an, weswegen aufgrund der Komplexität des ausgewählten Analysematerials im Rahmen dieser Arbeit eine Adaptierung der Methode notwendig ist.

Als ersten Schritt der qualitativen Inhaltsanalyse setzt Mayring die Auswahl des Ausgangsmaterials. Hierbei beschreibt er drei Schritte: Zum einen die Festlegung eines Korpus, dessen Auswahl nach Zufall oder festgelegten Kriterien stattfinden kann. Unter Umständen ist eine begründete Veränderung des Korpus möglich. Weiters müssen die Entstehungssituation sowie die

formalen Charakteristika des Materials beschrieben werden.⁴ Die Analyse wird auf Grundlage eines Kategorisierungssystems durchgeführt. Die Kategorisierung soll in Wechselwirkung mit der Theorie sowie dem Material stehen und kann im Laufe der Analyse adaptiert werden.⁵

Wie bereits anfänglich erwähnt wird in dieser Arbeit sowohl eine deduktive als auch eine induktive Kategorienbildung angewandt: Bei der deduktiven Kategorienbildung wird zunächst anhand der Fragestellung und der Theorie ein System an Kategorien erarbeitet. Dieses kann sowohl nominalen als auch ordinalen Charakter haben. Für diese Arbeit bietet sich die deduktive Analyse anhand nominaler Kategorien an; das bedeutet, dass alle geschaffenen Kategorien gleichrangig sind.⁶ Bei der induktiven Kategorienbildung werden anhand der vorliegenden Texte nach einer ersten Sichtung Kategorien formuliert. Dies geschieht gestützt durch die Forschungsfragen. Die Kategorien können nach einer ersten Anwendung am Material wiederum revidiert, aktualisiert oder ergänzt werden.⁷ Mayring bezeichnet diese Kombination von deduktiver und induktiver Kategorisierung als Themenanalyse. Diese eigne sich besonders für offene und explorative Fragestellungen, wie sie bei dieser Arbeit vorliegen.⁸

Mayring beschreibt drei Schritte der Kategorienbildung: Zunächst soll die Kategorie genau auf ihre Bestandteile definiert und anschließend Ankerbeispiele mit konkreten Textstellen gegeben werden. Abschließend sollen Kodierregeln formuliert werden, um eine genaue Abgrenzung von anderen Kategorien zu ermöglichen. Das Formulieren von Ankerbeispielen und Kodierregeln kann aber bei eindeutig abgrenzbaren Kategorien weggelassen werden. Auch diese Arbeit wird wiederum revidiert und gegebenenfalls nachgeschärft.⁹

Knapp bietet einen linguistischen Blickwinkel für die qualitative Inhaltsanalyse an, der bei komplexen Texten – wie sie auch in dieser Arbeit vorliegen – angewandt werden kann. Man könne nämlich nicht davon ausgehen, dass ein Wort nur eine Bedeutung hätte, sondern sich diese durch den Einsatz in Sprache ergäbe. So meint er, würden sprachliche Äußerungen je nach Verwendung im Text den Inhalt desselben verändern.¹⁰ Das bedeutet für die Inhaltsanalyse:

„Wenn, wie es in einer Reihe von Inhaltsanalysen unreflektiert geschieht, der Inhalt des Textes entnommen werden soll, so handelt es sich immer um einen spezifischen Inhalt,

⁴ Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (Weinheim/Basel ¹³2022) 53–54.

⁵ Ebd., 60.

⁶ Ebd., 96.

⁷ Ebd., 85–86.

⁸ Ebd., 104.

⁹ Ebd., 96–98.

¹⁰ Werner Knapp, Die Inhaltsanalyse aus linguistischer Sicht. In: Philipp Mayring, Michaela Gläser-Zikuda (Hg.), Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse (Weinheim/Basel ²2008) 20–36, hier 21–22.

einen von vielen möglichen, der aufgrund eines bestimmten Verständnisses des Textes gewonnen wurde.“ (Hervorhebung im Original kursiv)¹¹

Knapp verweist in weiterer Folge auf drei Qualitätskriterien nach Bucher und Fritz (1989), die auch in der Inhaltsanalyse beachtet werden sollten: Zum einen sollten Handlungssequenzen und thematische Zusammenhänge betrachtet werden, anstatt einzelne Handlungen isoliert zu analysieren. Weiters wird das Prinzip der Explizitheit genannt. Demnach sollen „Regeln und Hintergrundannahmen [...] explizit formuliert werden.“ Zuletzt solle auch der eigene Sprachgebrauch der Forscher:in reflektiert werden.¹² Aufgrund der Komplexität und der verschiedenen Deutungsmöglichkeiten sei zwar keine Objektivität möglich, jedoch würde durch die genaue Definition der Kategorien unter Berücksichtigung der oben genannten Qualitätskriterien eine Nachvollziehbarkeit ermöglicht.¹³

Aufgrund dieser Überlegungen und der Komplexität der gewählten Texte wird in der Arbeit auf die Angabe von Ankerbeispielen verzichtet, da eine zu enge Einschränkung der Kategorien anhand dieser und die Beschränkung auf einzelne Worte dazu führen, dass die Texte nicht im vollständigen Maß analysiert werden können. Daher werden in der Arbeit, wie von Knapp vorgeschlagen, zunächst die einzelnen Kategorien inhaltlich genau definiert und anschließend nach einer ersten Sichtung des Materials erneut konkretisiert. Zusätzlich werden die analysierten Passagen auch in den Gesamtinhalt der Texte eingeordnet. Vor der Analyse der jeweiligen Texte werden die Biografie der Autor:innen und ein Überblick über den Inhalt des Gesamttextes gegeben sowie die formale Gestaltung und der Aufbau besprochen.

Aufgrund dessen, dass unter den zur Analyse gewählten Texten sich auch eine Graphic Novel befindet, erweiterte sich die Analyse derselben über die reine textliche Komponente hinaus. In diesem Fall wird die inhaltliche Analyse auch um eine Analyse der bildgestalterischen Elemente ergänzt.

¹¹ Ebd., 22.

¹² Ebd., 30.

¹³ Ebd., 35.

I THEORETISCHER TEIL

2 Kollektives Gedächtnis

Die Diskussion über das kollektive Gedächtnis ist eine sehr vielfältige. Als Vorreiter gilt der französische Philosoph und Soziologe Maurice Halbwachs, an dessen Definition die weitere Forschung anknüpft. Auch die Kulturwissenschaftler:innen Jan und Aleida Assmann stellen sich in diese Tradition und bauen mit ihrer Differenzierung in ein kommunikatives und kulturelles Gedächtnis auf den Grundlagen von Halbwachs auf. Auch der Historiker Pierre Nora denkt den Gedächtnisdiskurs neu und etabliert den Terminus *lieux de mémoire*.

Das kollektive Gedächtnis erweist sich als ein interdisziplinäres Thema, das besonders in Bezug auf den Holocaust an Bedeutung gewinnt. Das Erinnern an diesen nimmt heute eine zentrale Rolle in der Geschichtswissenschaft sowie der Geschichtsvermittlung ein. Dabei stellt der Gedächtnisdiskurs die Fragen, wie erinnert wird, wie Erinnerungen entstehen und wie sie weitergegeben werden. Daher wird in diesem Kapitel ein Überblick über drei Definitionsversuche eines kollektiven Gedächtnisses gegeben.

2.1 Kollektives Gedächtnis nach Halbwachs

Der Franzose Maurice Halbwachs formte den Begriff des kollektiven Gedächtnisses. Zentral daran ist die „soziale Bedingtheit des Gedächtnisses“¹⁴, was bedeutet, dass soziale Bezugsrahmen (*cadres sociaux*) das individuelle Gedächtnis prägen und erhalten. Demnach kann es kein Gedächtnis geben, wenn ein Individuum völlig von sozialen Kontakten abgeschirmt ist. Daraus folgend entsteht das Gedächtnis eines Menschen erst mit dessen Sozialisation. Es darf jedoch unter dem kollektiven Gedächtnis nicht verstanden werden, dass das Kollektiv selbst Erinnerung hat, sondern dass das individuelle Gedächtnis eines jeden einzelnen Mitglieds durch die Kommunikation im sozialen Gefüge gebildet wird.¹⁵

Das kollektive Gedächtnis ist zusätzlich auch identitätsstiftend für eine Gruppe. Dabei werden vor allem diese Aspekte hervorgehoben, die eine Kontinuität der Gruppe zeigen. Durch das

¹⁴ Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (Beck'sche Reihe 1307, München 2013) 35.

¹⁵ Ebd., 35–36.

kollektive Erinnern zeigt eine Person auch, Teil der Gruppe zu sein.¹⁶ Die Teilhabe an einer Gruppe kann sowohl unwillkürlich als auch freiwillig geschehen. Ohne das eigene Zutun wird man Teil der Familie oder Nation. Eine nicht von der Geburt an vorbestimmte Teilnahme an einer Gruppe entsteht durch ähnliche Interessen und Errungenschaften, aber auch durch Zwang, wie es beispielsweise im Rahmen der Wehrpflicht geschieht. Diese Gruppenzugehörigkeiten sind jedoch nicht final und können in Bedeutung und Dauer variieren. Andere Zugehörigkeiten sind hingegen zeitlich unbegrenzt, wie die der Herkunft oder des Geschlechts. Weiters dauert die Teilhabe an im weiteren Sinne familiären Gruppen durch das Gedenken auch über den Tod hinweg an. Durch die verschiedenen nachfolgenden Generationen bleibt die Zugehörigkeit bestehen.¹⁷

Im ersten Kapitel des posthum erschienenen Werkes *Das kollektive Gedächtnis* (1939) führt Halbwachs als Grundlage des kollektiven Gedächtnisses Folgendes an:

„Aber unsere Erinnerungen bleiben kollektiv und werden uns von anderen Menschen ins Gedächtnis zurückgerufen – selbst dann, wenn es sich um Ereignisse handelt, die allein wir durchlebt [...] haben. [...] Es ist nicht notwendig, daß andere Menschen anwesend sind [...]: denn wir tragen stets eine Anzahl unverwechselbarer Personen mit und in uns.“¹⁸

Folglich kann Erinnerung nicht ohne die Einflüsse unseres Umfeldes stattfinden. Dabei führt er als Beispiel einen Spaziergang durch London an, bei dem man je nach Begleitperson andere Inhalte und Eindrücke über die Stadt erhalten würde. Selbst wenn man diesen Stadtrundgang allein bestreiten würde, würde dieser dennoch von Erinnerungen über die im Leben gemachten Erfahrungen begleitet werden. Dadurch würden andere Personen, die die Erinnerung mitgeprägt haben, weiterhin Einfluss auf die momentane Situation nehmen, auch wenn diese nicht physisch auf dem gegangenen Weg anwesend wären.¹⁹ Halbwachs meint damit, dass, auch wenn man als Mensch allein ist, man immer noch Teil seines sozialen Umfelds ist und sich daraus sein Denken und Handeln ergibt. Das Gedächtnis kann demnach kein rein individuelles sein, sondern ist immer noch – aufgrund der Tatsache, dass der Mensch ein soziales Wesen ist – ein kollektives.

Das kollektive Gedächtnis nährt sich aus den „Erinnerungen an Ereignisse und Erfahrungen, die die größte Anzahl ihrer Mitglieder betreffen“.²⁰ Das bedeutet, dass, je mehr Menschen an

¹⁶ Angela Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis (Gießen 2008) 214–215.

¹⁷ Aleida Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik (München 2006) 21–22.

¹⁸ Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis (Fischer-Wissenschaft 7359, Frankfurt a. Main 1991) 2.

¹⁹ Ebd., 2–3.

²⁰ Ebd., 25.

einer Erinnerung teilhaben, diese umso stärker im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Sollte diese Erinnerung nur eine kleine Gruppe oder nur eine einzige Person betreffen, ist diese zwar noch immer im Gedächtnis enthalten, ist aber nicht zentral. Auch wenn die Bedeutung einer Erinnerung durch die Größe der erinnernden Gruppe bedingt ist, ist es trotzdem immer noch das Individuum, das sich erinnert und individuell den Fokus setzt. Halbwachs sieht das individuelle Gedächtnis als *Ausblickspunkt*, der eine Vorschau zum kollektiven Gedächtnis gibt und je nach Position in der Gruppe den Blickwinkel wechselt.²¹ Das individuelle Gedächtnis steht demnach in starker Verbindung mit dem kollektiven Gedächtnis und kann unter Umständen auch mit diesem verschmelzen. Im Gegensatz dazu kann das kollektive Gedächtnis nicht im individuellen Gedächtnis aufgehen. Gleichzeitig benötigt das individuelle Gedächtnis zum Teil fremde Erinnerungen, wenn es sich um Ereignisse handelt, die man nicht persönlich, sondern nur indirekt, durch beispielsweise Zeitungen, erfahren hat. Denn das individuelle Gedächtnis ist räumlich und zeitlich stärker als das kollektive Gedächtnis begrenzt. Daraus ergibt sich eine weitere Differenzierung in ein autobiografisches und ein historisches Gedächtnis, wobei das erste nur die persönliche Ebene einbezieht, das zweite sich auf nicht selbst erlebte Erfahrungen stützt.²²

Laut Halbwachs haben die verschiedenen Generationen großen Einfluss aufeinander. Eine besondere Bedeutung sieht er in der Verbindung zwischen der Großeltern- und der Enkelgeneration. Durch die Großeltern erhalten Kinder einen Kontakt zur Vergangenheit und werden somit an Gebräuche und Traditionen herangeführt. Gleichzeitig nähern sich die Großeltern den Enkelkindern an. Halbwachs stellt die Großelterngeneration als ein Bindeglied dar, die die Inhalte, die Kinder als historisch erfahren, verbildlichen und damit eine Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart bieten. Auch wenn die Erinnerungen der vergangenen Generationen verblassen, werden sie von nachfolgenden Generationen weitergetragen und bestehen im kollektiven Gedächtnis als lebendige Geschichte weiter. Die Vergangenheit lebt aber nicht nur durch die Erinnerung an Menschen weiter, sondern auch durch Bücher, Bilder und Örtlichkeiten. Im Laufe des Alters nähern sich die Generationen der jeweils anderen Generation an. Dadurch erscheinen einem rückblickend die zuvor besonders im Vordergrund stehenden Unterschiede geringer:²³

²¹ Ebd.; ebd., 31.

²² Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, 34–36.

²³ Ebd., 48–54.

„[A]ber je nach Alter und Umständen fallen einem besonders die Unterschiede oder die Ähnlichkeiten der Generationen auf, die sich bald ganz auf sich selbst stellen und sich voneinander entfernen, bald sich einander anschließen und miteinander verschmelzen.“²⁴

Mit der Zeit verändert sich also die Wahrnehmung dieser Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Die verschiedenen Generationen beeinflussen und formen sich gegenseitig im Laufe eines Lebens. Dadurch ist auch ein Einfluss auf das kollektive Gedächtnis gegeben. Denn die verschiedenen Generationen stehen immer in einer gewissen Beziehung zueinander, die sich aber im Laufe des Lebens weiterentwickelt.

Das Gedächtnis einer Gesellschaft kann sich aber nur so weit erstrecken, wie es Gruppen gibt, die sich daran erinnern können. Das bedeutet, dass Inhalte aus dem kollektiven Gedächtnis verblassen, sobald diejenigen Personen einer Gruppe verstorben sind, die sich daran erinnern könnten. Wäre also die Lebenserwartung der Menschen höher, würde das kollektive Gedächtnis auch weiter reichen. Dennoch kann man nur schwer sagen, ab wann eine Erinnerung tatsächlich erloschen ist, da es für das kollektive Gedächtnis reicht, wenn ein einzelner Teil der Gruppe sich noch daran erinnert.²⁵ Die Kontinuität, die das kollektive Gedächtnis charakterisiert, ist aber durch die zeitlichen Grenzen einer Gruppe limitiert. Bei Halbwachs wird das kollektive Gedächtnis dadurch klar von der Geschichte abgegrenzt. Geschichte beginnt dann, wenn es keine aktive Erinnerung an die Vergangenheit mehr gibt und das kollektive Gedächtnis nicht mehr darauf zurückgreift. Sobald es absehbar ist, dass es niemanden mehr gibt, der die Erinnerung im kollektiven Gedächtnis erhalten könnte, wird es notwendig, dass Inhalte verschriftlicht werden. Denn diese Verschriftlichung bedeutet Beständigkeit für Ereignisse aus der Vergangenheit, für die es keine Zeug:innen mehr gibt. Die Geschichte selbst zählt er nicht zum Gedächtnis, dem er einen kollektiven, aber keinen universellen Charakter zuschreibt.²⁶ Bringt man diesen Dualismus zwischen dem kollektiven Gedächtnis und der Geschichte in Zusammenhang mit dem Holocaust, könnte man davon ausgehen, dass dieser sich gerade in einer Zwischenstufe befindet. Es gibt zwar noch Zeitzeug:innen, aber die Verschriftlichung oder das Sichern des vorhandenen Wissens tritt immer mehr in den Fokus, um neue Erinnerungsmöglichkeiten zu schaffen.

²⁴ Ebd., 54–55.

²⁵ Ebd., 70–71.

²⁶ Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 43–45; Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, 66–68.

2.2 Kulturelles und kommunikatives Gedächtnis nach Assmann

Jan und Aleida Assmann erweiterten Halbwachs Konzept des kollektiven Gedächtnisses mit der Unterscheidung in ein kommunikatives und ein kulturelles Gedächtnis. Dabei dient der soziale Rahmen weiterhin als Grundgerüst für Erinnerung.²⁷ Eine soziale Gruppe ohne gemeinschaftliche Erinnerungskultur sei laut Jan Assmann unvorstellbar. Die Erinnerungskultur stünde immer im Zusammenhang mit einem Gedächtnis, das Gemeinschaft in einer Gruppe stifte. Grundlegend für eine Gruppe ist in Verbindung mit der Erinnerungskultur die Frage, was nicht zu vergessen sei. Beispielhaft dafür nennt Assmann Israel als Volk, das in der Tradition des Bewahrens gegründet worden sei und unter dieser Prämisse weiterbestünde. Erinnerung entstünde in Bezug auf die Vergangenheit, indem diese rekonstruiert wird. Um jedoch einen Bezug dazu herstellen zu können, ist es notwendig, dass diese konkret identifizierbar ist. Um dies zu erreichen, müsse es zu dieser noch Zeugnisse geben und sich diese vergangenen Zeugnisse klar vom Heute abgrenzen.²⁸

Dieser allgemeinen Erklärung zur Erinnerungskultur fügt Assmann noch eine genauere Differenzierung in die am Anfang genannten Gedächtnis-Ausformungen an. Das kommunikative Gedächtnis bezieht sich auf die rezente Vergangenheit, die als Erinnerungen in der Gegenwart vorhanden ist und über die Personen miteinander sprechen. Assmann beschreibt das kommunikative Gedächtnis mit dem so genannten *Generationen-Gedächtnis*, das mit an Ereignisse erinnernden Personen entsteht und vergeht. Das Gedächtnis einer Generation wird nach dem Tod der Erinnerungsträger:innen durch ein neues Gedächtnis abgelöst. Er bezeichnet die Dauer dieses Gedächtnisses mit drei bis vier biblischen Generationen, in denen persönliche Erfahrungen geteilt werden können. Weiters führte er den lateinischen Begriff des *saeculum* an, mit dem die Zeitspanne bezeichnet wird, in der es noch Angehörige einer Generation geben kann. Er gibt für die beiden genannten Zeiträume 80 Jahre an. Nach der Hälfte der Zeit würden Menschen, die das Ereignis als Erwachsene erlebt hätten, beginnen, ihre Erlebnisse auf Dauer festzuhalten. Dies ist mit dem Wunsch verknüpft, die Erinnerung an das Erlebte weiterzugeben.²⁹ Durch die Kommunikation zwischen den verschiedenen Generationen wird der Radius der Erinnerung größer, da die direkt nachfolgenden Generationen die eigenen Erfahrungen mit denen der vorherigen Generation verknüpfen würden. Durch das Verändern der Generationen verändert sich auch das gemeinsame Gedächtnis, weswegen es auch als Kurzzeitgedächtnis einer Gesellschaft

²⁷ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 218.

²⁸ Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 30–32.

²⁹ Ebd., 50–51.

bezeichnet werden kann.³⁰ Das kommunikative Gedächtnis bedarf, wie dessen Name impliziert, der Alltagskommunikation. Es zeichnet sich dadurch aus, dass die Kommunikation unspezialisiert, unorganisiert und reziprok ist. Die Rollen der Sprecher:innen können vertauscht werden und trotz des unorganisierten Charakters gibt es gewisse Spielregeln, die die Grenzen des Sprechens vorgeben. Das daraus entstehende Gedächtnis ist zum einen immer sozial vermittelt und zum anderen auf eine Gruppe bezogen. Eine einzelne Person hat dabei nicht nur an einer Gruppe teil, sondern an einer Vielzahl, was dazu führt, dass er Teil von einer Vielzahl von Gedächtnissen ist.³¹

Zwischen diesem kommunikativen Gedächtnis, das als lebendige Erinnerung bezeichnet wird, und dem kulturellen Gedächtnis steht laut Jan Assmann der so bezeichnete *floating gap*, der als Zwischenstück einen fließenden Übergang bildet. Das kulturelle Gedächtnis orientiert sich an „Fixpunkten in der Vergangenheit“³², wobei die Vergangenheit zu symbolischen Figuren werde. Diese Erinnerungsfiguren müssen nicht nur eine historische Komponente haben, sondern können auch mythologische Elemente beinhalten. Durch diese zum Teil rituellen Erinnerungsfiguren wird Identität für die erinnernde Gruppe geschaffen. Assmann bezeichnet die Teilhabe am kulturellen Gedächtnis als differenziert. Denn es gäbe spezielle Träger:innen dieses Gedächtnisses, die vom Alltagsgeschehen abgehoben seien.³³ Weiters geht das kulturelle Gedächtnis weiter als über die übliche Lebensdauer eines Menschen hinaus und kann von unbegrenzter Dauer sein. Sie hängt nämlich nur von materiellen und institutionellen Zeichen ab. Durch den zeitlosen Charakter bedarf es aber immer wieder einer Verknüpfung mit den lebendigen Gedächtnissen. Es ist aber dennoch nicht von seinen Träger:innen abhängig, sondern greift auf materielle Datenträger zurück, die verschiedenartig ausgeformt sein können. Diese können sowohl physischer als auch nicht-physischer Natur sein, d.h. diverse Medien wie Texte, Bilder und Monumente oder eben Feste und Riten. Erinnerung kann daher durch Materielles oder periodische Wiederholungen weitergegeben werden.³⁴

Das Totengedenken nimmt beispielsweise eine Übergangsfunktion in diesem Gedächtniskonzept ein, zum einen kann es Teil des kommunikativen Gedächtnisses sein, zum anderen auch Teil des kulturellen Gedächtnisses werden, wenn es in eine rituelle oder institutionelle Form übergeht.³⁵ Auch das Holocaust-Gedenken besitzt demnach eine Sonderstellung zwischen dem

³⁰ Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit, 25–26.

³¹ Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 724, Frankfurt a. Main 1988) 9–19, hier 10–11.

³² Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 52.

³³ Ebd., 51–54.

³⁴ Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit, 34–35.

³⁵ Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 60–61.

kulturellen und kommunikativen Gedächtnis. Zum einen gibt es noch einige wenige Menschen aus der Generation der Überlebenden und deren Nachkommen, die aktiv an die Verbrechen des Nationalsozialismus und den Toten gedenken können. Zum anderen geht das Gedenken an die Opfer durch die Einführung von Gedenktagen in eine rituelle Praxis über.

Der Holocaust nimmt im Allgemeinen eine Sonderstellung in dieser Thematik ein. Gedächtnis und Geschichte wurden lange Zeit in der Theorie von Halbwachs voneinander abgegrenzt. Weiters wurden von Historiker:innen lange Zeit in der Geschichtsforschung persönliche Erinnerungen als unseriöse Quellen angesehen, die durch ihren subjektiven Charakter keine objektive Rekonstruktion der Vergangenheit ermöglichen würden. Im Zug der Forschung zum Holocaust ab den 1980er-Jahren haben sich diese Ansichten geändert. Berichte von Zeitzeug:innen sind dort in den Fokus gerückt, wo Dokumente oder ähnliche Quellen keine Innenansicht über das Erlebte ermöglichen. Aleida Assmann hebt in diesem Zusammenhang Saul Friedländer hervor, der als Holocaust-Überlebender selbst als Historiker zum Holocaust tätig war. Durch die Erinnerung der Holocaust-Überlebenden habe sich der Blick von der Erforschung des Nationalsozialismus hin zu den Opfern gewandt. Dies erzeugt eine Multiperspektivität und zeigt Widersprüchlichkeiten der Erfahrungen sowohl auf Opfer- als auch auf Täterseite auf. Zeitzeugenberichte ermöglicht den, die nicht mehr darüber sprechen können, auch eine Stimme zu geben.³⁶

In Bezug auf den Holocaust ist nun allmählich der Zeitpunkt erreicht, an dem das oben genannte *saeculum* oder die drei biblischen Generationen vergangen sind. Das heißt, dass nun 80 Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs man sich in einer kritischen Übergangsphase zwischen dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis nach Jan und Aleida Assmann befindet. Durch die nachfolgenden Generationen wird aber noch aktiv an diese Zeit erinnert und diese – wie man anhand der steigenden Zahl an Texten der zweiten und dritten Generation Holocaust-Überlebender sieht – auch weiterhin bearbeitet und im kommunikativen Gedächtnis behalten. Wie lange dies jedoch noch der Fall ist, hängt von der weiteren aktiven Erinnerung an den Holocaust ab, die über die reine Erinnerungskultur mittels Gedenktage und -orte hinausgeht. Es ergibt sich die Frage, ob der Holocaust in der näheren Zukunft zu einem singulären Ereignis wird, an das nur Geschichtsbüchern erinnern.

Aleida Assmann stellt nicht in Frage, dass der Holocaust als bestdokumentiertes Menschheitsverbrechen Teil des kulturellen Gedächtnisses wird. Die Frage stellt sich eher nach der Qualität der Erinnerung, wenn die letzten Zeitzeug:innen verstorben sind. Sie sieht eine Gefahr in einer

³⁶ Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit*, 47–49.

möglichen Verflachung oder Verengung. Daher müsse man auf eine Vielfalt der Erinnerung achten, damit es nicht zu einer Stereotypisierung und Ritualisierung der Erinnerung kommt.³⁷

In weiterer Folge etablierte in den 1980er-Jahren der Historiker Pierre Nora den Terminus *lieux de mémoire* (Erinnerungsorte) in der Geschichtswissenschaft. Dabei identifizierte er gemeinsam mit diversen anderen Autor:innen relevante Erinnerungsorte für das französische Nationalgedächtnis. Oftmals wird dieser Begriff auf seine geografische Komponente reduziert und als tatsächlicher Ort wie beispielsweise eine Gedenkstätte verstanden. Diese können geografische Orte meinen, der Begriff *Ort* ist jedoch weitläufiger und mit dem Begriff *Topos* in Verbindung zu bringen und demnach weiter zu verstehen. Ein Erinnerungsort kann als solcher identifiziert werden, wenn dieser für den Gedächtnis- und Identitätsdiskurs von Bedeutung ist. Er umfasst dabei auch Daten, Personen, Rituale etc. und hängt dabei vom Blick der Forscher:in ab. Er geht dabei nicht von einem historischen Ereignis selbst aus, sondern definiert sich danach, wie dieses in der Gegenwart rekonstruiert, gebraucht und weitergegeben wird.³⁸

3 Trauma

Der Begriff *Trauma* wird meist inflationär in unterschiedlichen, auch alltäglichen Kontexten gebraucht, wodurch eine Unschärfe in seiner tatsächlichen Bedeutung entsteht und es notwendig wird, eine genauere Definition des Begriffs zu finden. Daher wird in diesem Kapitel zunächst auf die individuelle Perspektive sowie die medizinische Diagnose von Traumata eingegangen. Anschließend wird der Begriff des kollektiven Traumas besprochen, bevor im Speziellen die Möglichkeit der transgenerationalen Weitergabe von Traumata behandelt wird. Abschließend wird der Blick auf die Auswirkung des Holocaust-Traumas auf die zweite und dritte Generation gelenkt.

3.1 Individuelles Trauma

3.1.1 Definitionsversuche

Unter dem aus dem Griechischen kommenden Begriff *Trauma* verstand man ursprünglich in der Medizin eine Verletzung, die durch Kraft von außen dem Körper zugefügt wurde. Erst

³⁷ Ebd., 246–247.

³⁸ Cornelia Siebeck, Erinnerungsorte, *Lieux de Mémoire*. In: Docupedia-Zeitgeschichte (02.03.2017) <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.784.v1> (18.08.2023).

gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff auf psychische Phänomene erweitert. Bei einem psychischen Trauma gibt es jedoch nicht die Möglichkeit, dieses anhand einer äußerlichen Verletzung zu erkennen, weswegen der Begriff in diesem Kontext metaphorisch zu verstehen ist. Entwickelt habe sich der Begriff dadurch, dass man zunächst von einer nicht nachweisbaren körperlichen Beschädigung ausging und somit ein ähnlicher Auslöser wie bei einem körperlichen Trauma gegeben wäre. Das Trauma im psychischen Sinne entspricht aber nicht einer Verletzung, sondern, wie es Sigmund Freud beschreibt, einem *Erlebnis*. Dies betont, dass nicht die *Folgen* der Krafteinwirkung wie bei einem körperlichen Trauma zentral sind, sondern das *Erlebnis* selbst, das auslösend war. Die psychologische Diagnose hänge nämlich nicht nur vom Krankheitsbild ab, sondern müsse auch das traumatisierende Ereignis in den Blick nehmen.³⁹ Kühner fasst die Veränderung in der Begriffsdefinition folgendermaßen zusammen:

„Während das körperliche Trauma ein Ergebnis bezeichnet, ist das psychische ein Prozess; das körperliche besteht in einer konkreten Verwundung, das psychische in einer metaphorischen Verwundung der Seele, deren Wirkungsweise nur schwer zu erfassen ist.“⁴⁰

Kühnert unterscheidet dabei zwischen Ergebnis und Prozess. Das psychische Trauma ist von außen schwer feststellbar, da es keine offensichtliche Verwundung, d.h. ein Ergebnis, gibt. Es bedarf daher einer genaueren Untersuchung von Ursachen und Symptomen.

Freud ist insofern von Bedeutung, als er den Trauma-Begriff in Verbindung mit dem Gedächtnis gebracht hat, in der Annahme, dass die Erinnerung an ein traumatisches Ereignis ausschlaggebend sei. Weiters gilt der Franzose Pierre Janet als maßgebend. Dieser ging in seiner Forschung von einem Traumagedächtnis und einem Erzählgedächtnis aus, wobei im Traumagedächtnis das vergangene Erlebte unbewusst wiederholt, im Erzählgedächtnis hingegen das Vergangene bewusst reflektiert würde. Janets Therapieansatz ist es daher, durch Hypnose verdrängte traumatische Erlebnisse wieder ins Bewusstsein und zu einem narrativen Erinnern zu bringen, um durch das Erzählen ein Vergessen der psychischen Verletzungen zu ermöglichen. Dies steht im Kontrast zu Freuds Therapieansatz, der ein erneutes Durchleben vorsieht und als mögliche Folge dessen das Vergessen sieht. Die Wiederholung sei demnach eine Ersatzhandlung des Erinnerns. Erst später bewegte sich Freud weg von der Traumatisierung als alleiniger Auslöser und fokussierte sich auf ungelöste Konflikte aus der Kindheit als Ursache von psychischen Störungen.⁴¹

³⁹ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 33–35.

⁴⁰ Ebd., 35.

⁴¹ Mathias Berek, Oliver Dimbath, Nina Leonhard, Valentin Rauer, Trauma. In: Gerd Sebald, Mathias Berek, Kristina Chmelar, Oliver Dimbath, u. a. (Hg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung (Wiesbaden 2023) 539–554, hier 541–542.

In der Traumatheorie nach Freud wird angenommen, dass starke Affekte aufgrund eines traumatischen Ereignisses nicht richtig verarbeitet und reguliert werden können. Das psychische System würde sich mit Verdrängen in das Unbewusste schützen. Dabei würden die unterdrückten Affekte unbewusste Angst auslösen und selbst ebenfalls traumatisierend wirken. Damit werden die auslösenden Ereignisse nicht als singulär, sondern in ihrer Verarbeitung als traumatisierend betrachtet. Die Traumatheorie nach Freud wurde in späterer Zeit dahingehend erweitert, dass nicht nur eine fehlende Affektregulation und -verarbeitung ausschlaggebend seien, sondern dass eine Traumatisierung eine bedrohende existenzielle Dimension einschließe, die höchste Angst auslöse und menschliche Grundbedürfnisse einschränke.⁴²

Berek et al. (2023) definieren den Begriff Trauma folgendermaßen und gehen dabei nicht nur vom Auslöser aus, sondern betonen die persistenten Folgen desselben bis in die Gegenwart:

*Das Trauma besteht somit aus dem Verletzungsereignis und seiner unbewussten Nachwirkung in Form von Träumen, Flashbacks oder Halluzinationen als einer Selektionsleistung eines Körpergedächtnisses. Die Therapie kann einerseits durch erinnernde Rückbezüge und Bewusstmachung erfolgen, andererseits durch pharmakologische Maßnahmen zur Linderung der Erkrankungssymptomatik.*⁴³

Sie sprechen dabei von einem Ereignis, das unbewusste Nachwirkungen auf die Betroffenen habe. Als Therapieansätze werden das Bewusstmachen des Traumas sowie medikamentöse Symptomlinderung genannt.

Es wird jedoch nicht jedes Erlebnis zu einem Trauma, da der Mensch über Bewältigungsmechanismen verfüge, durch die solche Erlebnisse verarbeitet werden können. Ähnlich zu Freuds Annahme einer gestörter Affektregulation habe ein traumatisches Ereignis zur Folge, dass diese Mechanismen nicht oder nicht hinreichend ausgeführt werden können.⁴⁴ Fischer und Riedesser formulieren folgende Definition eines psychischen Traumas:

*„Psychische Traumatisierung lässt sich definieren als vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen der Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung im Selbst- und Weltverständnis bewirkt.“*⁴⁵

⁴² Christian Kohlross, Individuelles und kollektives Trauma, und warum Verwaltungen die bessere Organisationsform sind. In: Stephanie Hartung (Hg.), Trauma in der Arbeitswelt (Berlin/Heidelberg 2019) 75-90, hier 77–78.

⁴³ Berek, Dimbath, Leonhard, Rauer, Trauma, 543.

⁴⁴ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 37.

⁴⁵ Gottfried Fischer, Peter Riedesser, Lehrbuch der Psychotraumatologie (UTB 8165, München 62023) 428.

Auch sie gehen auf die Bewältigungsmöglichkeiten des traumatisierenden Ereignisses ein, die in Widerspruch zu demselben stehen und an ihre Grenzen kommen, und streichen dabei aber zusätzlich die Selbstwahrnehmung hervor, die gestört wird.

Bei einem traumatischen Ereignis kommt es zu neurobiologischen Abläufen im Gehirn, bei denen Informationen fehlerhaft abgespeichert werden. Im Laufe des traumatischen Ereignisses kommt es zur Dissoziation der Wahrnehmung und dem Gefühl der Zeitlosigkeit. Betroffene würden das Ende des Ereignisses nicht bewusst erleben. Dieses würde zwar subkortikal gespeichert, könne aber nicht bewusst gemacht werden. In Extremsituationen könne nicht nur das Ende, sondern auch die Erfahrungen während des Ereignisses subkortikal gespeichert werden. Dies habe zur Folge, dass die traumatische Erfahrung „nicht fühlbar, nicht erinnerbar und nicht aussprechbar, jedoch implizit gespeichert und im späteren Leben durch vergleichbare Trigger jederzeit aktivierbar [ist].“⁴⁶ Das bedeutet, dass das Erlebte zwar im Gehirn abgespeichert wird, aber nicht durch die betroffene Person bewusst abgerufen werden kann, um es zu verarbeiten. Dennoch sei es schlummernd vorhanden und könne, ausgelöst durch unterschiedliche Reize, psychische Nachfolgen haben.

Angela Kühner stellt in ihrem Buch *Trauma und kollektives Gedächtnis* verschiedene Charakteristika im Umgang der Betroffenen mit ihrer Traumatisierung vor: Betroffene würden einerseits von dem traumatischen Erlebnis nicht losgelassen, andererseits würden sie versuchen, das Erlebte und die damit einhergehenden Emotionen zu verdrängen. Diese beiden konträren Reaktionen werden nach Mardi Horowitz als *intrusion* and *denial* bezeichnet, d.h. das ständige Wiedererleben und gleichzeitige Verdrängen des Erlebten. Diese beiden Mechanismen werden auch als Teil des Bewältigungsprozesses eines Traumas gesehen, bei dem das Umfeld sowohl förderlich als auch hinderlich wirken kann. So spricht Kühnert auch von Trauma als Prozess und orientiert sich dabei an der sequenziellen Traumatisierung nach Hans Keilson. Demnach besteht ein Trauma nicht nur aus einem Ereignis, sondern kann in verschiedene Sequenzen unterteilt werden, die unterschiedliche Auswirkungen auf die Verarbeitung des Erlebten haben. So sei nicht nur das traumatische Erlebnis selbst ausschlaggebend dafür, ob psychische Probleme daraus entstehen, sondern auch, wie danach mit dem Erlebten umgegangen wird. Demnach ist auch der Umgang mit den Betroffenen wichtig, da beispielsweise die Befragung über das Erlebte oder das Verhalten gegenüber Traumatisierten zu Retraumatisierungen führen

⁴⁶ Natascha Unfried, Biologische und neurobiologische Hintergründe der Traumatisierung. In: Marianne Rauwald (Hg.), *Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen* (Weinheim 2013) 47-54, hier 49.

kann.⁴⁷ Holocaust-Überlebende hätten laut Keilson eine dreiteilige Traumatisierung erlebt. Zum einen die Belastung durch die Verfolgung, die Zeit im Konzentrationslager oder als sogenanntes U-Boot im Versteck sowie die Nachkriegszeit, in der die Schwierigkeiten der Wiedereingliederung in die Gesellschaft zu bewältigen waren.⁴⁸ Ein zusätzlicher Grund für eine Retraumatisierung bei Holocaust-Überlebenden kann durch Erfahrungen von Antisemitismus entstehen.⁴⁹

In Verbindung mit dem oben genannten Verdrängungsmechanismus *denial* steht die *Latenz*. Während des traumatischen Ereignisses nimmt die Person das Geschehen nicht in seinem vollen Ausmaß wahr. Daher können erst viel später Bedeutung und Ausmaß erfasst werden und Symptome der Traumatisierung auftreten, was oftmals auch bei Holocaust-Überlebenden der Fall war. Dadurch, dass das Erlebte nicht sofort in der Situation verarbeitet werden kann und keine unmittelbare Reaktion folgt, scheint das Erlebte für eine spätere Verarbeitung abgespeichert zu werden. Das Wiederholen der traumatischen Erfahrungen wird als Re-Inszenierung bezeichnet. Dabei wird versucht, aus Szenen des Erlebten eine neue Erfahrung zu machen, um somit die Ohnmacht der Situation zu überwinden und Kontrolle darüber zu erlangen. Scheitert jedoch diese Re-Inszenierung, kann es zu einer Re-Traumatisierung kommen, was als Wiederholungszwang bezeichnet wird. Wie bereits erwähnt, ist mit dem traumatischen Erlebnis meist das Gefühl der absoluten Ohnmacht verbunden. Dieses kann sich aber auch in der Zeit danach durch Traumasymptome wie immer wiederkehrende Erinnerungen oder Dissoziation äußern, die wiederum das Gefühl des Ausgeliefertseins hervorrufen. Daher sei in der Therapie diesbezüglich besonderes Feingefühl notwendig. Weiters können Traumatisierte durch politisches oder soziales Engagement in Bezug auf das Erlebte sowie durch Re-Inszenierung diese Ohnmacht überwinden, um wieder Macht über sich selbst zu erlangen.⁵⁰

Im Umgang mit traumatisierten Menschen ist auch die Auswirkung der Traumatisierung auf Beziehungsgeflechte zu beachten, da Traumaerfahrungen auf die Interaktion mit anderen Menschen im Nachhinein Einfluss nehmen können. So stünde oft die Täter:in als unsichtbare Dritte in der Beziehung zur betroffenen Person, sodass beispielsweise der Täter:in geltende Aggressionen auf andere Personen im Umfeld übertragen würden. Ebenfalls ist das Schweigen ein oft auftretendes Phänomen, das nicht nur auf individueller, sondern auch auf kollektiver Ebene

⁴⁷ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 40–44.

⁴⁸ Elli Kaminer-Zamberk, Die Folgen der Shoah in der Zweiten Generation. In: Marianne Rauwald (Hg.), Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen (Weinheim 2013) 77–88, hier 78.

⁴⁹ Antisemitismus-Meldestelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Antisemitische Vorfälle 2022 in Österreich (Wien 2023) 21, online unter https://www.antisemitismus-meldestelle.at/files/ugd/0a9e18_3870b78f67ac4645a99438cfl88ecc6d.pdf (04.08.2023).

⁵⁰ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 48–50.

auftreten kann. Dieses Schweigen dient als schützende Funktion, jedoch kann das Gegenteil davon, das bewusste Sprechen darüber, als Emanzipation von der traumatischen Erfahrung dienen. Beides findet sich im Umgang mit dem Holocaust. Besonders bei Holocaust-Überlebenden sei der Wunsch, Zeugnis über ihre Erlebnisse abzulegen, entstanden. Damit steht stark die Beschäftigung mit dem Tod in Verbindung. So wird gesagt, dass Überlebende aufgrund ihrer Erfahrungen mehr den Toten als den Lebenden nahestünden. Aus dieser Verbindung ergibt sich, dass die Überlebenden im Andenken an die Verstorbenen über das Erlebte berichten möchten.⁵¹ In einem Bericht über die psychotherapeutische Arbeit mit Holocaust-Überlebenden wird ebenfalls der Gegensatz von Sprechen und Verschweigen hervorgehoben. Die traumatisierten Überlebenden würden im Verarbeitungsprozess zum einen dem in der Vergangenheit Erlebten entfliehen wollen, zum anderen sich diesem annähern müssen. Besonders zu Beginn müssten sie sich mit ihrem Überlebenskampf und den gleichzeitig ausgestandenen Ängsten intensiv auseinandersetzen. Die Autor:innen erwähnen hierbei als Beispiel die Psychotherapie eines Holocaust-Überlebenden, der dabei sein nach außen geprägtes Bild des starken Mannes und Helden mit seinen Ängsten konfrontieren musste. Diese Ambivalenz hätte er im Verlauf zum ersten Mal offen eingestehen können, die er sonst von seinem Umfeld verheimlicht hatte. Mit der Öffnung über seine Vergangenheit habe er Trauerarbeit zu seinen ermordeten Familienmitgliedern geleistet und Schuldgefühle diesbezüglich verarbeitet.⁵²

Bohleber erwähnt weitere Mechanismen der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen. Traumatisierte Menschen würden Schuldgefühle in Bezug auf das Erlebte entwickeln, um das Gefühl der Hilflosigkeit und passiv ausgeliefert zu sein, in eigene verursachende Aktivität umzuwandeln. Außerdem kann es dazu kommen, dass für die betroffene Person die Grenzen zwischen ihr selbst und den anderen verschwinden. Dadurch würde das Selbst- und Identitätsgefühl zusammenbrechen.⁵³

3.1.2 Trauma aus medizinischer Perspektive

Im Jahr 1980 wurde die Traumatisierung im amerikanischen Raum durch die *American Psychiatric Association* als medizinische Diagnose etabliert, was eine öffentliche Anerkennung des Erlittenen ermöglichte.⁵⁴ Heute findet sich das Trauma als Krankheitsbild in der aktuellen

⁵¹ Ebd., 53–57.

⁵² Revital Ludewig-Kedmi, Silvie Tyrangiel, Zwischen Trauer, Schuldgefühlen und Opferneid. Psychotherapie mit Holocaust-Überlebenden. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte (Zürich 2002) 25–40, hier 27–29.

⁵³ Werner Bohleber, Erinnerung, Trauma und kollektives Gedächtnis – Der Kampf um die Erinnerung in der Psychoanalyse. In: PSYCHE 61, H. 4 (2007) 293–321, hier 310–311, doi:10.21706/ps-61-4-293.

⁵⁴ Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit, 80.

medizinischen Klassifizierung von Krankheiten, der *ICD-11*⁵⁵ der *World Health Organization* (WHO), als *post traumatic stress disorder* (PTSD, dt. posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)). Diese findet sich unter der Kategorie der Störungen, die nach belastenden oder traumatischen Ereignissen auftreten. Eine PTBS (nach der ICD-11 unter 6B40 kodiert) kann sich nach einem lebensbedrohlichen Ereignis oder einer Reihe an Ereignissen entwickeln. Für die Erkrankung ist charakteristisch, dass die Betroffenen das oder die Erlebnisse in lebhaften Erinnerungen, Flashbacks oder Albträumen wiedererleben. Diese werden von starken und überwältigenden Gefühlen wie beispielsweise Angst und körperlichen Reaktionen begleitet. Weiters verdrängen Betroffene Gedanken und Erinnerungen daran oder meiden Tätigkeiten, Gespräche, Situationen und Personen, die an das Ereignis erinnern könnten. Als weiteres Charakteristikum wird die Wahrnehmung von akuten Bedrohungen genannt, was sich in Hypervigilanz oder verstärkter Schreckreaktion auf unerwartete, äußere Reize zeigen kann. Häufige mit einer PTBS auftretende Gefühle sind neben Angst auch Wut, Scham, Traurigkeit oder Schuldgefühle, unter anderem überlebt zu haben. Die Symptome müssen für mehrere Wochen anhalten und merkliche Einschränkungen in verschiedenen Lebensbereichen mit sich bringen, um als PTBS anerkannt zu werden. Symptome können jederzeit nach Erleben des traumatischen Ereignisses auftreten, jedoch geschieht dies meist innerhalb von drei Monaten nach dem Erleben desselben.⁵⁶ Als Reaktion auf ein oder mehrere traumatische Ereignisse kann sich eine *complex post traumatic stress disorder* (cPTSD, dt. komplexe posttraumatische Belastungsstörung (komplexe PTBS)) entwickeln (nach der ICD-11 unter 6B41 kodiert). Dabei treten alle Symptome einer PTBS auf, werden aber durch schwere und ständige Probleme in der Affektregulation, negative Selbstwahrnehmung in Bezug auf das oder die traumatischen Ereignisse sowie Probleme, Beziehungen zu erhalten oder Nähe zu anderen zuzulassen, begleitet. Auslösende Ereignisse für eine komplexe PTBS sind unter anderem Folter, Internierung in Konzentrationslagern, Sklaverei, Erfahrungen von Genozid, fortdauernde häusliche Gewalt oder sexueller Missbrauch.⁵⁷ In der ICD-10 findet sich nur die PTBS (codiert unter F43.1) als eigenes Krankheitsbild. Es wird jedoch darauf verwiesen, dass es bei langjährigem Andauern der Symptome zu einer

⁵⁵ ICD-11 steht für die 11. Revision der *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems*, die im Jahr 2019 von der WHO verabschiedet wurde. Ab Jänner 2022 ist diese mit einer fünfjährigen Übergangsfrist auch in Österreich gültig. Bis dato, April 2025, ist nur eine deutsche Entwurfsfassung abrufbar, weiterhin ist die ICD-10 in Gebrauch.

⁵⁶ *World Health Organization*, 6B40 Post traumatic stress disorder. In: ICD-11 for Mortality and Morbidity Statistics (2022), online unter <https://icd.who.int/browse/2024-01/mms/en#2070699808> (03.01.2023).

⁵⁷ *World Health Organization*, 6B41 Complex post traumatic stress disorder. In: ICD-11 for Mortality and Morbidity Statistics (2022), online unter <https://icd.who.int/browse/2024-01/mms/en#585833559> (03.01.2023).

andauernden Persönlichkeitsänderung kommen kann. Auslösende Extrebelastungen können unter anderem Konzentrationslagererfahrungen sein.⁵⁸

3.2 Kollektives Trauma

Bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das Konzept der Traumatisierung von einem Individuum auf eine Gruppe erweitert. Walter Bühl griff die bisher vorhandenen Vorstellungen, dass Trauma und Identität in Zusammenhang stünden, auf und brachte sie in Verbindung mit dem Kollektiv. Dabei bediente er sich zusätzlich des Konzepts des Schattens. Dieser Schatten ist als Schatten des individuellen Ichs zu sehen und entspricht nicht dem Ich-Ideal. Dieser kann als Ausblendung unerwünschter Erfahrungen bezeichnet werden. Der Schatten stellt die dunkle und unterdrückte Seite des Ichs dar und kann „durch seine Verdrängung und Verleugnung zu Projektionen auf andere Personen oder Seiten des Ich führen [...]“.⁵⁹ In Bezug auf Kollektiverlebnisse kann dieser Schatten auf eine ganze Gruppe bezogen werden. Jedoch muss nicht jede Traumatisierung zwangsläufig zur Bildung eines sogenannten Schattens und damit eines kollektiven Traumas führen.⁶⁰

Grundsätzlich ähneln sich individuelles und kollektives Trauma in der Definition der gestörten Affektregulation. Jedoch ist bei ersterem ein Individuum von der Traumatisierung betroffen, bei zweiterem eine Gruppe, die sich auf verschiedenen Ebenen wie Familie, Unternehmen, Staat oder andere Organisationen erstrecken kann. Denn nicht nur Individuen, sondern auch Kollektive könnten Gefühle regulieren. Dabei bezeichnet Kohlross die Steuerung von Emotionen als Kulturleistung. Wenn ein Kollektiv seiner Funktion im sozialen Gefüge nicht mehr nachkommt, würden Emotionen, vorrangig Angst, ausgelöst und das Kollektiv in einen Zustand der Traumatisierung versetzt. Dennoch bedeutet dies nicht, dass jeder einzelne Angehörige dieser Gruppe traumatisiert sein muss. Die Traumatisierung einer Einzelperson unterscheidet sich nämlich von der eines Kollektivs.⁶¹ Der Unterschied zwischen der individuellen und der kollektiven Traumatisierung würde sich laut Kohlross nicht in der Strukturstörung oder der Art der Abwehrmechanismen wiederfinden, sondern in der Umsetzung der Abwehrmechanismen. Er führt dabei als Beispiel an, dass sich bei Kriegstraumatisierten ohnmächtige Wut in Panikattacken äußern würde, ein traumatisiertes Kollektiv würde hingegen unter Umständen mit

⁵⁸ Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (Hg.), ICD-10 BMSGPK 2022 - Systematisches Verzeichnis (2021) 232, online unter https://www.statistik.at/fileadmin/pages/388/ICD-10_BMSGPK_2022.pdf (05.01.2023).

⁵⁹ Berek, Dimbath, Leonhard, Rauer, Trauma, 544.

⁶⁰ Ebd., 543–544.

⁶¹ Kohlross, Individuelles und kollektives Trauma, 79.

Xenophobie reagieren. Auf den ersten Blick können die beiden Reaktionen als unterschiedlich verstanden werden, hätten aber laut ihm die Gemeinsamkeit, dass es sich um einen projektiven Abwehrmechanismus handle.⁶²

Kühner geht in ihrer Definition noch weiter: Würde man das kollektive Trauma unter der allgemeinen Trauma-Definition verstehen, dass es sich dabei um Ereignisse handle, „von denen sich im Nachhinein herausstellt, dass sie die Verarbeitungsmöglichkeiten des Kollektivs überforderten und bleibenden Schaden hinterlassen haben“⁶³, würde diese in Bezug auf das Kollektiv zu kurz greifen. Daher schlägt Kühner folgenden Erklärungsversuch an:

„Ein kollektives Trauma könnte als ein Ereignis definiert werden, das für die kollektive Identität als besonders relevant erlebt wird und im kollektiven Gedächtnis einen noch näher zu bestimmenden Sonderstatus einnimmt.“⁶⁴

Sie rückt hierbei den Identitätsbegriff und das kollektive Gedächtnis in den Vordergrund. Dabei seien nicht zwingend die direkte Reaktion und Affekte auf das Ereignis wichtig, sondern welche Auswirkungen dieses auf das Kollektiv und sein Selbstverständnis hat und wie im kollektiven Gedächtnis damit umgegangen wird.

Kollektives Trauma bedarf auch einer Repräsentation des traumatischen Ereignisses im kollektiven Gedächtnis. Bohleber meint in Bezug auf historische Ereignisse wie den Holocaust, dessen Ziel die Auslöschung einer ethnisch-religiösen Gruppe war, dass es zum Einbeziehen des traumatischen Ereignisses in das Narrativ eines gesellschaftlichen Diskurses bedarf. Dieser entstehe durch die Disparität von historischer Wahrheit und die Verleugnung und Abwehr des Geschehens. Wenn es in einer Gesellschaft nicht die Möglichkeit gibt, über das Erlebte zu sprechen – sei es aufgrund von Verboten oder gesellschaftlichen Abwehrtendenzen – leidet das Selbstverständnis darunter und als Erklärung wird die eigene Schuld gesehen. Opfer sind auch gleichzeitig Zeugen ihres traumatisierenden Erlebens. Oft würden sie aber nicht die Möglichkeit bekommen, Zeugnis abzulegen, da ihre Zuhörer:innen nicht durch negative Gefühle oder Schuldzuweisungen belastet werden wollen. Bohleber meint, dass die Grenzen des Sagbaren „mit gesellschaftlichen Einschränkungen, Umdeutungen und Tabuisierungen“⁶⁵ verbunden seien. Einerseits möchte sich der Traumatisierte nicht erneut mit dem Erlebten auseinandersetzen, andererseits könne der Erzählrahmen das Erfahrene und Erinnernte verfälschen.⁶⁶ Daher

⁶² Ebd., 80.

⁶³ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 88.

⁶⁴ Ebd., 89.

⁶⁵ Bohleber, Erinnerung, Trauma und kollektives Gedächtnis, 313.

⁶⁶ Ebd., 312–313.

bedarf die Weitergabe von traumatisierenden Ereignissen in seiner historischen Bedeutung in der Geschichtswissenschaft eines Feingefühls:

„Damit stellt sich für sie [Anm.: die Geschichtswissenschaft] allerdings die Frage, wie die authentische kollektive Erfahrung eines Traumas angemessen zu beschreiben ist, so daß der Horror der Erfahrung und das schockierende, brutale, sinnlose Faktum des Traumas nicht sinnstiftenden historischen Kategorien unterworfen wird, in denen der traumatische Charakter des Ereignisses verschwindet.“⁶⁷

In historischen Erzählungen darf demnach das Erlebte nicht trivialisiert und dem Vorgang der historischen Erzählung unterworfen werden, sodass aus dem Trauma eine Untermalung des Historischen wird.

3.3 Transgeneracionales Trauma

Unter transgeneracionalem Trauma versteht man, dass traumatische Erfahrungen und deren psychische Folgen von traumatisierten Menschen auf nachfolgende Generationen weitergegeben werden. In der Literatur wird die Existenz eines transgenerationalen Traumas zum Teil strittig dargestellt.

Die Terminologie im Zusammenhang mit der transgenerationalen Weitergabe von Traumata ist aber uneinheitlich. So wird zum Teil nicht von der Weitergabe von Traumata, sondern von Traumaaspekten gesprochen. Zusätzlich gibt es die Verwendung unterschiedlicher Begrifflichkeiten für *transgenerational* wie *inter-*, *multi-* oder *crossgenerational*. Kellermann schlägt die Verwendung des Begriffs *parentale Weitergabe* vor, da eine Weitergabe von Eltern auf ihre Kinder vorherrscht.⁶⁸ In dieser Arbeit erscheint es jedoch sinnvoll, die Bezeichnung *transgenerational* zu verwenden, da nicht nur die Generation der Kinder, sondern auch die der Enkelkinder ins Auge gefasst wird. Die Erweiterung auf die dritte Generation findet sich auch in der Fachliteratur.

In der Traumaforschung geht man laut Kühner mittlerweile davon aus, dass nicht eine direkte, persönliche Bedrohung für eine Traumatisierung notwendig sein muss. Unter anderem gäbe es auch ein sogenanntes Zuschauertrauma, durch das zum Beispiel Angehörige oder Ersthelfer:innen von Opfern traumatischer Ereignisse betroffen sein können. Es kommt dabei zu einer indirekten Traumatisierung. Dabei ist nicht das traumatische Erlebnis selbst ausschlaggebend,

⁶⁷ Ebd., 314.

⁶⁸ Natan Kellermann, „Geerbtes Trauma“ - Die Konzeptualisierung der transgenerationalen Weitergabe von Traumata. In: José Brunner, Nathalie Zajde (Hg.), Holocaust und Trauma. Kritische Perspektiven zur Entstehung und Wirkung eines Paradigmas (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 39, Göttingen 2011) 137-160, hier 139.

sondern die enge Beziehung der traumatisierten Person mit anderen. Als Beispiel dafür können Therapeut:innen oder Kinder von Holocaust-Überlebenden gesehen werden. Die Personen entwickeln Traumareaktionen, die üblicherweise bei direkt Betroffenen auftreten. Zusätzlich kommt es darauf an, welcher Gruppe sich die sogenannte *Zuschauer:in* zugehörig fühlt. Das bedeutet, dass ein Unterschied im Einfluss auf diese in der Täter- oder Opferzugehörigkeit der Person zu sehen ist, da Angehörige der Opfergruppe sich mehr mit der traumatisierten Person identifizieren könnten.⁶⁹

Mit Blick auf die transgenerationale Weitergabe innerhalb einer Familie können Eltern oder Großeltern traumatische Erfahrungen aber nicht nur in kommunikativer Weise weitergeben, sondern auch deren psychosoziale und pathogene Folgen an die nachfolgenden Generationen übermitteln. Die Idee einer transgenerationalen Tradierung findet sich besonders in Familien von Opfern, Täter:innen und Bystandern des Nationalsozialismus wieder. Sprachlich wird diese Weitergabe in Bezeichnungen wie zweite oder dritte Generation ausgedrückt. Das Ursprungsereignis wirkt in diesen Generationen traumatisierend oder belastend weiter, wodurch das Trauma „zu einer generationsübergreifenden Erfahrung“⁷⁰ wird.⁷¹

Rothschild bespricht in seinem Artikel, dass Tradierung nicht nur durch das *Gesagte*, sondern auch durch das *Nicht-Gesagte* stattfindet. Denn ein Kind könne auch das Nicht-Gesagte deuten und dazu Inhalte projizieren und fantasieren. Eltern würden einerseits bewusst, andererseits aber auch unbewusst Inhalte nicht mitteilen, da diese ihnen selbst durch Verdrängung, Vergessen oder Verleugnen nicht präsent seien.⁷² Seine These lautet diesbezüglich folgendermaßen:

„Tradiert wird nicht nur das Mitgeteilte, sondern auch das Nicht-Mitgeteilte und Verschwiegene, und es muss, so oder so, in die psychische Repräsentanz (Vorstellungswelt) des Subjekts integriert werden und bleibt dort, wie jeder andere psychische Inhalt, als Teil der ‚historischen Wahrheit‘ wirksam.“⁷³

Rothschild betont dabei, dass auch wenn Inhalte nicht bewusst weitergegeben werden, sie dennoch tradiert werden können. Seine These erinnert dabei an das Kommunikations-Axiom *Man kann nicht nicht kommunizieren* von Paul Watzlawick, da auch ohne Gesprochenes Kommunikation zwischen Menschen stattfindet.

⁶⁹ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 58–59.

⁷⁰ Berek, Dimbath, Leonhard, Rauer, Trauma, 545.

⁷¹ Ebd., 544–545.

⁷² Berthold Rothschild, Die Macht des Schweigens. Historische Wahrheit - ein vernachlässigtes psychoanalytisches Konzept. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte (Zürich 2002) 143–153, hier 147.

⁷³ Ebd., 148.

Die Erforschung der transgenerationalen Weitergabe von Trauma hat zur Folge, dass in der Psychotherapie heute auch häufig das erlebte Trauma der Eltern thematisiert wird. Miriam Rieck arbeitete 1991 in einer Metastudie über die generationsübergreifende Weitergabe von Traumata heraus, dass die zweite Generation, die sich in psychotherapeutische Behandlung begab, unter Depressionen, Apathie und Schuldgefühlen litt, was im Zusammenhang mit Problemen im Individuations- und Separationsprozess von den Eltern stünde. Die Eltern wären aufgrund des erlittenen Traumas einerseits emotional für ihre Kinder nicht verfügbar gewesen, andererseits hätten ihnen die Kinder zum Teil dazu gedient, emotionale Verluste auszugleichen. Zum Teil kann es auch zur Reinszenierung des Traumas kommen, wobei die Verhaltensweisen der Eltern zur Zeit der Traumaerfahrung wiederholt werden. Dies kann auch in Familien geschehen, in denen über die Holocaust-Vergangenheit nicht gesprochen wird. Kinder interessieren sich aber meist für die Vergangenheit ihrer Eltern und versuchen, über Nachfragen oder Nachforschungen etwas über die Vergangenheit der Eltern zu erfahren. Diese Bestrebungen werden aber im elterlichen Verdrängen des Erlebten oft abgewehrt und damit die Kinder zur eigenen Imagination der traumatischen Erfahrung veranlasst.⁷⁴

Kellermann bespricht in seinem Text über die Weitergabe von Traumata von der ersten auf die zweite Generation verschiedene Theorien und fasst dabei zusammen, dass in allen angeführten Theorien ein Transmissionsmedium zwischen dem Elternteil und dem Kind vorhanden sei. Er führt die Psychoanalyse, die Familiensystemtheorie, die Sozialisationstheorie sowie biologische Prädisposition als Grundlagen für mögliche Erklärungen der transgenerationalen Weitergabe an.⁷⁵ Bei der auf der Psychoanalyse basierenden Theorie wird davon ausgegangen, dass verdrängte und ungenügend verarbeitete Traumaerfahrungen der Eltern indirekt an die Kinder weitergegeben werden. Daher seien nicht das traumatische Ereignis selbst und damit verbundene Verluste ursächlich für die Weitergabe, sondern mangelnde Verarbeitung desselben. Kellermann fasst zusammen, dass eine intensivere Beschäftigung der Überlebenden mit dem Holocaust-Trauma – z.B. in Träumen – auch den Einfluss auf die Kinder vergrößern würde. Diese würden in Reaktion darauf die Funktion von Tröstern ihrer Eltern übernehmen, wodurch die Kinder das Trauma indirekt erfahren.⁷⁶ Bei der Sozialisationstheorie wird davon ausgegangen, dass Kinder ihr soziales Milieu verinnerlichen. So gäbe es auch Korrelationen zwischen dem Verhalten der Eltern und der Kinder, wobei diese auch bei psychischen Zuständen wie beispielsweise Depression zutreffen würden. So verinnerlichten Kinder von Holocaust-

⁷⁴ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 61–63.

⁷⁵ Kellermann, „Geerbtes Trauma“, 145–146.

⁷⁶ Ebd., 146–147.

Überlebenden die Erfahrungen ihrer Eltern, was durch den Identifikationsprozess im Laufe des Erwachsenwerdens weiter verstärkt wurde.⁷⁷

In einem weiteren Theorieansatz, basierend auf der Familiensystemtheorie, beschreibt Kellermann die Weitergabe auf Kinder im einflussreichen familiären Umfeld. Besonders pathologische Beispiele würden in nach außen geschlossenen Familiensystemen vorkommen, in denen Kinder nur mit Eltern, Geschwistern und anderen Überlebenden in Kontakt stünden. Eltern und Kinder würden dabei zu gegenseitigen Identifikationsobjekten, wobei Kinder stellvertretend für ihre Eltern das Trauma nacherleben würden. Ein wichtiger Einflussfaktor sei dabei die Kommunikation innerhalb der Familie. Dabei sind zwei Hauptmuster zu identifizieren: unentwegtes Sprechen und Schweigen über das Erlebte. Schweigen rief bei der zweiten Generation Wut und Schuldgefühle hervor. Das Schweigen diene als Schutzmechanismus, um das traumatische Erlebte nicht erneut erfahren zu müssen und um die Kinder von dem Erlebten fernzuhalten, um ihnen ein scheinbar normales Leben zu ermöglichen. Im Gegensatz dazu hätten Kinder, deren Eltern unentwegt über das Erlebte sprachen, ein sekundäres Trauma erlitten. Diese Auswirkungen hätten sich besonders verschlimmert, wenn keine weitere Bezugsperson für Eltern oder Kinder zur Verfügung gestanden hätte. Kinder würden oft die Elternrolle in der Familie übernehmen, wodurch Kinder zu parentifizierten Kindern und psychisch zu Waisen würden.⁷⁸

Es gibt auch Modelle, die auf der genetischen und biologischen Prädisposition von psychischen Erkrankungen basieren. Als Beispiel dafür wird die Erkrankung Schizophrenie angeführt. Kinder von an Schizophrenie leidenden Eltern würden mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ebenfalls an Schizophrenie erkranken als andere. Die Theorie von der Vererbbarkeit von psychischen Erkrankungen wurde auch in Bezug auf Trauma weiterentwickelt, wobei davon ausgegangen wird, dass genetische Gedächtniscodes an das Kind vererbt werden. Psychische Traumata können langanhaltende Folgen für die neurochemischen Stressreaktionen haben und somit möglicherweise eine Prädisposition für PTBS für Kinder von stark traumatisierten Menschen wie Holocaust-Überlebenden zur Folge haben.⁷⁹

Dennoch müsse man davor Acht geben, allen Nachkommen von Holocaust-Überlebenden ein weitergegebenes Trauma zu attestieren und zu pathologisieren. Ergebnisse aus klinischen Studien stellen Extrembeispiele dar und können nicht repräsentativ für alle sein, da aus ihnen nur

⁷⁷ Ebd., 148–150.

⁷⁸ Ebd., 150–153.

⁷⁹ Ebd., 153–154.

Tendenzen für die Auswirkung von Traumata auf die Nachkommen herausgearbeitet werden können.⁸⁰

Denn die Theorie, dass individuelle Traumata an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden können, wird auch als problematisch angesehen. Es käme dabei zu einer Unschärfe, da „intergenerationelle *Weitergabe* von *Verhaltensweisen*, *Rollenzuschreibungen* oder *Zwangssymptomen* als Weitergabe traumatischer *Erfahrungen* [Hervorh. i. Orig.]“⁸¹ gesehen werden. Diese empirisch schwer erfassbaren unbewussten Handlungen müssten von der Tradierung von Erzählungen unterschieden werden. Die narrative Komponente werde aber in der Traumatheorie außer Acht gelassen. Es sei daher zu kurz gefasst, von einer einfachen innerfamiliären Traumaweitergabe zu sprechen, da sie die komplexen Austauschprozesse zwischen den Generationen nicht abbilden würde.⁸²

Eine Studie unter der Leitung von Abraham Sagi-Schwartz verneinte als Ausnahme die Existenz eines transgenerationalen Traumas im Allgemeinen. In dieser wurden weibliche Holocaust-Überlebende und deren weibliche Nachkommen mit Blick auf psychische Probleme einer Kontrollgruppe ohne Verfolgungsvergangenheit gegenübergestellt. Das Ergebnis der Studie war, dass zwar die Holocaust-Überlebenden selbst signifikant mehr an auf erlebte Traumata und Verlustängste zurückzuführenden Problemen als in der Kontrollgruppe litten, bei den Töchtern und Enkelkindern sich aber keine Signifikanz zeigte. Kritikpunkt an dieser Studie sei, dass der fehlende Einbezug der restlichen männlichen Familienstruktur unbeachtet gelassen wird.⁸³

In der Diskussion über die Existenz von transgenerationalen Trauma meint Kellermann, dass die Weitergabe von Traumata zum einen auf merkwürdigen Vorstellungen beruhen würde. So ginge man davon aus, dass Verletzungen, die die Elterngeneration zur Zeit des Holocaust erfahren hatte, direkten Einfluss auf spätere Probleme des Kindes hätten. Die Validität dieser Annahmen ist in Frage zu stellen. Zum anderen führt Kellermann aber Redewendungen wie „*der Apfel fällt nicht weit vom Stamm*“ an, wobei das Erziehungsverhalten in Korrelation zum Verhalten des Kindes gestellt wird. Als Gegenargument zur Existenz nennt er, dass Entschädigungsforderungen der zweiten Generation vor Gericht abgewiesen werden würden, weil sich

⁸⁰ Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis, 64.

⁸¹ Berek, Dimbath, Leonhard, Rauer, Trauma, 545.

⁸² Ebd.

⁸³ Philipp Mettauer, Entwurzelt? Erzwungene Emigration im Familiengedächtnis. In: Martha Keil, Philipp Mettauer (Hg.), Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 17-34, hier 18.

nicht mit Sicherheit ein direkter Rückbezug von den psychopathologischen Erscheinungen der nachkommenden Generation auf das Holocaust-Trauma der Eltern feststellen ließe.⁸⁴

3.4 Holocaust-Traumata in der zweiten und dritten Generation

Dieses Unterkapitel befasst sich im Speziellen mit den psychischen Folgen des Holocaust-Traumas in der zweiten und dritten Generation. Weiterhin ist zwar umstritten, ob Nachkommen von Holocaust-Überlebenden öfter an psychischen Krankheiten als Menschen ohne diesen familiären Hintergrund leiden würden, dennoch seien aber viele in psychotherapeutischer Behandlung. In empirischen Studien sei nicht nachgewiesen worden, dass die zweite Generation häufiger an emotionalen Störungen leide als andere Bevölkerungsgruppen.⁸⁵

Seit den sechziger und siebziger Jahren gibt es erste Untersuchungen zur zweiten Generation. Ab den siebziger und achtziger Jahren entwickelten sich erste Selbsthilfegruppen der zweiten Generation. In der Therapie von Personen der zweiten Generation finden sich besonders drei Themen, die behandelt werden. Ein Thema ist die Frage der eigenen Identität, besonders in Bezug auf den Abkapselungsprozess von den Eltern im jungen Erwachsenenalter, da Kinder bisher oft symbiotisch mit ihren Eltern gelebt haben. Weiters wird die mangelnde Abgrenzung von den Eltern als Problem genannt. Die Kinder stünden einerseits im Konflikt mit der Loyalität zu den Eltern und andererseits mit der Eigenständigkeit. Zusätzlich wird auch an emotionalen Problemen gearbeitet.⁸⁶

Erste Forschung zu psychologischen Folgen des Holocaust auf Nachkommen von Überlebenden entstand Ende der Sechzigerjahre mit Vivian Rakoff. Dieser erkannte während seiner Ausbildung zum Psychiater im *Jewish General Hospital* in Montreal (Kanada), dass 25 Prozent der hilfesuchenden Familien aus Holocaust-Überlebenden bestanden. Diese Anzahl schien ihm außerproportional hoch zur Zahl an Überlebenden in Montreal. In einem Artikel beschreibt er, dass Jugendliche in den untersuchten Fällen Suizidversuche, Angstzustände, Migräne, Depressionen und Wut gezeigt hätten. Allerdings wurde daran kritisiert, dass psychische Probleme bei einer Personengruppe generalisiert wurden. John Sigal, ein Kollege von Vivian Rakoff, hielt bei einer Konferenz zum Thema der Nachfolgen des Holocaust-Traumas einen Vortrag darüber, dass Kinder von Holocaust-Überlebenden unter *parental deprivation* (Entzug der elterlichen

⁸⁴ Kellermann, „Geerbtes Trauma“, 142–143.

⁸⁵ Ebd., 155–156.

⁸⁶ Silvie Tyrangiel, Miriam Victory Spiegel, Übershattete Kindheit. Die Auswirkungen der Shoah auf die zweite Generation. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte (Zürich 2002) 41–57, hier 48–49.

Pflege) leiden würden. Den Aussagen von Sigal widersprach der israelische Psychiater Hillel Klein, dessen Forschung an Familien in einem Kibbuz ergab, dass Überlebende besonders viel Zeit mit ihren Kindern verbringen würden und die Kinder Bewältigungsstrategien besäßen, mit denen sie Abhilfe für Angstzustände schafften. Mit der fortschreitenden Forschung wurden die Grenzen der bisherigen Ergebnisse evident. So wurde zunächst davon ausgegangen, dass aufgrund des vorgenerationalen Traumas ein psychischer Schaden eingetreten sein muss.⁸⁷

Doch welchen und ob die Erfahrungen der Eltern Einfluss auf die nachfolgende Generation haben, hängt – wie Michael Berenbaum et al. untersucht haben – von verschiedenen Faktoren ab: Erstens ist das Umfeld der Kinder von Bedeutung. Es kommt darauf an, ob die Kinder von vielen oder wenigen Überlebenden umgeben waren oder ob die Familie in ihrem Lebensumfeld freundlich aufgenommen wurde. So macht es einen Unterschied, ob Familien in Regionen lebten, in denen Überlebende einen hohen Anteil ausmachten und dadurch ein Austausch über die Erlebnisse möglich war. Auch die Durchmischung von Kindern der zweiten Generation mit anderen hatte einen Einfluss auf die Identitätsfindung der Kinder. Zweitens hatte es Auswirkungen auf die nachfolgende Generation, wie mit den Überlebenden selbst umgegangen wurde und wie im Allgemeinen Immigrant:innen oder Flüchtlinge behandelt wurden. Drittens hinterfragten die Autor:innen, ob die Probleme der Kinder aus Persönlichkeitsproblemen der Eltern entstanden waren, die bereits vor der Verfolgung bestanden hatten, oder erst danach entstanden. Viertens sei die Zeit der Geburt der Kinder – kurz nach der Befreiung oder einige Jahre später – psychisch relevant, ebenso, ob es sich um Einzelkinder oder Kinder mit Geschwistern handelte. Zusätzlich beeinflussten auch die Kriegserfahrungen der Eltern, wie beispielsweise ihr Aufenthaltsort (Konzentrationslager oder im Untergrund versteckt) oder das Alter während des Krieges, die Folgen für die nachkommende Generation. Weiters berücksichtigen sie, inwiefern Probleme der Kinder und Jugendlichen auf das Dasein als Immigrant:innen und die notwendige Anpassung an neue Lebensverhältnisse zurückzuführen waren. Großen Einfluss hatte auch das Land, in dem die Kinder groß wurden.⁸⁸

Überlebensstrategien, die Holocaust-Überlebende in Konzentrationslagern, Verstecken oder auf der Flucht sich angeeignet haben, hätten Eltern ihren Kindern nach der Befreiung weitergeben und somit deren Verhaltensmuster nachhaltig geprägt und dadurch eine sekundäre Traumatisierung begünstigt. Die Autor:innen führen dabei folgende Strategien an: *nicht nachdenken, nicht fühlen, stets wachsam sein und sich anpassen und ruhig sein*. Beispielsweise hätten

⁸⁷ Michael Berenbaum, Alex Grobman, Deborah E. Lipstadt, Eva Fogelman, Holocaust. Aftermath, In: Michael Berenbaum, Fred Skolnik (Hg.), Encyclopaedia Judaica, Bd. 9 (Detroit, MI 2007) 379-388, hier 384-385.

⁸⁸ Ebd., 385-386.

Nachkommen gelernt, nicht zu sehr zu grübeln, und hätten nicht die Möglichkeit zur Selbstreflexion erhalten. Weiters hätten die Überlebenden Wut gegenüber anderen nicht geduldet und negative Gefühlsäußerungen mit dem Leid zur Zeit des Holocaust verglichen. Diese Lebenseinstellungen seien Teil der elterlichen Traumata, die auch an die Kinder weitergegeben werden können. Es kommt dabei zu einer sekundären Traumatisierung der Kinder ohne selbst erfahrenes reales Trauma und wird durch eine unbewusste Identifikation mit den Eltern begünstigt. Die Autorinnen Tyrangiel und Spiegel formulieren vier Tradierungsprozesse: Zum einen werden Kinder zum „Werkzeug zur Wiederholung des elterlichen Traumas“⁸⁹. Dabei würden Aggressionen und Trauer auf das Kind projiziert, wodurch das Kind in die Rolle des Täters und der Elternteil in die Rolle des Opfers rücke. Als Zweites wird angeführt, dass das Kind „durch die emotionale Unzulänglichkeit der Eltern traumatisiert“⁹⁰ werde. Das Kind versuche, das Leid der Eltern zu lindern, um damit seine eigenen Bedürfnisse nach Schutz zu erfüllen. Dabei werden aber die emotionalen Bedürfnisse des Kindes nicht erfüllt, wodurch es die eigenen Gefühle verleugnet. Als dritte Traumatisierung wird die „Traumatisierung in der Phantasie“⁹¹ genannt. Kinder versuchen dabei im Prozess, die eigenen Eltern zu verstehen, das Erlebte der Eltern in Träumen oder der Realität als Protagonist:innen nachzuerleben. Als Letztes führen sie die „Traumatisierung durch den Verlust des eigenen Selbst“⁹² an. Dabei würden Kinder zum Ersatz für verlorene Familienmitglieder. Indem das Kind versucht, die verlorene Person zu ersetzen, könne es kein eigenes Selbst entwickeln.⁹³

In der Forschung ist man der Ansicht, dass das *concentration camp survivor syndrome*⁹⁴ nicht auf die nachfolgende Generation angewandt werden kann. Zusätzlich habe man in breiten Studien festgestellt, dass Kinder und Jugendliche von Holocaust-Überlebenden die gleichen emotionalen Anpassungsfähigkeiten wie andere jüdische Kinder und Jugendliche in den USA oder in Israel hätten. Das bedeutet, dass Depressionen oder Angststörungen nicht häufiger als bei der Vergleichsgruppe auftraten. Hingegen hätten Kinder von Holocaust-Überlebenden aber mehr zum Grübeln tendiert und auch länger benötigt, um sich von ihren Eltern loszulösen. Als Erklärung für psychische Probleme der nachfolgenden Generation wird der *second generation survivor complex* genannt. Kinder von Überlebenden würden sich mit ihren Eltern, die

⁸⁹ Tyrangiel, Spiegel, Übershattete Kindheit, 47.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Ebd.

⁹² Ebd.

⁹³ Ebd., 44–47.

⁹⁴ Darunter versteht man eine Art PTBS, die speziell bei Holocaust-Überlebenden auftritt. Als Kernsymptome werden Depression, Angststörungen, Schlafstörungen, subjektiv empfundene intellektuelle Beeinträchtigung und Kontaktstörung genannt.

einerseits als Opfer und andererseits als Überlebende des Holocaust gesehen werden, identifizieren. Die nachfolgende Generation trauere bewusst oder unbewusst um Menschen, die sie nie kennengelernt hat. Psychische Probleme können daraus entstehen, da dieser Trauerprozess nicht vollständig abgeschlossen werden kann. Dies könne sich in Depression, unkontrollierbarer Wut oder Schuldgefühlen, überlebt zu haben, äußern. Studien hätten gezeigt, dass sich Nachkommen von Holocaust-Überlebenden, die sich mit der Opferschaft und dem Leid der Eltern überidentifizierten, öfter in gefährliche oder potenziell leidvolle Situationen begeben würden. Dieses Phänomen wird nach Judith Kestenberg als *transposition* bezeichnet und sei eine unterbewusste transgenerationale Weitergabe von Trauma.⁹⁵

Kellermann führt an, dass schätzungsweise 15 Prozent der zweiten Generation an *second generation survivor complex* – dort als *second-generation*-Syndrom bezeichnet – leiden würden. Darunter fielen verschiedenste psychische Probleme, die auftreten können bzw. für die eine Prädisposition besteht. Beispiele dafür sind PTBS, Persönlichkeitsstörungen, Depression oder ein beeinträchtigtes emotionales Verhalten. Hierbei sei laut ihm besonders die Anfälligkeit für PTBS hervorzuheben. Betroffene würden besonders in persönlichen Ausnahmesituationen eine höhere Stressanfälligkeit aufweisen. Weitere Merkmale des *second-generation*-Syndroms sind laut Studien subjektive Schuldgefühle, Ängste und Depressionen in Bezug auf den Holocaust, die durch verinnerlichte Bilder aus Holocaust-Narration und intensiver Beschäftigung mit dem Holocaust bedingt sind. Weiters litten sie an einer latenten Katastrophenerwartung wie der möglichen Wiederholung der traumatisierenden Ereignisse. Zusätzlich würden sie im Versuch, die Traumata der Eltern zu verarbeiten, sich intensiv mit Lebensumständen, Orten und dem Wie des Holocaust beschäftigen.⁹⁶

Im Beitrag von Ludewig-Kedmi und Tyrangiel wird der Begriff der *Gedenkkerze* (engl. *memorial candle*) verwendet, um ein Kind von Holocaust-Überlebenden zu beschreiben. Es befasst sich stellvertretend für die Eltern mit der Verfolgungsgeschichte und identifiziert sich dabei mit den Eltern. Das Kind würde dabei als Gedenkkerze fungieren, indem es das nicht verarbeitete Leid symbolisch trägt und dafür psychologische Unterstützung sucht. Die Eltern selbst sprächen nicht über das Erlebte, dennoch wäre dieses ständig gegenwärtig und würde unbewusst auf die nachfolgende Generation weiterwirken. Obwohl die sogenannten Gedenkkerzen die Aufgabe, an die Vergangenheit zu erinnern, übernehmen, hätten sie nicht das konkrete Wissen über das Schicksal der Eltern und würden eigene Vorstellungen darüber gestalten und deren damalige Ängste übernehmen. Durch therapeutische Maßnahmen könnten sie die entstandenen

⁹⁵ Berenbaum, Grobman, Lipstadt, Fogelman, Holocaust, 386–387.

⁹⁶ Kellermann, „Geerbtes Trauma“, 156–157.

Probleme und Gefühle in Erinnerungs- und Trauarbeit umwandeln und aus der Funktion als Gedenkkerze entbunden werden.⁹⁷

Kaminer-Zambrek, die eine Tochter von Holocaust-Überlebenden ist und als Gruppenanalytikerin eine Selbsterfahrungsgruppe für Angehörige der zweiten Generation begründet hat, berichtet davon, dass Nachkommen von Holocaust-Überlebenden oft ein Gefühl der Entwurzelung und Heimatlosigkeit empfinden würden. Diese seien mit Fragen ihrer eigenen Identität verbunden. Zusätzlich hätten sie Probleme und Schuldgefühle bei der Loslösung von den Eltern, die die Trennung durch die Erfahrungen im Holocaust als bedrohlich erachten würden.⁹⁸

4 Holocaust in der Erinnerungskultur

Der Begriff *Holocaust*, der die systematische Ermordung von Juden:Jüdinnen während der nationalsozialistischen Herrschaft bezeichnet, entstand aus dem griechischen Wort *holókaustos*, das wörtlich *völlig verbrannt* bedeutet und ursprünglich in der antiken religiösen Praxis ein Brandopfer bezeichnete. Während der nationalsozialistischen Herrschaft gab es nationalsozialistische Begriffe wie *Endlösung*, die das tatsächliche Vorgehen verschleiern sollten. Nach dem Zweiten Weltkrieg etablierten sich zunächst Bezeichnungen wie *Gräuel* oder *Nazibarbarei*, die jedoch die Verbrechen der Nationalsozialist:innen verallgemeinerten. Der Begriff *Holocaust* etablierte sich in der breiten Masse im Jahr 1978 mit der gleichnamigen Fernsehserie. Aufgrund der ursprünglichen Bedeutung des Begriffes stand dieser auch in der Kritik, weswegen der Begriff *Shoah* ebenfalls Verwendung fand. Dieser stammt aus dem Hebräischen und bedeutet übersetzt *Verderben* oder *Katastrophe* und wird im Gegensatz zum Holocaust-Begriff, der auch für andere Opfergruppen des Nationalsozialismus angewendet wird, exklusiv für den Genozid an Juden:Jüdinnen verwendet. Für die Bewältigung eines erlittenen Traumas ist es wichtig, einen konkreten Begriff dafür zu haben. Durch die klare Benennung der Verbrechen wird eine Verankerung in der Erinnerungskultur ermöglicht.⁹⁹

Unter dem in den 1990er-Jahren entstandenen Begriff *Erinnerungskultur* verstand man zunächst den Umgang mit Geschichte in der Öffentlichkeit abseits der Geschichtswissenschaft. In weiterer Folge entwickelte sich daraus ein allgemeiner Begriff für alle Formen bewussten

⁹⁷ Ludewig-Kedmi, *Tyrangiel*, Zwischen Trauer, Schuldgefühlen und Opferneid, 29–31.

⁹⁸ Kaminer-Zambrek, Die Folgen der Shoah in der Zweiten Generation, 83–84.

⁹⁹ Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit, 154–155; Jessica Hoyer, Holocaust / Shoah. In: Bundeszentrale für politische Bildung, online unter <https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/was-heisst-antisemitismus/glossar-antisemitismus/559875/holocaust-shoah/> (17.06.2025); Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung, Holocaust / Shoah (2021). In: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung, online unter <https://www.politische-bildung-brandenburg.de/lexikon/holocaust-shoah/> (17.06.2025).

Erinnerns an historische Ereignisse oder Personen, wobei dieses sowohl von Individuen als auch von Gruppen oder Nationen ausgehen kann. Dabei ist eine Ähnlichkeit zum Begriff der *Geschichtskultur* vorhanden, unterscheidet sich aber dadurch, dass Geschichte in der Erinnerungskultur für Sinnstiftung in der Gegenwart oder der Identitätsbildung genutzt wird.¹⁰⁰

Nach diesen Begriffsdefinitionen wird nun ein Überblick darüber gegeben, wie mit Erinnerungskultur zum Holocaust zum einen in der jüdischen, zum anderen in der europäischen Gesellschaft umgegangen wird.

4.1 Holocaust in der jüdischen Erinnerungskultur

Im Allgemeinen ist es schwer, von der einen jüdischen Erinnerungskultur zu sprechen, da es sich einerseits bei Juden:Jüdinnen um eine sehr heterogene Gruppe handelt, andererseits das Lebensumfeld für Juden:Jüdinnen in der jüdischen Diaspora oder in Israel unterschiedlich ist. Daher findet sich in diesem Unterkapitel vor allem ein Fokus auf Israel, da die Erinnerungskultur in der jüdischen Diaspora auch vom jeweiligen nationalen Umfeld abhängig ist.

Nach Ende der nationalsozialistischen Herrschaft war für Juden:Jüdinnen, die den Holocaust überlebt hatten, eine Rückkehr in ihr ursprüngliches Zuhause meist nicht möglich, weswegen deren zukünftige Heimat ungewiss war. Die erste Nachkriegsphase verbrachten die jüdischen Überlebenden zunächst in Lagern für *Displaced Persons*, bis diese zum Großteil in andere Länder der Welt oder nach Israel emigrierten.¹⁰¹

Der 1948 gegründete Staat Israel konnte durch seine heterogen zusammengesetzte Gesellschaft nur bedingt auf eine gemeinsame Vergangenheit zurückgreifen. Die zionistischen Gründer:innen des Staates wollten den Blick auf eine gemeinsame Zukunft richten, was zur Folge hatte, dass die Vergangenheit der Einwander:innen, die zum Teil den Holocaust überlebt hatten, in der Öffentlichkeit vergessen und verdrängt wurde.¹⁰² Der ambivalente Umgang mit der Erinnerungskultur zum Holocaust in Israel war auch durch die negative Haltung der zionistischen Bewegung gegenüber der jüdischen Diaspora bedingt, die als schwach angesehen wurde. Dadurch war die Anfangszeit Israels davon geprägt, einen neuen, starken Staat aufzubauen, der einen erneuten Genozid verhindern könnte. Gleichzeitig sah sich Israel jedoch auch als

¹⁰⁰ Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen. In: Docupedia-Zeitgeschichte (22.10.2012), <https://doi.org/10.14765/zzf.dok.2.265.v2> (17.06.2025).

¹⁰¹ Berenbaum, Grobman, Lipstadt, Fogelman, Holocaust, 379.

¹⁰² Itay Lotem, Erinnerungskulturen in Israel - Eine Generationenfrage. In: Bundeszentrale für politische Bildung, (12.01.2015), online unter <https://www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/die-wohnung/198843/erinnerungskulturen-in-israel-eine-generationenfrage/> (10.07.2025).

rechtlicher und moralischer Erbe der Opfer. Daher wollte man in der Erinnerungskultur nicht an ein Bild von Machtlosigkeit und wehrlosen Opfern erinnern, sondern hob besonders die jüdischen Widerstandskämpfer:innen des Warschauer Ghettoaufstands im Gedenken hervor.¹⁰³

Daher entwickelte sich erst in den 1950er-Jahren mit der Einführung des *Yom Hashoah* – in seiner vollen Bezeichnung *Tag des Gedenkens an Holocaust und Heldentum* – als Gedenktag für die Opfer des Holocaust eine öffentliche Erinnerungskultur zum Holocaust. In der Bezeichnung werden aber dennoch wiederum Aspekte wie der Widerstand betont. Zusätzlich steht dieser Tag mit anderen wichtigen Gedenk- und Feiertagen in Verbindung: Zum einen fällt er in die *Omer*-Tage, an denen der Opfer der Kreuzzüge gedacht wird, zum anderen liegt er zwischen dem Tag zum Gedenken an den Aufstand im Warschauer Ghetto und dem israelischen Unabhängigkeitstag. Der *Yom Hashoah* wird jährlich von einem zweiminütigen Sirenton und einem kollektiven Innehalten begleitet. Ebenfalls wurde in den 1950er-Jahren die Gedenkstätte *Yad Vashem* begründet.¹⁰⁴

Neben der öffentlichen Betonung des Heldentums gab es aber dennoch private Äußerungen zum Schmerz über Verlust und Suche von Angehörigen und Freund:innen, die in Zeitung und Radio veröffentlicht wurden. Eine Veränderung in der offiziellen Erinnerungskultur gab es erst ab 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel. Dadurch wurden private Erinnerungen zu Zeugenaussagen und es wurde eine Einbettung des Erlittenen in die offizielle Sprache über den Holocaust ermöglicht. Zuvor waren die Opfer als ohnmächtig betrachtet worden, was mit dem zu etablierenden Bild des starken Israel konkurrierte. Nun wurde deren Tod als heldenhaft gesehen und den Erzählungen der Überlebenden Gehör gegeben.¹⁰⁵

Dieser ambivalente Umgang mit der Holocaust-Vergangenheit in Israel lässt sich möglicherweise durch Aleida Assmanns Ausführungen zum Opfer-Begriff erklären. Der Begriff *Opfer* könne nämlich in zweierlei Weise, hergeleitet aus den lateinischen Begrifflichkeiten, verstanden werden: Zum einen nennt Aleida Assmann das Wort *sacrificium*, worunter das selbstbestimmte Opfer zu verstehen ist, das sein eigenes Leben aus religiösen oder heroischen Gründen einsetzt. Zum anderen der Begriff *victima*, der das passive und wehrlose Opfer meint. Diese Aufteilung des Opferbegriffs in eine aktive und passive Komponente hat auch Auswirkungen auf die Art des Gedächtnisses und damit der Erinnerung. Sie unterscheidet dabei zwischen

¹⁰³ Daniel Levy, Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust* (Akt. Neuausg., Frankfurt a. Main 2007) 101; Natan Sznajder, Zivia Lubetkin und Hannah Arendt. Die Beschreibung des Holocaust in Israel, In: Christian Wiese, Stefan Vogt, Doron Kiesel, Gury Schneider-Ludorff (Hg.), *Die Zukunft der Erinnerung. Perspektiven des Gedenkens an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Shoah* (Berlin/Boston 2021) 157–175, hier 162–163.

¹⁰⁴ Levy, Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter*, 107; Sznajder, Zivia Lubetkin und Hannah Arendt, 163–164.

¹⁰⁵ Sznajder, Zivia Lubetkin und Hannah Arendt, 166–169.

einem heroischen und einem traumatischen Opfergedächtnis. Das heroische Opfergedächtnis erinnert sich an Gewalt und Verlust im Sinne eines Märtyrers, der sein Leben für ein größeres Ganzes gegeben hat. Für das traumatische Opfergedächtnis ist dies nicht möglich, da kein höherer Zweck für das erlebte Trauma und das Sterben der Menschen gegeben ist. Eine Aufnahme solcher traumatischer Erinnerungen in das kollektive Gedächtnis kann sich daher über Jahrzehnte oder Jahrhunderte ziehen, da sie sich schwer in ein positives Selbstbild integrieren lassen. Als Beispiel dazu nennt Assmann das Gedenken an den Aufstand im Warschauer Ghetto, der zunächst zentral für die jüdische Erinnerungskultur an den Holocaust war.¹⁰⁶

Waren es zunächst Widerstandskämpfer:innen, derer offiziell gedacht wurde, so änderten sich nach dem Prozess gegen Adolf Eichmann die Protagonist:innen des Gedenkens. Ab dieser Zeit wurde besonders an die sechs Millionen ermordeten Juden:Jüdinnen erinnert. Erst seit den 1980er-Jahren werden die Überlebenden des Holocausts hervorgehoben und erhalten den Fokus als Held:innen.¹⁰⁷

Mit dem Eichmann-Prozess folgten auch Veränderungen im Schulsystem, die den Holocaust als Unterrichtsthema für die verschiedenen Altersstufen vorsahen. Der Wandel ab der Mitte der 1980er-Jahre erfolgte durch einen Generationenwechsel, der mit dem Altern und Ableben der ersten Holocaustüberlebenden zusammenhing. Aus diesem Grund wurden verschiedenste Projekte ins Leben gerufen, die Zeitzeugenberichte dokumentierten, um sie für nachfolgende Generationen zu erhalten. Beispielsweise wurde 1989 durch die Gedenkstätte *Yad Vashem* ein offizielles Erinnerungsprojekt initiiert, bei dem die Namen aller Holocaustopfer gesammelt und später im Rahmen von Gedenkfeiern öffentlich verlesen werden sollten. Dies ermöglichte ein kollektives Gedenken an die individuellen Opfer des Holocaust. Zusätzlich wurde auch in Schulen gefördert, die eigene Familiengeschichte zu erforschen. Seit den 1990er-Jahren finden außerdem in Schulen regelmäßig Gedenkreisen nach Polen statt, um Schauplätze des Holocaust und heutige Gedenkstätten zu besuchen.¹⁰⁸

Aleida Assmann definiert verschiedene Paradigmen der Holocaust-Erinnerung, wobei in Israel und in der jüdischen Diaspora das Paradigma der Identifikation vorherrsche. Damit meint sie, dass die nachkommenden Generationen sich mit den Opfern identifizieren und diese so zu einem Teil ihrer eigenen Geschichte machen würden. Als Beispiel dafür nennt sie den *Marsch der Lebenden*, einen Gedenkmarsch, der von der Gedenkstätte Auschwitz nach Birkenau führt

¹⁰⁶ Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit*, 73–75.

¹⁰⁷ Idit Gil, *The Shoah in Israeli Collective Memory. Changes in Meanings and Protagonists*. In: *Modern Judaism. A Journal of Jewish Ideas and Experience* 32, Nr. 1 (2012) 76–101, hier 77, doi:10.1093/mj/kjr027.

¹⁰⁸ Lotem, *Erinnerungskulturen in Israel*; Sznajder, Zivia Lubetkin und Hannah Arendt, 171.

und an dem auch viele Kinder und Enkelkinder von Holocaust-Überlebenden teilnehmen.¹⁰⁹ In der Gegenwart hat das Gedenken an die Opfer und Überlebenden des Holocaust somit eine zentrale Stellung in der Geschichte Israels eingenommen.

Weiters soll noch ein kurzer Blick auf den amerikanischen Kontinent geworfen werden, wo sich die größten Gemeinden der jüdischen Diaspora befinden. Auch dort war die erste Zeit von Schweigen über das Erlebte geprägt. Erste Bestrebungen von Angehörigen der zweiten Generation, mehr über die Vergangenheit ihrer Eltern zu erfahren, begannen in den 1970er-Jahren. Es entstanden erste Bewegungen im studentischen Bereich, um die eigene jüdische Herkunft und Identität zu erforschen. Daraus entstand in New York unter jüdischen Student:innen, deren Eltern Holocaust-Überlebende waren, die Idee, in der jüdischen Zeitschrift *Response* eine Ausgabe zum Holocaust im Allgemeinen und im Speziellen zu den Kindern von Holocaust-Überlebenden zu verfassen. Zentrum dieser Ausgabe war ein Gespräch mit fünf Personen der zweiten Generation über deren Erfahrungen mit ihren Eltern als Überlebende. Dabei wurde auch der Frage nachgegangen, welche Auswirkungen die Erfahrungen ihrer Eltern auf ihre Weltanschauungen im Vergleich zu anderen jungen Menschen mit Eltern ohne Holocaust-Erfahrung haben könnten. In weiterer Folge entwickelten sich Therapiegruppen zur Unterstützung von Holocaust-Überlebenden zweiter Generation. In diesen sollten die Nachkommen die Möglichkeit erhalten, über ihre Gefühle und Gedanken in einem geschützten Raum zu sprechen. Weitere Gruppen wurden in anderen amerikanischen Städten gegründet. Im Jahr 1976 wurde von Kindern von Mitgliedern der *Warsaw Ghetto Resistance Organization* eine Organisation für die zweite Generation Holocaust-Überlebender gegründet. Im darauffolgenden Jahr besprachen diese am *Yom Hashoah* auf einem New Yorker Fernsehsender ihre Erfahrungen aus der Kindheit. Im Jahr 1977 veröffentlichte Helen Epstein, selbst Kind von Holocaust-Überlebenden, einen Artikel über die Kinder von Holocaust-Überlebenden im *New York Times Magazine*, der eine große Leserschaft erreichte. Der Artikel von Helen Epstein machte zum ersten Mal die Gruppe der Nachkommen von Überlebenden einer weiteren Öffentlichkeit sichtbar und ermöglichte die Gründung weiterer Gruppen sowie die Vernetzung von Angehörigen. Diese Gruppen hatten große Bedeutung für die Aufarbeitung der Vergangenheit und eröffneten neue Möglichkeiten, mit den Eltern über deren Erfahrungen zu sprechen.¹¹⁰

¹⁰⁹ Aleida Assmann, Jüdisches Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur. In: Christian Wiese, Stefan Vogt, Doron Kiesel, Gury Schneider-Ludorff (Hg.), *Die Zukunft der Erinnerung. Perspektiven des Gedenkens an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Shoah* (Berlin/Boston 2021) 93-101, hier 95.

¹¹⁰ Berenbaum, Grobman, Lipstadt, Fogelman, *Holocaust*, 382–383.

In weiterer Folge entstanden weltweit verschiedenste Gedenkort wie beispielsweise das *United States Holocaust Memorial Museum* in Washington. Dadurch erfolgte eine Institutionalisierung des Gedenkens, die die Erinnerungskultur zum Holocaust festigte. Unter Institutionalisierung versteht man, dass unter anderem Gebäude, Organisationen und Personal, das mit der diesbezüglichen Verwaltung betraut ist, für das Bewahren von Erinnerung genützt werden. Dabei werden Werte, Normen und Programme vorgegeben, die auf eine langfristige Gestaltung der Erinnerung ausgerichtet sind und über das Individuelle hinausgehen.¹¹¹

4.2 Holocaust in der europäischen Erinnerungskultur

Europa kann durch den Zweiten Weltkrieg und die nationalsozialistische Herrschaft auf eine rezente gemeinsame Geschichte zurückgreifen. Doch aufgrund der darauffolgenden geteilten Phase Europas ist die europäische Erinnerungskultur von verschiedenen, teils nationalen Aspekten geprägt. Mit Blick auf den Holocaust lassen sich aber auch gemeinsame Bezugspunkte für eine europäische Erinnerungskultur finden.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs entwickelten sich zunächst auf nationalstaatlicher Ebene zwei Arten von Erinnerungskultur zur nationalsozialistischen Herrschaft: Einerseits sahen sich einige Staaten als Nation in der Opferrolle (z.B. Österreich), andererseits als Volk im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime (z.B. Frankreich). Eine Ausnahme davon bildete nur Deutschland, da es als Nachfolgestaat der nationalsozialistischen Herrschaft galt. Daher war die erste Phase der Erinnerungskultur durch Verdrängen gezeichnet und demnach wurde eine Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle während des Nationalsozialismus vermieden.¹¹² In den einzelnen Ländern des europäischen Raums hat sich dadurch nach 1945 ein kollektives Opfernarrativ etabliert, das auch an nachfolgende Generationen weitergegeben wurde. Assmann fasst diesen Umgang mit der eigenen Vergangenheit folgendermaßen zusammen: „Wer sich kollektiv in der Opferrolle sieht, ist zum Beispiel kaum bereit, in dieses Narrativ auch Episoden eigener Verbrechen, der Kollaboration mit der faschistischen deutschen Besatzung und der Beteiligung am Judenmord zu integrieren.“¹¹³ Dies hatte zur Folge, dass solche Staaten ihre Mitverantwortung nicht eingestanden und die eigene Täterrolle ausschlossen.¹¹⁴

¹¹¹ Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit*, 238–239.

¹¹² Hartwig Kaufmann, *Europa als transnationale Erinnerungsgemeinschaft?*. In: Christoph Kühberger, Clemens Sedmak (Hg.), *Europäische Geschichtskultur - Europäische Geschichtspolitik. Vom Erfinden, Entdecken, Erarbeiten der Bedeutung von Erinnerung und Geschichte für das Verständnis und Selbstverständnis Europas*, (Innsbruck 2009) 65–74, hier 70.

¹¹³ Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention* (München 2016) 147.

¹¹⁴ Ebd., 147–148.

Ab den 1970er- und 1980er-Jahren erfolgte ein Umbruch, bei dem die bisher tradierten Bilder hinterfragt wurden. Eine breitere öffentliche Diskussion über die nationalsozialistische Vergangenheit des eigenen Landes wurde durch die Fernsehserie *Holocaust* 1978/79 eröffnet. Diese wurde jedoch trotz der internationalen Ausstrahlung nicht auf europäischer Ebene geführt, sondern blieb zunächst auf nationaler Ebene, wobei besonders die Rolle des jeweiligen Landes während der nationalsozialistischen Herrschaft mit Bezug auf aktuelle innenpolitische Ereignisse diskutiert wurde. Dadurch mussten sich die einzelnen Staaten mit ihrer Vergangenheit als Kollaborateure des nationalsozialistischen Reichs oder mit ihrem Anteil an den Verbrechen der Zeit auseinandersetzen. In weiterer Folge entstand daraus nach und nach eine Europäisierung der Holocausterinnerung. Einzelne Staaten gestanden sich ihre Rolle in Bezug auf den Holocaust ein, da Deutschland nicht mehr die alleinige Verantwortung für die Verbrechen zugeschrieben werden konnte. So wurde beispielsweise Frankreichs Geschichte mit Blick auf das Vichy-Regime neu eingeordnet, der Beitrag der Schweizer Banken zur Verwaltung von nationalsozialistischen Geldeinlagen oder in anderen europäischen Staaten die Abweisung von jüdischen Flüchtlingen diskutiert. Höhepunkt dieser Europäisierung und Institutionalisierung der Erinnerungskultur zum Holocaust bildete die Stockholmer Konferenz.¹¹⁵

Denn nach dem Ende der Sowjetunion und dem Zusammenbruch des Ostblocks bildete sich neben der nationalen Erinnerungskultur auch eine Debatte um die Entwicklung einer transnationalen bzw. europäischen Erinnerungskultur. Der Holocaust zeigte sich hierbei als bindendes – wenn auch negatives – Element für das Entstehen eines europäischen Gedächtnisses, wobei aber nicht Formen nationaler Erinnerungskultur verdrängt, sondern durch eine transnationale Ebene ergänzt werden sollten. Internationale Gedenktage wie beispielsweise der *Internationale Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust* förderten diese Transnationalisierung.¹¹⁶ Dieser Gedenktag hängt mit der im Jänner 2000 abgehaltenen internationalen Holocaust-Konferenz in Stockholm zusammen. Diese Konferenz ermöglichte, dass das Gedenken an den Holocaust zum Bezugspunkt für die europäische Erinnerungskultur wurde und zum *lieu de mémoire* für die Konstruktion einer europäischen Identität. Die vom schwedischen Ministerpräsidenten Persson initiierte Konferenz fand unter Teilnahme von Vertreter:innen aus über 40 Staaten statt. Ziel der Konferenz war, den Umgang mit dem Holocaust-Gedenken auf transnationaler Ebene zu

¹¹⁵ Kaufmann, Europa als transnationale Erinnerungsgemeinschaft, 71–72; Ljiljana Radonic, Europäische Erinnerungskulturen im Spannungsfeld zwischen „Ost“ und „West“. In: *Forum Politische Bildung* (Hg.), Informationen zur Politischen Bildung, Nr. 32: Erinnerungskulturen, (Innsbruck/Wien/Bozen 2010) 21–29, hier 21.

¹¹⁶ Alejandro Baer, Bernt Schnettler, Holocaust-Erinnerungskultur als Wissensnetzwerk. Zwischen globaler Wertegemeinschaft und universaler Symbolkultur. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Transnationale Vergesellschaftungen* (Wiesbaden 2013) 633–648, hier 633–634.

erörtern.¹¹⁷ In der abschließenden Absichtserklärung der teilnehmenden Staaten, der *Stockholmer Deklaration*, wurde in einzelnen Punkten besonders der Entschluss zur Schaffung einer gemeinsamen Erinnerungskultur bekräftigt:

„2. **The magnitude of the Holocaust**, planned and carried out by the Nazis, must be forever seared in our collective memory. [...]

6. **We share a commitment** to commemorate the victims of the Holocaust and to honour those who stood against it. We will encourage appropriate forms of Holocaust remembrance, including an annual Day of Holocaust Remembrance, in our countries.

8. [...] We empathize with the victims' suffering and draw inspiration from their struggle. Our commitment must be to remember the victims who perished, respect the survivors still with us, and reaffirm humanity's common aspiration for mutual understanding and justice.“ (Hervorhebung im Original)¹¹⁸

In diesem Auszug aus der *Stockholmer Deklaration*, die als Gründungsdokument der aus der Konferenz entstandenen *International Holocaust Remembrance Alliance* (IHRA) gilt, wird bekräftigt, dass der Holocaust Teil des kollektiven Gedächtnisses ist und der Widerstandskämpfer:innen sowie der Opfer gedacht werden soll. Weiters wird der aus der Konferenz entstandene internationale Holocaust-Gedenktag am 27. Jänner erwähnt.

Dieses Datum ist seit der Konferenz zu einem zentralen Datum des Holocaust-Gedenkens in Europa geworden. Zusätzlich wurde durch die Vollversammlung der Vereinten Nationen im Jahr 2005 der 27. Jänner international zum *International Day of Commemoration in Memory of the Victims of the Holocaust* erklärt. Im Jahr 2008 hatten 21 von 55 OSZE-Mitgliedsstaaten den 27. Jänner als nationalen Holocaust-Gedenktag eingeführt, dreizehn weitere Staaten wählten als Gedenktag ein Datum, das auf nationaler Ebene historisch von Bedeutung ist – darunter auch Österreich, was im Exkurs des nächsten Unterkapitels besprochen wird.¹¹⁹

Europa hat aber aufgrund seiner ehemaligen Teilung in West und Ost auch eine zweigeteilte Erinnerungskultur. Im Westblock inklusive Deutschland entwickelte sich der 8. Mai zum Gedenktag für die Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft. In den ehemaligen Ostblock-Staaten hingegen steht an diesem Tag bzw. am 9. Mai das Gedenken an die Besetzung durch die Sowjetunion und die daraus folgende Unterdrückung im Vordergrund. Assmann spricht daher von einer gespaltenen Erinnerungskultur in Europa. In den westlichen Staaten

¹¹⁷ Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur, 155–156.

¹¹⁸ *International Holocaust Remembrance Alliance*, Stockholm Declaration. In: *International Holocaust Remembrance Alliance* (2000), online unter <https://holocaustremembrance.com/resources/stockholm-declaration>, (07.02.2024).

¹¹⁹ Harald Schmid, Europäisierung des Auschwitzgedenkens? Zum Aufstieg des 27. Januar 1945 als „Holocaustgedenktag“ in Europa. In: Jan Eckel, Claudia Moisel (Hg.), *Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive* (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 24, Göttingen 2008) 174–202, hier 176; ebd., 191.

Europas gilt heute laut ihr die Holocaust-Erinnerung als europäischer Gründungsmythos. Mit der Stockholm-Konferenz sollte ein Gedenken über die nationalen Grenzen hinweg geschaffen und eine transnationale und europäische Erinnerung gebildet werden. Bei der Annahme einer einzigen europäischen Erinnerungskultur wird aber lediglich ein einseitiger Blick auf den Westen Europas geworfen und der Osten, in dem die Verbrechen des Stalinismus im Zentrum der Erinnerungskultur stehen, außer Acht gelassen. Dies hat zur Folge, dass in den ehemaligen Ostblock-Staaten die eigene nationale Tätererinnerung ausgeklammert und Opfergruppen marginalisiert werden. Zusätzlich wird eine internationale Anerkennung für die Opfer des Stalinismus gefordert. Diese wird aber kritisch gesehen, da damit eine Gleichsetzung von Faschismus und Stalinismus gesehen wird und damit die Singularität des Holocaust in Frage gestellt werden könnte. Daher plädiert Assmann für eine Nivellierung des Gedenkens, bei der sowohl der Holocaust nicht relativiert als auch die stalinistischen Verbrechen nicht trivialisiert werden. Dadurch könne ein gemeinsames europäisches Gedächtnis geschaffen werden.¹²⁰

4.3 Exkurs: Holocaust in der österreichischen Erinnerungskultur

Da Europa einen weitreichenden Raum mit vielfältigen nationalen Erinnerungskulturen umfasst und daher die Entwicklung einer europäischen Erinnerungskultur nur skizziert werden kann, wird in diesem Unterkapitel exemplarisch ein Exkurs zur österreichischen Erinnerungskultur gegeben. Dabei wird aufgezeigt, wie sich Österreichs Sicht auf seine nationalsozialistische Vergangenheit und seine Rolle im Holocaust verändert hat. Da sich Erinnerungskultur stetig wandelt, werden verschiedene bedeutende Ereignisse von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart besprochen.

4.3.1 Von der Opfer- zur Mitverantwortungsthese

Heidemarie Uhl teilt den Umgang mit der österreichischen NS-Vergangenheit in drei Phasen ein: Die erste Phase war durch die Etablierung der Opferthese und deren Funktionalisierung geprägt. In der zweiten Phase wurde auf innenpolitischer Ebene besonders an die gefallenen Soldaten gedacht, was in Verbindung mit dem Versuch stand, ehemalige Nationalsozialist:innen politisch zu reintegrieren. Dies stellte einen Kontrast zur etablierten Opferthese dar. Dieser *double speak* eröffnete das Konfliktpotential der Waldheim-Debatte. In der dritten Phase kam

¹²⁰ Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur, 155–163.

es zur Neuinterpretation der NS-Vergangenheit durch die Waldheim-Affäre 1986 und das Gedenkjahr 1988, was einen Wandel weg von der Opferthese zur Folge hatte.¹²¹

Prägend für die erste Zeit nach 1945 war die Opferthese, die sich im Zusammenhang mit der Moskauer Deklaration entwickelt hatte und deren Inhalte die Rolle Österreichs folgendermaßen definierten:

„Die Regierungen Grossbritanniens, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten von Amerika kamen darin überein, dass Österreich, das erste freie Land, das der Hitlerschen Aggression zum Opfer gefallen ist, von der deutschen Herrschaft befreit werden muss. [...] Österreich wird jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass es für die Beteiligung am Krieg auf seiten [sic] Hitlerdeutschlands die Verantwortung trägt, der es nicht entgehen kann, und dass bei der endgültigen Regelung unvermeidlich sein eigener Beitrag zu seiner Befreiung berücksichtigt werden wird.“¹²²

Der auf Plakaten 1945 veröffentlichte Text leitet sich aus den Ergebnissen der Moskauer Konferenz im Jahr 1943 ab. Darin legten die alliierten Mächte Großbritannien, UdSSR und USA fest, dass Österreich als erstes Opfer gelte. Sie stellten dabei aber auch klar, dass Österreich dennoch Verantwortung an den Geschehnissen des Krieges habe und sich die Bevölkerung an der Befreiung beteiligen müsse.

Die Deklaration sollte dazu dienen, den Widerstand in Österreich zu stärken, da die Alliierten es als notwendig ansahen, dass Österreich beim Kampf an der Verteidigungslinie entlang der Alpen mithilfe, um diese zu zerstören. Die Inhalte der Moskauer Deklaration wurden aber mit der Landung in der Normandie obsolet, da die Unterstützung Österreichs dafür nicht mehr von Nöten war. Nach Ende des Krieges wurde die Äußerung der Alliierten über die Opferrolle Österreichs gerne angenommen und auch in der Präambel der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 aufgegriffen.¹²³ Der Anschluss sei „durch militärische Bedrohung von außen und den hochverräterischen Terror einer nazifaschistischen Minderheit eingeleitet [...] [und] durch [eine] militärische kriegsmäßige Besetzung des Landes dem hilflos gewordenen Volke Österreichs aufgezwungen worden [...]“.¹²⁴ Das Volk sei hilflos gewesen und hätt den Anschluss, der ihm oktroyiert wurde, nicht gewollt. Weiters wird im folgenden Abschnitt der Proklamation

¹²¹ Heidemarie Uhl, Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 30, Nr. 1: Geschichts- und Vergangenheitspolitik in Österreich (2001) 19-34, hier 20.

¹²² Deklaration über Österreich - Moskauer Deklaration (1945). In: ÖNB Digital, online unter <http://data.onb.ac.at/rec/baa15897358> (15.06.2023).

¹²³ Cornelius Lehniguth, Waldheim und die Folgen. Der parteipolitische Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich (Studien zur historischen Sozialwissenschaft 35, Frankfurt a. Main/New York 2013) 59–60.

¹²⁴ Unabhängigkeitserklärung, StGBI. Nr. 1/1945, online unter <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000204> (22.06.2023).

die Teilhabe Österreichs am Zweiten Weltkrieg als ungewollt beschrieben und diese sei nur durch die nationalsozialistische Regierung zustande gekommen:

„[...] das macht- und willenlos gemachte Volk Österreichs [wurde] in einen sinn- und ausichtslosen Eroberungskrieg geführt [...], den kein Österreicher jemals gewollt hat, jemals voraussesehen oder gutzuheißen instand gesetzt war, zur Bekriegung von Völkern, gegen die kein wahrer Österreicher jemals Gefühle der Feindschaft oder des Hasses gehegt hat, [...]“¹²⁵

Auch in diesem Ausschnitt wird die Mitverantwortung Österreichs an den Geschehnissen des Zweiten Weltkriegs relativiert. Zusätzlich dazu, dass dieser als ungewollt bezeichnet wird, wird die österreichische Bevölkerung als friedfertig dargestellt, die keinen Krieg oder Aggression gegen andere Staaten im Sinn hatte. Ein Bezug zu den Verbrechen des Nationalsozialismus findet sich nicht, wodurch der Holocaust keine Rolle in der damaligen österreichischen Erinnerungskultur einnehmen konnte.

In der Proklamation der Unabhängigkeitserklärung wird auch ein Ausschnitt aus der Moskauer Deklaration zitiert, in dem Österreich als erstes Opfer der Hitlerschen Aggression bezeichnet wird. In Bezug auf die Mitverantwortung Österreichs an den Geschehnissen im Nationalsozialismus sowie der geforderten Teilnahme am Widerstand wird in der Unabhängigkeitserklärung Folgendes festgestellt:

„[...] wird die einzusetzende Staatsregierung ohne Verzug die Maßregeln ergreifen, um jeden ihr möglichen Beitrag zu seiner Befreiung zu leisten, sieht sich jedoch genötigt, festzustellen, daß dieser Beitrag angesichts der Entkräftung unseres Volkes und Entgüterung unseres Landes zu ihrem Bedauern nur bescheiden sein kann.“¹²⁶

Es wird festgehalten, dass Österreich durch seinen Status als besetztes Land keinen großen Anteil an der Befreiung am Staatsgebiet haben kann. Dadurch wird wiederum die Unselbstständigkeit der Bevölkerung betont und somit gleichzeitig die mögliche Verantwortung am Kriegsgeschehen gemindert.

Zusammengefasst bestand aus dieser Sicht der Staat Österreich vom Jahr 1938 bis 1945 aufgrund der Besetzung durch das Deutsche Reich nicht und erlangte seine Unabhängigkeit erst durch den Einsatz der Alliierten und Widerstandskämpfer:innen. Diese Darstellung durchdrang die Politik zu Beginn der Zweiten Republik und zeigte sich auch in deren Symbolik. So wurde beispielsweise das Wappen aus der Ersten Republik übernommen, das nun einen Adler mit gesprengten Ketten als Symbol für die Befreiung aus der Unterdrückung trug. Weiters wurden

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Ebd.

Denkmäler zur Befreiung errichtet und das *Rot-Weiß-Rot-Buch* von der Regierung herausgegeben, das die Opferthese mit Dokumenten aus der Zeit bis 1945 belegen sollte.¹²⁷

Zu Beginn der Zweiten Republik wurde somit im außenpolitischen Kontext besonders das Gedenken an Widerstandskämpfer:innen in den Vordergrund gerückt. Mit den Wahlen im Jahr 1949, zu denen wieder Minderbelastete als Wähler:innen zugelassen waren, rückte dieses Gedenken innenpolitisch weiter in den Hintergrund. Dieser Wandel äußerte sich auch in der Denkmalkultur, indem ab den 1950er-Jahren besonders Denkmäler für gefallene Soldaten errichtet wurden. Im Kontrast zur Opferthese seien die Soldaten keine Opfer gewesen, sondern Helden, die ihre Pflicht erfüllt hätten. Parallel dazu erfolgte auch eine Rehabilitierung der ehemaligen Wehrmachtssoldaten.¹²⁸

Im Staatsvertrag von 1955 wurde nicht mehr von Mitverantwortung gesprochen, da aufgrund der fehlenden Existenz eines Staates Österreich oder einer österreichischen Regierung die alleinige Verantwortung beim NS-Regime stünde. So hätte nicht Österreich, sondern nur einzelne Bürger:innen Anteil an den Verbrechen gehabt. Zu den eingesetzten Soldaten im Krieg wurde argumentiert, dass diese zum Kämpfen gezwungen worden wären und sich nicht aus freien Stücken am Krieg beteiligt hätten. Die zunächst staatsrechtliche Interpretation der Opferthese führte gleichzeitig zu einer Universalisierung des Opferbegriffs, sodass dieser auch auf die ganze Bevölkerung – egal, ob diese auf der Seite der Opfer oder der Täter:innen stand – übertragen wurde. Dies entsprach aber nicht der Realität der NS-Zeit, da sich sowohl Opfer als auch Täter:innen sowie Mitläufer:innen unter der Bevölkerung befanden. Zusätzlich dazu wurde die Rolle der Holocaust-Überlebenden geschmälert, die weiterhin Antisemitismus ausgesetzt waren.¹²⁹ Dadurch, dass sich Österreich gemäß der Moskauer Deklaration selbst als Opfer des Nationalsozialismus sah, wurden Entschädigungszahlungen an den Großteil der Opfer des Nationalsozialismus nicht geleistet. Obwohl über acht Prozent der Gesamtbevölkerung 1942 Mitglied der NSDAP waren und einige führende Nationalsozialisten wie Ernst Kaltenbrunner und Adolf Eichmann aus Österreich stammten, hatte Österreich international aufgrund seines Status als Opfer ein besseres Ansehen als die Bundesrepublik Deutschland (BRD). Im Gegensatz dazu wurde die BRD als Nachfolgestaat des Deutschen Reiches gesehen und dafür international zur Verantwortung gezogen. Aus demselben Grund fühlte sich Österreich nicht zu Wiedergutmachungsleistungen verantwortlich, da nicht der Staat Österreich für die Verbrechen verantwortlich sei, sondern nur einzelne Bürger:innen diese begangen hätten. Erst durch Einfluss der

¹²⁷ Uhl, Das „erste Opfer“, 21.

¹²⁸ Ebd., 23–24.

¹²⁹ Lehnguth, Waldheim und die Folgen, 60–63; Uhl, Das „erste Opfer“, 21–22.

Alliierten wurde die Gruppe der als Opfer definierten Personen erweitert, wobei Juden:Jüdinnen nur als politische Opfer gesehen wurden, wodurch die außerordentliche Stellung des Holocaust nicht anerkannt wurde. Da sich die Republik Österreich als vom Deutschen Reich okkupiertes Land nicht in der Verantwortung für Entschädigungszahlungen sah, wurde mit der BRD bezüglich einer Entschädigung für die österreichischen Opfer des Nationalsozialismus verhandelt. Diese betrug 95 Millionen DM und wurde gegenüber der österreichischen Bevölkerung als soziale Maßnahme dargestellt.¹³⁰

Mit der Ermordung des Widerstandskämpfers Ernst Kirchweger im Jahr 1965 bei Protesten gegen den Universitätsprofessor Taras Bordajkewycz aufgrund von antisemitischen Äußerungen kam es zu einem ersten Wandel in der Erinnerungskultur.¹³¹

Ein weiteres wichtiges Ereignis in der österreichischen Erinnerungskultur stellt die 1978 in Österreich ausgestrahlte US-amerikanische Fernsehserie *Holocaust* über eine fiktionale jüdische Familie dar, in der zum ersten Mal die Opferperspektive in den Fokus medialer Darstellungen des Nationalsozialismus gestellt wurde. Folge dessen war eine breite öffentliche Diskussion über die Darstellbarkeit des Holocaust und seine Veränderung in der Erinnerungskultur.¹³² In Österreich wurde die Ausstrahlung im März 1979 durch verschiedene Programme des ORF wie Dokumentationen und Diskussionssendungen ergänzt, um den fiktiven Inhalt der Serie historisch einzuordnen. Durch die Sendungen des ORF wurde die Stellung des offiziellen Österreichs zum Holocaust dargestellt, in den Printmedien Österreichs wurde hingegen die Sendung kontrovers diskutiert. Durch die Serie *Holocaust* wurde die Schuldfrage Österreichs am Holocaust revidiert, sodass man die nationalsozialistischen Verbrechen nicht mehr als Einzeltaten, sondern als *österreichischen Beitrag* zum Holocaust ansah.¹³³

Als Wendepunkt der Erinnerungskultur zum Holocaust ist besonders das Jahr 1986 hervorzuheben, das von der Waldheim-Affäre geprägt war. Waldheim wurde im Frühjahr des Vorjahres als ehemaliger Außenminister und UN-Generalsekretär von der ÖVP unterstützt zum Präsidentschaftskandidaten nominiert. Bereits im Jahr 1985 wurde zum ersten Mal Waldheims Rolle zur Zeit des Nationalsozialismus zum Thema, jedoch wurden erst im Frühjahr 1986 nach Recherchen des Nachrichtenmagazins *profil* sowie der *New York Times* Details zu Waldheims

¹³⁰ Lehnguth, Waldheim und die Folgen, 70–73; Uhl, Das „erste Opfer“, 22.

¹³¹ Uhl, Das „erste Opfer“, 25–26.

¹³² Sandra Schulz, Film und Fernsehen als Medien der gesellschaftlichen Vergegenwärtigung des Holocaust. Die deutsche Erstausstrahlung der US-amerikanischen Fernsehserie Holocaust im Jahre 1979. In: Historical Social Research 32, Nr. 1 (2007) 189–248, hier 190.

¹³³ Heidemarie Uhl, Von „Endlösung“ zu „Holocaust“. Die TV-Ausstrahlung von „Holocaust“ und die Transformationen des österreichischen Gedächtnisses. In: Heidemarie Uhl (Hg.), Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts (Gedächtnis - Erinnerung - Identität 3, Innsbruck 2003) 153–179, hier 167; ebd., 173–174.

Wehrmachtsvergangenheit publik. Aus seinen Wehrmachtsunterlagen ging hervor, dass Waldheim Teil des SA-Reitersturms und des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes gewesen war. Zusätzlich sei er Teil einer Abteilung gewesen, die Partisan:innen verfolgt hatte und an der Deportation von jüdischen Griech:innen beteiligt war. Waldheim wies die Vorwürfe zurück und meinte, er habe wie viele andere Soldaten nur seine Pflicht getan. Dennoch blieb Waldheim aufgrund seiner bruchstückhaften Aussagen in der Kritik, da ein Unwissen über Ereignisse wie die Deportation als unwahrscheinlich galt. Als Folge der kritischen Berichterstattung wurde im Wahlkampf die Strategie unter dem Motto *Jetzt erst recht!* gewechselt.¹³⁴

Trotz der laufenden Kritik wurde Waldheim im Mai 1986 im ersten Wahlgang von 49,6 Prozent und anschließend in der Stichwahl von 53,9 Prozent der Wähler:innen zum Bundespräsidenten gewählt. Infolge der Wahl Waldheims zum Bundespräsidenten trat der damalige SPÖ-Bundeskanzler Fred Sinowatz zurück, auf den Franz Vranitzky folgte. Zur selben Zeit wurde Jörg Haider Parteiobmann der FPÖ, woraufhin die Koalition zwischen SPÖ und FPÖ aufgelöst wurde. Weiters wurde Waldheim auf die *Watch List* der USA gesetzt, was ihm eine Einreise ins Land verweigerte.¹³⁵ Weiters führte die Waldheim-Affäre zur außenpolitischen Isolation Waldheims durch die USA und andere westliche Staaten, da er keine Einladungen in diese Weltregionen erhielt.¹³⁶ Aufgrund Waldheims Vergangenheit bei der SA-Reiterstandarte wurde eine Historikerkommission eingesetzt, die zu dem Entschluss kam, dass Waldheim über das Kriegsgeschehen und die Deportationen aufgrund seines Ranges als Nachrichtenoffizier Bescheid gewusst haben musste, ihm aber keine Beteiligung an Kriegsverbrechen nachgewiesen werden konnte.¹³⁷

Die Aussage, er habe nur seine Pflicht getan, steht im Kontrast mit der bis dahin vorherrschenden Opferthese, weswegen diese in Kritik kam und Waldheim als *Symbol* für die verdrängte Vergangenheit bezeichnet werden kann. Doch durch die Parteien hindurch fand nur schleppend eine Aufarbeitung des Opfermythos statt, was unter anderem aus wahltaktischen Gründen geschah – einerseits, da Waldheim durch den Wahlerfolg auf Unterstützung in der Bevölkerung aufbauen konnte, andererseits, da die Causa nicht nur Waldheim betraf, sondern ganz Österreich und dessen Vergangenheitspolitik. Eine Abkehr vom Opfermythos erfolgte öffentlich erst allmählich: So stellte 1987 der damalige SPÖ-Klubobmann Heinz Fischer zwar eine Beteiligung Österreichs am Nationalsozialismus fest, relativierte dieses Zugeständnis aber. Er verglich

¹³⁴ Lehnghuth, Waldheim und die Folgen, 92–97.

¹³⁵ Ebd., 104–105.

¹³⁶ Oliver Rathkolb, Fiktion „Opfer“ Österreich und die langen Schatten des Nationalsozialismus und der Dollfuß-Diktatur (Österreich - Zweite Republik 21, Innsbruck/Wien/Bozen 2017) 31.

¹³⁷ Lehnghuth, Waldheim und die Folgen, 108–109.

Österreichs Rolle im Zweiten Weltkrieg mit der anderer Länder, die zur Zeit des Nationalsozialismus besetzt waren. Österreich träfe demnach keine größere Schuld als andere Staaten. Dennoch verurteilte er dabei ein Leugnen der Mitwisserschaft über die Verbrechen im Zweiten Weltkrieg.¹³⁸

Zu einer offiziellen Abkehr vom Opfermythos kam es am 8. Juli 1991 mit der Rede des damaligen Bundeskanzlers Franz Vranitzky, der im Rahmen einer Parlamentsrede über Jugoslawien und die Anerkennung Sloweniens und Kroatiens als souveräne Staaten die Mitverantwortung Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus eingestand. Auch wenn es im Vorhinein erste Eingeständnisse dazu gab, stellte dieses Bekenntnis eine Besonderheit dar, da sie einerseits von offizieller Seite eines Repräsentanten der Republik Österreichs stammte und andererseits außerhalb des Rahmens eines Gedenkjahres oder einer Gedenkveranstaltung entstand. Zusätzlich wurden auch andere Opfergruppen neben den österreichischen Juden:Jüdinnen einbezogen.¹³⁹

In der Rede sprach Vranitzky zunächst über die 100.000 österreichischen Opfer des Nationalsozialismus und stellte fest, dass auch viele Bürger:innen sich am Widerstand beteiligt hätten. Anschließend fügt er aber an, dass nicht wenige Österreicher:innen Anteil an den Verbrechen des nationalsozialistischen Staates hatten. Daraufhin spricht er im gleichen Zuge von der „Mitverantwortung für das Leid, das zwar nicht Österreich als Staat, wohl aber Bürger dieses Landes über andere Menschen und Völker gebracht haben.“¹⁴⁰ Er erwähnt daraufhin die Opferthese, indem er Österreich als *Opfer militärischer Aggression* bezeichnet.¹⁴¹ Er relativiert diese Aussage anschließend durch Folgendes:

„Dennoch haben auch viele Österreicher den Anschluß begrüßt, haben das nationalsozialistische Regime gestützt, haben es auf vielen Ebenen der Hierarchie mitgetragen. Viele Österreicher waren an den Unterdrückungsmaßnahmen und Verfolgungen des Dritten Reichs beteiligt, zum Teil an prominenter Stelle.“¹⁴²

Anschließend weist Vranitzky noch einmal auf die moralische Mitverantwortung Österreichs hin und verspricht dabei auch Wiedergutmachung für die Überlebenden und deren Nachkommen.¹⁴³ Es zeigt sich daher in diesen Ausschnitten, dass Vranitzky als Bundeskanzler und

¹³⁸ Ebd., 111–112; ebd., 116; ebd., 119.

¹³⁹ Lehngruth, Waldheim und die Folgen, 206–207.

¹⁴⁰ Stenographisches Protokoll. 35. Sitzung des Nationalrates der Republik Österreich (XVIII. Gesetzgebungsperiode, 08.07.1991) 15, online unter https://www.parlament.gv.at/dokument/XVIII/NRSITZ/35/imfname_142026.pdf (21.07.2023).

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ Ebd., 15–16.

offizieller Vertreter der Republik Österreich mit der alten Doktrin der Opferthese bricht und die Mitverantwortung der österreichischen Bürger:innen eingesteht.

Im Jahr 1993 erfolgte der erste offizielle Staatsbesuch eines österreichischen Regierungschefs durch Bundeskanzler Franz Vranitzky in Israel, bei dem ihm durch die Hebräische Universität in Jerusalem die Ehrendoktorwürde für das öffentliche Bekenntnis zu Österreichs Mitverantwortung verliehen wurde. In den vorausgehenden Jahren waren die Kontakte zwischen dem offiziellen Israel und Österreich aufgrund der Präsidentschaft Waldheims auf ein Minimum reduziert worden. In seiner Rede betonte Vranitzky erneut, dass der Anschluss große Zustimmung in Österreich gefunden habe und dass viele Österreicher:innen unter den Nationalsozialist:innen gewesen seien. Zusätzlich erweiterte er seine Aussage über die Mitverantwortung Österreichs, indem er meinte, dass Österreich zwar keine Kollektivschuld an den Verbrechen, aber eine kollektive Verantwortung für das Erinnern daran habe. Er strich wiederum hervor, dass nicht Österreich als Staat, der damals nicht existierte, daran beteiligt gewesen war. Weiters erwähnte er finanzielle Wiedergutmachung für die Opfer des Holocaust sowie die Möglichkeit, die österreichische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Ein Jahr später 1994 wurde auch Bundespräsident Klestil nach Israel eingeladen. Dieser hielt eine Rede vor der Knesset, gestand dabei als erster österreichischer Bundespräsident die Mitschuld von Österreicher:innen ein und bezeichnete die Verantwortung Österreichs für den Holocaust als schweres Erbe. Klestil blieb jedoch vager als Vranitzky, indem er nicht den Begriff Holocaust verwendete, sondern von der jüdischen Tragödie sprach.¹⁴⁴

In der Zeit von der Waldheim-Affäre bis zu den offiziellen Staatsbesuchen in Israel und dem Gedenkjahr 1995 wandelte sich das Verständnis über die Rolle der Österreicher:innen im Nationalsozialismus von der Opfer- zur Mitverantwortungsthese. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Entschädigung der Opfer. 1995 wurde der *Nationalfonds für die Opfer des Nationalsozialismus* errichtet, um Wiedergutmachung an die Opfer zu leisten.¹⁴⁵

Mit den Veränderungen hin zur Mitverantwortungsthese kam es auch zur Festlegung fester Gedenktage. Dabei wurde 1997 in Österreich der 5. Mai als *Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus* festgesetzt, der die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen markiert und somit besonders an die auf österreichischem Boden begangenen Verbrechen erinnert. Ein Gedenktag am 27. Jänner als Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz wurde zunächst abgelehnt, da man nicht andeuten wollte, sich für

¹⁴⁴ Lehnguth, Waldheim und die Folgen, 231–235.

¹⁴⁵ Ebd., 249–250.

die gesamten Verbrechen während des Holocaust zu verantworten. Dieses Datum fand aber in Österreich auch Bedeutung, als es von der UNO als *International Day of Commemoration in Memory of the Victims of the Holocaust* gewählt wurde.¹⁴⁶

4.3.2 Öffentliches Gedenken in Österreich

Bereits 1988 war das *Mahnmal gegen Krieg und Faschismus* von Alfred Hrdlicka am Albertinaplatz zum Gedenken an die Verbrechen im Nationalsozialismus errichtet worden. Aufgrund des Aufstellungsortes und der Gestaltung des Denkmals bzw. auch später wegen kontroverser Aussagen des Künstlers Hrdlicka stand das Denkmal in der Kritik. Besondere Kritik erfuhr das Denkmal aufgrund der Darstellung des *straßenwaschenden Juden*, der an den Ensembleteil *Tor der Gewalt* anschließt. Dieser ist als einzige Figur den jüdischen Opfern des Nationalsozialismus gewidmet, stellt aber lediglich den Antisemitismus der Anfangszeit dar. Außerdem wurde die Skulptur zunächst von Passant:innen als Sitzgelegenheit genutzt, bis die Figur durch Stacheldraht ergänzt wurde. Die restlichen Ensembleteile des Denkmals widmen sich vor allem den Opfern des österreichischen Volkes und stellen mit Auszügen aus der Unabhängigkeitserklärung das Wiedererstehen Österreichs dar. Simon Wiesenthal kritisierte an der Darstellung, dass sie zwar die Erniedrigung der Juden:Jüdinnen symbolisiere, Tod und Verfolgung aber ausspare. Dies führte Simon Wiesenthal dazu, ein Denkmal nur für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus zu fordern, das aber erst einige Jahre später realisiert wurde.¹⁴⁷ Die Filmemacherin Ruth Beckermann ergänzte 2015 die Darstellung des *straßenwaschenden Juden* durch originale Filmaufnahmen aus der Zeit des Anschlusses. Bei dieser Kunstinstallation, die den Titel *The Missing Image* trägt, wurden Bildschirme installiert, die lachende Zuschauer:innen der sogenannten Reibpartien zeigten. Dadurch thematisierte Beckermann das Umfeld und die Reaktion der Bevölkerung, die durch die Skulptur allein ausgespart blieben.¹⁴⁸

Ein eigenes Denkmal für die ermordeten österreichischen Juden:Jüdinnen wurde 2000 am Judenplatz, gestaltet von Rachel Whiteread, realisiert. Dieser Standort stand zunächst nicht im Gespräch, als Wiesenthal 1994 ein Denkmal am Albertinaplatz vorschlug, auf dem die Namen der jüdischen Opfer verzeichnet werden sollten. Diese Idee scheiterte jedoch daran, dass bis

¹⁴⁶ Ebd., 424–426.

¹⁴⁷ Holger Thünemann, Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur. Zentrale Holocaust-Denkmäler in der Kontroverse. Ein deutsch-österreichischer Vergleich (Schriften zur Geschichtsdidaktik 17, Idstein 2005) 180–184; Lehn-guth, Waldheim und die Folgen, 377.

¹⁴⁸ Teresa Schaur-Wünsch, Ruth Beckermann: „Hass, Neid und eine Hetz haben“. In: Die Presse (16.03.2015), online unter <https://www.ruthbeckermann.com/files/uploads/97/03-diepressecom.pdf> (13.06.2025); Ruth Beckermann, The Missing Image. In: Ruth Beckermann (2015), online unter <https://www.ruthbeckermann.com/de/projects/projects-liste/the-missing-image/> (26.06.2025).

dahin ein Großteil der Namen noch nicht ermittelt werden konnte.¹⁴⁹ Der Standort am Judenplatz wurde deshalb gewählt, da dieser im Mittelalter bereits Zentrum der jüdischen Gemeinde Wiens war. Obwohl zum Teil Kritik daran geäußert wurde, dass der Platz abseits einer breiteren Öffentlichkeit sei, wurde gerade dieser Aspekt auch als positiv hervorgehoben. Gleichzeitig ist der Ort durch die Überreste einer mittelalterlichen Synagoge ein doppelter Gedächtnisort.¹⁵⁰ Für die Gestaltung des Denkmals wurde ein künstlerischer Wettbewerb ausgeschrieben, in dem eine Jury aus elf internationalen und nationalen Mitgliedern über die Ausschreibung entscheiden sollte. Die britische Künstlerin Rachel Whiteread überzeugte mit ihrem Entwurf eines Quaders aus Beton, dessen Außenseite Bücherformen und an der Vorderseite eine nicht öffnende Doppeltür zeigte.¹⁵¹

Die Idee einer Namensmauer wurde im Gedenkjahr 2018 aufgegriffen und mit der Errichtung einer Gedenkstätte im Ostarrîchi-Park nach Plänen des Holocaust-Überlebenden Kurt Yakov Tutter realisiert. Diese wurde am 9. November 2021 eröffnet und soll ein Ort der Begegnung und Erinnerung sein. Das Denkmal besteht aus oval angeordneten Marmorplatten, auf denen die ca. 65.000 jüdischen Opfer namentlich aufgelistet sind.¹⁵²

Eine Veranstaltung, die zeigt, dass das Gedenken an den Holocaust fest in der österreichischen Erinnerungskultur verankert ist, ist das *Fest der Freude*. Dieses findet seit über zehn Jahren jährlich am 8. Mai, dem Tag der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reichs und dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa, veranstaltet durch das Mauthausen Komitee Österreich, am Heldenplatz statt. Dabei wird nicht nur des Endes der nationalsozialistischen Herrschaft, sondern besonders auch der Opfer des Nationalsozialismus gedacht.¹⁵³

5 Holocaust in Texten der zweiten und dritten Generation

Mit der nach und nach verschwindenden Zahl an Zeitzeug:innen eröffnet sich die Frage, wie das Holocaust-Gedenken zum einen im kollektiven Gedächtnis und zum anderen in der Erinnerungskultur weiterhin verankert werden kann. Eine wichtige Rolle in der Weitergabe von

¹⁴⁹ Thünemann, Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur, 185.

¹⁵⁰ Ebd., 209–211.

¹⁵¹ Ebd., 232–235.

¹⁵² *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus*, Shoah-Namensmauer-Gedenkstätte. In: Nationalfonds (2021), online unter <https://www.nationalfonds.org/shoah-namensmauern-gedenkstaette> (25.06.2025).

¹⁵³ *Mauthausen Komitee Österreich*, Fest der Freude. In: Fest der Freude (2025), online unter <https://www.fest-derfreude.at/de/das-fest/fest-der-freude> (25.06.2025).

Erinnerung nehmen die zweite und dritte Generation Holocaust-Überlebender ein. Im Folgenden werden kurz Grundlagen für die Behandlung von Motiven in Texten der zweiten und dritten Generation beleuchtet.

Eine Generation definiert sich nicht allein durch einen Zeitraum – meist als 30 Jahre angegeben – sondern durch prägende Erlebnisse aus Kindheit oder Jugend, die Einfluss auf ganze Geburtsjahrgänge haben. Denn eine Gemeinschaft formt sich erst durch einen gemeinsamen kulturellen Kontext und durch vergleichbare Lebenssituationen, durch die sich eine Gruppe von Individuen retrospektiv mit einer Generation identifiziert. Diese Generationen sind durch ein Familiengedächtnis wiederum miteinander verbunden. Das Familiengedächtnis, das eine Form des kollektiven Gedächtnisses darstellt, entsteht durch Kommunikation und Interaktion zwischen den Mitgliedern der einzelnen Generationen. Dabei kommt es sowohl zu einer vertikalen (d.h. von der Großeltern- zur Enkelgeneration) als auch zu einer horizontalen (d.h. innerhalb der einzelnen Generationen) Ausformung des Familiengedächtnisses. Während die jüngeren Generationen durch die Erinnerungen und Erzählungen der älteren Generation geprägt werden, wird auch das Erzählen und Erinnern der ersten Generation durch die Verarbeitung und Deutung der nachfolgenden Generationen beeinflusst. Durch diese Weitergabe von Erinnerungen werden auch diejenigen zu Träger:innen des Familiengedächtnisses, die das Ereignis selbst nicht miterlebt haben.¹⁵⁴

Aleida Assmann bezeichnet den Holocaust durch das Erinnern der Zeitzeug:innen und der nachfolgenden Generationen als „das am besten dokumentierte Menschheitsverbrechen“¹⁵⁵. Dessen Rezeption findet sich in diversen Medien wie Film oder Text, Gedenkortern sowie Museen wieder. Eine Gefahr für den Erhalt der Erinnerung bestehe laut Assmann darin, dass es zu einer Routinisierung und Verflachung des Erinnerns kommen könnte. Daher stellt Assmann Punkte auf, wie mit dem Gedenken an den Holocaust umgegangen werden sollte: Das Erinnern an den Holocaust müsse sich von der Erinnerung einzelner Personen zu einer (trans-)nationalen Erinnerungsgemeinschaft wandeln. Weiters muss die Erinnerung interaktiv bleiben, indem sie weiterhin verarbeitet und weitergegeben wird. Dafür sei auch eine Dokumentation durch Historiker:innen sowie die anschließende Rekonstruktion der Erinnerung durch Medienschaffende,

¹⁵⁴ Philipp Mettauer, Vorwort und persönlicher Zugang, In: Martha Keil, Philipp Mettauer (Hg.), *Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis* (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 7-16, hier 10–11.

¹⁵⁵ Aleida Assmann, Die Zukunft der Erinnerung an den Holocaust, In: Hubert Christian Ehalt, Wilhelm Hopf, Konrad Paul Liessmann (Hg.), *Kritik & Utopie. Positionen & Perspektiven* (Wien 2009) 14-17, hier 15.

Autor:innen oder Künstler:innen von großer Bedeutung. Abschließend meint sie, dass es Anlässe zum Erinnern brauche, die dieses in geordnete Bahnen führt.¹⁵⁶

Weiters definiert Aleida Assmann vier Grundtypen von Zeugenschaft, von denen auf zwei hier im Besonderen eingegangen wird: den historischen und den moralischen Zeugen. Der *historische Zeuge* ist eine Person, die als Teilnehmer:in eines Ereignisses ihre Erfahrungen und Erinnerungen an andere weitergibt. Der historische Zeuge, in der Geschichtswissenschaft als Zeitzeuge bezeichnet, schöpft die Inhalte seines Zeugnisses aus eigenen Erfahrungen und dient als Grundlage für die Rekonstruktion von Geschichte. Durch die Oral-History-Forschung gewann diese Art des Zeugen weiter an Bedeutung, wobei dessen Bericht anhand verschiedener Kriterien eingeordnet wird. Demnach wird in der Geschichtswissenschaft zwischen zeitnahen und zeitfernen Zeugnissen unterschieden. Diesen wird je nach Zeitraum zwischen dem Erleben und dem Zeugnisablegen unterschiedliche Bedeutung beigemessen. Der *moralische Zeuge* hat sich mit Rückblick auf den Holocaust entwickelt, der als Überlebender sowohl die Position des Opfers als auch die des Zeugen einnimmt. Gleichzeitig agiert er auch als historischer Zeuge, indem er direkt am Ereignis teilgenommen hat und so als Zeuge für diejenigen eintreten kann, die verstorben sind. Dennoch benötigt der moralische Zeuge auch jemanden, der sein Zeugnis weiterträgt. Assmann geht in dieser Ausführung auf Bernhard Giesen ein, der zwischen primären und sekundären Zeugen unterscheidet. Der sekundäre Zeuge steht als moralische Instanz gegenüber dem Opfer und dem Täter und legt Zeugnis vom Geschehen ab, das dadurch Teil der Erinnerungskultur wird.¹⁵⁷

Christian Schneider meint in Bezug auf Angehörige der zweiten Generation, dass diesen als sekundären Zeug:innen eine Schlüsselrolle in der Vermittlung angesichts der immer weiter schwindenden Zahl an Zeitzeug:innen zukäme:

*„Das Verhältnis der ersten zur zweiten Generation und umgekehrt ist ein anderes als das zu den späteren. Das Konzept der Zeugenschaft ist im Kern ein transgeneracionales Konzept, das seine Logik aus dem Verhältnis der ersten zur zweiten Generation gewinnt. Dies verändert sich angesichts des Sterbens der Zeitzeugen.“*¹⁵⁸

Dabei geht es vor allem darum, wie und in welcher Position die zweite Generation die Erlebnisse der Elterngeneration weitergibt. Denn seiner Meinung nach hätte die zweite Generation ihr Ziel verfehlt, wenn sie die Rolle der Augenzeugen übernehmen würde. Angehörige der

¹⁵⁶ Ebd., 14–17.

¹⁵⁷ Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit, 85–90.

¹⁵⁸ Christian Schneider, Trauma und Zeugenschaft. Probleme des erinnernden Umgangs mit Gewaltgeschichte. In: Michael Elm, Gottfried Kößler (Hg.), Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung (Jahrbuch 2007 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, Frankfurt a. Main/New York 2007) 157–175, hier 172.

zweiten Generation müssten daher ihre Perspektive als Nachgeborene einnehmen und ihre eigenen Erfahrungen mit dem Leiden ihrer Eltern thematisieren.¹⁵⁹

Vor diesem Hintergrund werden Holocaust-Überlebende der zweiten und dritten Generation zu sekundären Zeugen ihrer Eltern und Großeltern, die moralische Zeugen ihres eigenen Überlebens sind. Durch ihr Erinnern an ihre Vorfahren geben die nachfolgenden Generationen diesen eine Stimme und bezeugen das Geschehen unter Umständen auch über deren Tod hinweg. Gleichzeitig stellt sich die Frage, worüber diese nachfolgenden Generationen Zeugnis ablegen: Legen sie Zeugnis über das Erlebte ihrer Eltern oder Großeltern ab oder steht ihr eigenes Erleben im Zusammenhang mit dem Holocaust und dessen Nachfolgen im Fokus? Denn die Erforschung der eigenen Familiengeschichte entsteht auch aus dem Wunsch nach dem Schließen von Lücken in der eigenen Biografie oder dem Verstehen der ersten Generation.

Diejenigen aus den nachkommenden Generationen, die in die Fußstapfen der Überlebenden treten, um die traumatische Geschichte des Holocaust für die Gegenwart zu bewahren, werden als Hüter der Erinnerung bezeichnet und nützen ihre Sprache als Abwehr gegen das Vergessen. Neben dem Vergessen wird als Grund für das Erinnern genannt, gegen Holocaust-Leugnung vorgehen zu wollen. Nachkommen von Holocaust-Überlebenden würden oft aus Pflicht über deren Erlebnisse sprechen, besonders dann, wenn deren Eltern oder Großeltern vor Kurzem gestorben waren.¹⁶⁰

Gleichzeitig wirken die Erzählungen über die Vergangenheit durch Beziehungsgeflechte und soziale Netzwerke für die nachkommenden Generationen identitätsstiftend. Identität wird durch Erzählungen geschaffen, mit denen eine Person in Verbindung steht. Dabei geht es um Wissen, das durch die Interaktion – sei es im öffentlichen oder im privaten Raum – erlangt wird. Die Identität von Nachkommen von Holocaust-Überlebenden werde demnach einerseits durch das gesellschaftliche Gedenken an den Holocaust und zum anderen durch familiäre Erinnerung geprägt. Die Erzählungen, die die Identität von Nachkommen formen, sind jedoch meist unvollständig, weswegen diese aber nicht weniger bedeutungsvoll für die Kinder und Enkelkinder von Überlebenden sind, da sie zum besseren Verständnis über sich selbst dienen. Die Erzählungen, auf die sich die nachfolgenden Generationen stützen, wurden meist in deren Kindheit tradiert, wobei Erzählungen im Laufe der Zeit korrigiert oder mit neuen Inhalten ergänzt wurden. Dies geschah entweder durch Anregung der nachkommenden Generationen oder aufgrund

¹⁵⁹ Ebd., 172–174.

¹⁶⁰ Victoria Aarons, Alan L. Berger, *Third-Generation Holocaust Representation. Trauma, History, and Memory* (Cultural Expressions of World War II, Evanston, IL 2017) 43; Janet Jacobs, *The Holocaust across Generations. Trauma and Its Inheritance among Descendants of Survivors* (New York, NY 2017) 132–133.

des Alterns der Überlebenden. Besonders Enkelkinder von Holocaust-Überlebenden hätten Erzählungen gehört, die deren Eltern, d.h. die zweite Generation, nicht kannte.¹⁶¹

Auch wenn das Erinnern an den Holocaust sehr vielfältig sein kann, lassen sich dennoch einzelne Motive bei der zweiten oder dritten Generation herausarbeiten: Ein wiederholendes Motiv der zweiten Generation ist das Thematisieren von indirekter Traumatisierung durch die Holocaust-Erfahrung der Eltern. Dies wird in zweierlei Weise behandelt. Einerseits indem offen über die Holocaust-Vergangenheit der Eltern mittels Anekdoten gesprochen wird oder andererseits indem die unausgesprochene Stille thematisiert wird, die sowohl auf die Überlebenden als auch auf die Nachkommen belastend wirkt.¹⁶² Die zweite Generation schreibe daher meist weniger über den Holocaust selbst, sondern mehr darüber, welche Auswirkungen das vererbte Trauma und die Erfahrungen der Überlebenden auf sie selbst habe. Die zweite Generation könne nämlich nur auf fragmentierte Erinnerungen zurückgreifen, die sie nicht selbst erlebt hat.¹⁶³

Jacobs, die eine umfassende Studie mittels Interviews mit Holocaust-Überlebenden und ihren Nachkommen durchführte, arbeitet verschiedene Themenbereiche heraus, die sowohl in der Narration der zweiten als auch der dritten Generation zu finden sind.

Neben den häufigen Erzählungen über Gräueltaten finden sich laut der Studie von Jacobs auch bei Kindern und Enkelkindern von Holocaust-Überlebenden Erzählungen über Handlungsfähigkeit (*agency*) und Ermächtigung (*empowerment*) der Überlebenden. Traditionell finden sich in der Holocaust-Erinnerung zwei konkurrierende Erzählweisen: Einerseits werden Überlebende als passive Opfer und andererseits als heroische Akteur:innen gezeichnet. Nachkommen hätten aber besonders die *agency* der Überlebenden im Zusammenhang mit schwierigen moralischen Entscheidungen hervorgehoben, wobei besonders stille Formen von Heldenmut der Eltern oder Großeltern betont werden, die notwendig zum Überleben waren. Dies steht im Kontrast zu der sonst geläufigen Wahrnehmung der Überlebenden als passive und machtlose Opfer.¹⁶⁴

Weiters behandelt Jacobs, wie Nachkommen von Holocaust-Überlebenden mit dem Altern und dem Versterben der ersten Generation Teil des Holocaust-Gedenkens werden, indem sie entweder allein oder gemeinsam mit ihren Eltern oder Großeltern bei Gedenkveranstaltungen auftreten. Jacobs beschreibt exemplarisch eine Gedenkfeier, bei der jeweils drei weibliche Angehörige der ersten, zweiten und dritten Generation erzählten. Nachdem die Überlebenden über

¹⁶¹ Jacobs, *The Holocaust across Generations*, 14–16.

¹⁶² Aarons, *Berger*, *Third-Generation Holocaust Representation*, 57.

¹⁶³ Ebd., 61–62.

¹⁶⁴ Jacobs, *The Holocaust across Generations*, 29–30.

ihre Erfahrungen gesprochen hatten, hätten die Töchter der Überlebenden über die Auswirkungen der Erlebnisse ihrer Mütter auf ihr eigenes Leben berichtet. Dabei hätten alle Töchter zum einen von der Stärke und dem Überleben ihrer Mütter gesprochen, zum anderen aber auch Einblicke in deren Mühen in der Kindheit wie Einsamkeit oder Ängste gegeben. Die Enkeltöchter bezeichneten das Erbe ihrer Familie als eine Mischung aus Opferrolle und Widerstandskraft. Dies verdeutlicht, dass die dritte Generation über den Schmerz der Familie hinausgeht und die Kraft des Überlebens würdigt. Dadurch ist das Erinnern auch von der Stärke der verschiedenen Generationen geprägt.¹⁶⁵

Weiters zeigt sich in Texten der dritten Generation eine umgekehrte Reise in die Vergangenheit. Enkelkinder von Holocaust-Überlebenden kehren darin an die Orte, an denen ihre Großeltern vor dem Holocaust gelebt hatten, oder an Stätten wie Konzentrationslager oder Ghettos zurück, an denen ihnen Leid zugefügt worden war. Dies dient dem Zweck, die Ereignisse zu rekonstruieren und festzuhalten.¹⁶⁶

¹⁶⁵ Ebd., 127–129.

¹⁶⁶ Aarons, *Berger*, Third-Generation Holocaust Representation, 12.

II ANALYSE

Auf Basis des zuvor erörterten theoretischen Hintergrunds werden nun drei Texte von Angehörigen der zweiten und dritten Generation analysiert. Daher werden zunächst die daraus erstellten Analysekategorien einzeln vorgestellt und genauer definiert. Darauffolgend werden die Kriterien für die Auswahl der zu analysierenden Texte beschrieben. Anschließend findet sich die Analyse dieser, deren Ergebnis als Abschluss dieses Abschnittes besprochen wird.

6 Grundlagen der Analyse

6.1 Analysekategorien

Aus dem vorhergehenden theoretischen Teil wurden nach einer deduktiven Vorgehensweise Analysekategorien erstellt. Diese sind untenstehend aufgelistet und in ihren Charakteristika definiert, um eine nachvollziehbare Analyse zu ermöglichen. Nach erster Sichtung des Materials wurden diese erneut angepasst und geschärft. Die Auflistung der Kategorien hat nominalen Charakter und erfolgt unter keiner speziellen Wertung nach Wichtigkeit der Kategorien.

Schweigen: Das Schweigen ist sowohl ein individuell als auch familiär auftretendes Phänomen, das zum einen bei Überlebenden und zum anderen bei der zweiten oder dritten Generation auftritt. Dieses bezieht sich explizit auf die erlittenen Traumata, aber auch auf den Holocaust im Allgemeinen. Die verschiedenen Gründe für das Schweigen werden nicht als Auswahlkriterium gesehen.

Unentwegtes Sprechen: Dies bezieht sich auf das häufige und detaillierte Sprechen über die persönlichen Erlebnisse im Holocaust. Dazu zählt auch die regelmäßige Bezugnahme auf den Holocaust in alltäglichen Situationen. Das Sprechen kann sowohl im familiären als auch im öffentlichen Kontext stattfinden.

Jüdische Identität: Diese Kategorie wird in den kulturellen und sozialen Aspekt und den religiösen Aspekt der jüdischen Identität unterteilt. Das bedeutet eine Einteilung in die Unterkategorien **Jüdisch-Sein** und **Religiöse Praxis**. Zusätzlich fällt unter diese Kategorie die **Erfahrung von Antisemitismus**.

Erinnerungskultur: Unter diese Kategorie fallen zwei Unterkategorien: zum einen die *Weitergabe von Erinnerung*, um das Erlebte für nachfolgende Generationen zu bewahren, zum anderen der Begriff *lieu de mémoire*. Unter Lieux de mémoire versteht man Erinnerungsorte im weiten Sinne (z.B. Orte, Gegenstände, Rituale, ...). Diese tragen zur kollektiven Erinnerung bei und dienen der Vermittlung der Ereignisse des Holocaust oder der Bewahrung der Erinnerung an Opfer des Holocaust.

(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen: Es liegt eine Beschreibung vor, dass Holocaust-Überlebende durch einen Schlüsselreiz Traumata des Holocaust wiedererleben. Dies kann beispielsweise in Flashbacks oder Alpträumen geschehen. Im Fall der zweiten oder dritten Generation handelt es sich bei diesem Wiedererleben nicht um eigene Erfahrungen, sondern um Imagination von Erfahrungen der ersten Generation.

Survivor guilt: *Survivor guilt* bezeichnet Schuldgefühle oder innere Konflikte von Personen aufgrund dessen, dass sie den Holocaust überlebt haben. Diesem Aspekt wird in der Analyse auch der *second generation survivor complex* untergeordnet. Darunter fällt auch, dass Nachkommen der zweiten oder dritten Generation in alltäglichen Situationen an die Holocaust-Erfahrung ihrer Vorfahren zurückerinnert werden.

Weiters findet sich in der Analyse der Texte der Unterpunkt der *Nicht-kategorisierten Inhalte*. Wie bereits in der Einleitung eingehend besprochen, werden aus dem Material induktive Analysekategorien gezogen und definiert. Aus diesen zunächst unkategorisierten Inhalten werden anschließend neue Unterkategorien formuliert und zentrale Themen hervorgehoben.

6.2 Auswahl der Texte

In der Arbeit werden Texte jüdischer Autor:innen der zweiten oder dritten Generation, d.h. von Autor:innen, deren Eltern oder Großeltern den Holocaust überlebt haben, herangezogen. Als weiteres Kriterium wurde definiert, dass die gewählten Texte zum Großteil den Holocaust oder dessen Folgen auf das Leben der Überlebenden bzw. ihrer Nachkommen nach 1945 behandeln sollen. Das bedeutet, dass die gewählten Texte biografischen oder autobiografischen Charakter haben müssen. Der Begriff *Text* ist hierbei als allgemeiner Begriff zu verstehen, da darunter auch *Graphic Novels* hinzugezogen werden, die neben dem Text auch eine bildliche Komponente beinhalten.

Bei einer ersten Auswahl der Texte wurde zunächst nicht ausgeschlossen, dass die Texte auch bewusst fiktionalen Charakter – wie beispielsweise bei Romanen – haben können. Im Laufe der

Erarbeitung wurde jedoch als Kriterium hinzugefügt, dass die gewählten Texte keine bewusste Fiktionalität aufweisen dürfen, sondern fakten- oder erfahrungsbasiert sein müssen. Dies wurde deswegen spezifiziert, da aufgrund der Fiktionalität und der verschiedenen Erzählstränge von Romanen eine vergleichbare kategoriengestützte Analyse nicht möglich war.

Abgesehen von den oben beschriebenen Grundkriterien wurde die Auswahl der Texte nach Zufall getroffen. Folgende Texte werden in dieser Arbeit analysiert:

- *Leben ,dank‘ der Shoah* von Nina Flurina Caprez (2016)
- *Versteckte Jahre* von Anna Goldenberg (2018)
- *Zweite Generation* von Michel Kichka (2012)

7 *Leben ,dank‘ der Shoah* von Nina Flurina Caprez

Nina Flurina Caprez ist Jahrgang 1981 und Holocaust-Überlebende der dritten Generation. Ihr Text *Leben ,dank‘ der Shoah*¹⁶⁷ erschien im Sammelband *Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis* (2016), der im Zusammenhang mit einer gleichnamigen Sommerakademie des *Instituts für jüdische Geschichte Österreichs* im Jahr 2013 entstand. Hauptaugenmerk ihres Beitrags ist, in welcher Weise die Autorin Caprez selbst als Nachfahrin einer Holocaust-Überlebenden mit dem Thema Holocaust verbunden ist. In weiterer Folge geht sie auch auf die Holocaust-Bezüge ihrer Großmutter und Mutter ein. Aufgrund dieser Inhalte wurde dieser Artikel auch zur Analyse der vorliegenden Masterarbeit ausgewählt, da sich Caprez darin spezifisch mit den Auswirkungen und Bezügen des Holocaust auf die verschiedenen Generationen befasst und dabei den Einfluss, den die einzelnen Generationen gegenseitig auf sich haben, einbezieht.

7.1 Allgemeine Informationen

Bei diesem Text handelt es sich um einen autobiografischen Text. Dieser beginnt mit einer unbetitelten Einleitung. Daraufhin gliedert Caprez den Aufsatz in sechs Abschnitte mit den Titeln *Protagonistinnen*, *Jüdisch-Sein*, *Mama und ich – Zweite und Dritte Generation*, *Oma und ich – Erste und Dritte Generation*, *Ich – Dritte Generation* sowie *Zusammenfassung*. Im Text

¹⁶⁷ Nina Flurina Caprez, *Leben ,dank‘ der Shoah*. Spuren der Verfolgung bei einer Überlebenden und ihrer Enkelin. In: Martha Keil, Philipp Mettau (Hg.), *Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis* (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 73–87.

sind vier private Bilder der Autorin Caprez enthalten, die ihre Großmutter, ihre Mutter, die Autorin selbst sowie ihren Neffen zeigen. Durch die Verwendung von familiären Kosenamen wie Oma, Mama und dergleichen im Text wird der persönliche Zugang der Autorin noch deutlicher. Es werden wenige Bezeichnungen verwendet, die eine gewisse Distanz und eventuell höhere Seriosität vorgeben würden. Distanziere Bezeichnungen beziehen sich meist auf andere Familienmitglieder, die keinen Holocaust-Bezug haben, oder werden in der allgemeinen Einleitung zu den Protagonistinnen verwendet. Die Verwendung der Koseformen zeigt sich auch deutlich in den Abschnittsüberschriften.

An den Beginn des Textes stellt Caprez Ausführungen der Therapeutin Miriam Spiegel, die sich mit dem Traumadiskurs in Bezug auf den Holocaust befasst hat. Darin wird als charakteristisches Verhaltensmuster von Holocaust-Überlebenden das Schweigen genannt, was auch auf die Großmutter der Autorin zutrifft. Weiteres führt sie andere Autor:innen an, die sich mit den Auswirkungen von Traumata auf nachfolgende Generationen befasst haben. An diese Punkte schließt sie am Ende der Einleitung an, welchen Ansatz sie mit dem Verfassen des Artikels verfolgt:

„In unserem Fall war es die Tochter, die nachfragte, die Überlebende, die daraufhin eine Autobiografie schrieb, und die Enkelin, welche diesem Text und den zugehörigen Geschichten aus persönlicher und wissenschaftlicher Perspektive begegnet.“¹⁶⁸

Dabei bezieht sie sich darauf, dass es oft die nachfolgenden Generationen von Holocaust-Überlebenden sind, die versuchen, die Familiengeschichte zu erforschen und damit Lücken in der eigenen Biografie zu schließen. Caprez Ausführungen stehen vor dem Hintergrund ihres beruflichen Schaffens in der Biografieforschung, das ihr ermöglicht, ihren persönlichen Zugang zum Thema mit wissenschaftlichen Inhalten zu verknüpfen.

Als zentrale Themen des Textes lassen sich zum einen das Thema *Jüdisch Identität*, das auch in Zusammenhang mit Glauben gebracht wird, sowie zum anderen das Thema *Schweigen* identifizieren, wobei beide Themen als grundlegende Topoi des Textes zum Teil auch in den Ausführungen der Autorin ineinandergreifen und daher nicht strikt getrennt betrachtet werden können.

¹⁶⁸ Ebd., 75.

7.2 Schweigen

Zuerst wird im Text der Topos *Schweigen* angesprochen, wie bereits im kurzen Einleitungstext ersichtlich ist. Caprez Großmutter Ruth Burghardt stammt aus einer deutsch-jüdischen Familie aus Kassel, die bereits 1933 in die Niederlande emigrierte und die Kriegszeit in Amsterdam verbrachte. Als Holocaust-Überlebende reiste sie nach dem Ende des Nationalsozialismus, in dem ihre Mutter und Großmutter ermordet worden waren, nach Argentinien, wo ihr Vater lebte. Gegenüber ihren Töchtern schweigt Caprez Großmutter zunächst über ihre Vergangenheit. Lediglich einmal erzählt sie über das Erlebte, als ihre Kinder noch Jugendliche sind. Dabei gestattet sie keine Nachfragen und etabliert damit auch eine Kultur des Schweigens, die sie auch auf ihre beiden Töchter, darunter Caprez Mutter, überträgt. Erst durch Drängen der Töchter erstellt sie Jahre später schriftliche Aufzeichnungen.

Doch betrifft das Thema *Schweigen* nicht nur den Holocaust, sondern auch das Judentum und die damit verbundene *jüdische Identität* der Protagonistinnen, auf die im folgenden Unterkapitel noch genauer eingegangen wird. Das Schweigen der Großmutter habe sich auf die zweite Generation und somit auf Caprez Mutter übertragen, die über das Schicksal ihrer Familie nur mit wenigen vertrauten Personen gesprochen habe. In der Öffentlichkeit habe diese das Wort *jüdisch* nur geflüstert. Im Gegensatz dazu versuche Caprez, es bewusst unbetont wie jedes andere Wort auszusprechen, um mit der etablierten Tradition des Schweigens zu brechen. Sie beschreibt aber auch, dass die internalisierte Angst ihrer Großmutter und Mutter, ihre jüdische Herkunft zu zeigen, auch bei ihr im Inneren mitschwingt. Sie habe ihre Herkunft ebenfalls in manchen Abschnitten ihres Lebens verschwiegen. Zum Beispiel sei sie in ihrem Zweitjob als Flugbegleiterin von Seiten der Besatzung mit Antisemitismus gegenüber orthodoxen Juden:Jüdinnen konfrontiert worden. Diesem sei sie zunächst entgegengetreten, später habe sie aber in diesem Zusammenhang das Schweigen der Großmutter und Mutter übernommen.

Dies zeigt, dass das Thema *Schweigen* in den drei Generationen gegenwärtig ist, sich aber in verschiedener Art äußert. Während die Großmutter aus einem initialisierten Schutzreflex ihre Identität sich und ihren Angehörigen gegenüber verschwiegen hat, scheint die Enkeltochter Caprez ihr Schweigen aus Resignation zu wählen. Da für ihre Großmutter das Jüdisch-Sein der Grund für die Verfolgung und Ermordung ihrer Familie war, möchte sie mit dem Schweigen über ihre Herkunft potenzielle Gefahren und Schmerz von ihren Angehörigen fernhalten. Dieses Schweigen hat Ruth Burghardt auch auf ihre Tochter übertragen.

Nina Flurina Caprez hingegen versucht, das Thema Holocaust – dies wird auch mit dem analysierten Text selbst bezweckt – bewusst zu enttabuisieren und das Schweigen zu brechen. Dieser Ansatz wird im folgenden Zitat deutlich:

„Oma ist eine stumme Zeugin
Mama wurde stumm gemacht
Ich erzähle“¹⁶⁹

Es wird deutlich, dass Caprez Großmutter sich aufgrund ihrer traumatischen Erfahrungen ihr Schweigen selbst auferlegt hat, dieses Schweigen später aber auch auf ihre Kinder und Enkelkinder übertragen hat. Die Erfahrungen von Caprez Großmutter haben auch die Nachfahren selbst geprägt. Flurina Caprez möchte sich aber von diesem auferlegten Schweigen losreißen und scheint damit einen Appell an andere weiterzugeben.

7.3 Jüdische Identität

Der zweite und weitaus umfassendere Topos ist der der *Jüdischen Identität*, der bereits im Zusammenhang mit dem Motiv des *Schweigens* angeschnitten wurde. In diesem Abschnitt geht es besonders um die Kategorie des *Jüdisch-Seins*. Caprez stellt in diesem Zusammenhang zunächst die Einstellung ihrer Großmutter Ruth Burghardt gegenüber Religionen voran. Ihre Großmutter wurde als Jüdin in Deutschland geboren. Im Jahr 1942 erhielt sie eine Bestätigung, bereits vor 1941 Mitglied einer protestantischen Gemeinde der niederländisch reformierten Kirche gewesen zu sein. 1943 wurde ihr ein diesbezüglicher Taufschein ausgestellt. Der Holocaust habe laut Autorin ihrer Großmutter „den ursprünglichen Bezug zur jüdischen Religionsgemeinschaft genommen.“¹⁷⁰ Das habe zu einer generellen Abneigung gegenüber Religionsgemeinschaften geführt, da sie laut Burghardt „zu oft mit Intoleranz und Verfolgung in Verbindung [stünden].“¹⁷¹

Caprez zeigt hier, dass es zum einen durch die Verfolgung während des Nationalsozialismus ihrer Großmutter aufgrund ihrer religiösen Zugehörigkeit verunmöglicht wurde, ihre jüdische Identität ausleben zu können. Zum anderen wurde sie durch den Wechsel ihrer Religionszugehörigkeit gezwungen, sich weiter von dieser Verbindung zum Judentum zu entfernen. Diese Faktoren haben bei Ruth Burghardt eine allgemeine negative Einstellung gegenüber Religionen bedingt, was auch Auswirkungen auf die jüdische Identität ihrer Kinder und Enkelkinder hatte. Caprez selbst habe erst mit 12 Jahren erfahren, dass sie jüdischer Herkunft sei. Trotz des areligiösen Umfelds meint Caprez, eine Art Sehnsucht nach Religion gehabt zu haben. So beschreibt sie, dass sie als Kind in ihrem Tagebuch den Wunsch geäußert habe, Nonne werden zu wollen. Obwohl sie nicht gewusst habe, was es bedeute, eine Nonne zu sein, hätten Nonnen eine

¹⁶⁹ Ebd., 85.

¹⁷⁰ Ebd., 77.

¹⁷¹ Ebd., 78.

Klarheit in ihrer Religiosität und Zugehörigkeit ausgestrahlt. Sie folgert daraus, dass sie schon als Kind mit der Frage ihrer Religionszugehörigkeit gekämpft habe. Sie meint, dass sie daher wohl ihr Studium der Islamwissenschaft und ihren Forschungsschwerpunkt im Bereich der Klostergeschichte gewählt habe.

Caprez wuchs in der christlich geprägten Schweiz auf und war somit in ihrem Alltag dennoch mit Religion konfrontiert. Aufgrund ihres Studiums und ihrer späteren Beschäftigung mit ihrer jüdischen Herkunft würden Religionen sie ständig begleiten, auch wenn sie bei der Religionszugehörigkeit in offiziellen Dokumenten konfessionslos angeben würde. Das Judentum, meint Caprez, sei ihr von den drei monotheistischen Religionen am fremdesten. Durch das Trauma des Holocaust, das ihre Großmutter erlebt hat, sei ihr der Zugang zu dieser Religion versperrt worden. Von liberalen Juden:Jüdinnen wäre ihr schon mehrfach versichert worden, dass sie laut Halacha¹⁷² Jüdin sei und daher dieser Religionsgemeinschaft angehören würde. Einerseits würde sie sich dadurch zugehörig fühlen, andererseits schrecke sie diese Kategorisierung ab. Denn diese würde bei ihr Erinnerungen an die Einteilung der Nationalsozialist:innen in Voll- und Halbjuden wecken. Sie meint bezüglich dieses Zugehörigkeitsgefühls und der gleichzeitigen Aversion gegen die oben genannte Kategorisierung, die sie als Spannung bezeichnet, Folgendes:

*„Die Spannung lässt sich nicht auflösen und hält die Frage nach meiner persönlichen jüdischen Identität seit 20 Jahren in mir lebendig. [...] Ich denke mein Jüdisch-Sein ist meine Auseinandersetzung mit meiner jüdischen Abstammung. [...] Den stummen und stumm gemachten Vorfahren einen Platz in der verschriftlichten Geschichte zu geben, erlebe ich als befriedigend und befreiend. Dies alles entspricht nicht im Geringsten der religiösen Heimat, die ich mir als junger Mensch so sehr gewünscht habe, aber es ist meine reale Verbindung zu Volk und Religion Israels“.*¹⁷³ (Hervorhebung im Original kursiv)

Der fehlende Bezug von Caprez Großmutter zu ihrer jüdischen Abstammung, der durch den Holocaust bedingt ist, hat somit auch Auswirkungen auf die Identität der nachfolgenden Generation und hierbei auf die der Enkelin. Dies ist mit einer jahrelangen Identitätssuche verbunden, die wiederum durch die fehlende Verankerung in der eigenen Familie nur durch äußere Einflüsse und die Erforschung der eigenen Familiengeschichte bedingt gelöst werden kann. Gleichzeitig verbindet sie die obengenannte Identitätssuche mit dem Thema *Schweigen* und begründet damit auch ihr Interesse für dieses Thema. In diesem Fall ist darunter aber nicht nur ein freiwilliges, sondern auch ein auferlegtes Schweigen zu verstehen, wobei darunter auch die im Holocaust ermordeten Juden:Jüdinnen gemeint sind. Ihre eigene Identitätssuche dient in diesem

¹⁷² Unter Halacha versteht man das jüdische Gesetzessystem und die Gesamtheit der jüdischen Rechtsvorschriften. Laut Halacha gilt die Person als jüdisch, deren Mutter jüdisch ist.

¹⁷³ Caprez, Leben „dank“ der Shoah, 79.

Zusammenhang auch dazu, ihnen durch die Verschriftlichung ihrer Geschichte eine Stimme zu geben und für sich selbst eine Verbindung mit ihrer jüdischen Identität zu schaffen.

Auch im Abschnitt *Oma und ich – Erste und Dritte Generation* thematisiert Caprez das *Jüdisch-Sein*. Hierin bringt sie diesen Aspekt besonders in Verbindung mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu ihrer Großmutter. Beide sind nach der Halacha Jüdinnen, haben aber einen eigenen Zugang zu diesem Thema. Dabei wirft die Autorin die Frage auf, welche der Unterschiede auf ihre Zugehörigkeit zur ersten oder dritten Generation zurückzuführen sind.

Ihre Großmutter konnte laut Caprez ihre Kindheit zunächst noch in einem jüdischen Umfeld leben und habe dadurch eine jüdische Identität. Gleichzeitig ist diese jüdische Identität aber auch durch den Nationalsozialismus bedingt, der sie zum Grund ihrer Verfolgung machte. Zu diesem Punkt, dass Holocaust-Überlebende meist auf eine Zeit vor dem Holocaust zurückgreifen können, führt Caprez in den Fußnoten Ergebnisse der Autorinnen Silvie Tyrangiel und Miriam Spiegel in Bezug auf Örtlichkeiten an. In der Theorie stünden nämlich Menschen der ersten Generation Orte zur Verfügung, die in Beziehung mit der Zeit vor dem Holocaust stehen, was Nachkommen verwehrt bleibt. Dazu meint Caprez über ihren persönlichen Zugang zum *Jüdisch-Sein*:

Ich habe keine jüdische Basis. Meine jüdische Identitätssuche gestaltet sich schwierig. Ich lernte, dass ich Jüdin bin, weil ich eine jüdische Mutter habe. Ich lernte auch, dass Jüdisch-Sein gefährlich ist und besser geheimgehalten (sic) wird. Ich sollte mich also nicht zum Judentum bekennen und gleichzeitig meine Zugehörigkeit dazu akzeptieren.“¹⁷⁴ (Hervorhebung im Original kursiv)

Das Verheimlichen der jüdischen Identität ist im Leben der Großmutter verankert. Zum Beispiel beschreibt Caprez verschiedene Anekdoten aus ihrem und dem Leben ihrer Großmutter, in denen dieser Aspekt ihr bewusst wurde. Bei der Abdankungsfeier ihres Großvaters mütterlicherseits, der seinen Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hat, sei während der Zeremonie das Vaterunser gesprochen worden. Ihre Großmutter habe dabei ihren Mund bewegt, um den Anschein zu erwecken, sie würde mitbeten. Doch nicht nur in der Öffentlichkeit wurde die jüdische Abstammung verheimlicht. Caprez berichtet, dass sie ihre Großmutter nie das Wort *jüdisch* aussprechen gehört habe, da sie diesen Begriff nur mit den Lippen angedeutet habe und innerfamiliär ein Handzeichen etabliert habe. Diese beschriebenen Begebenheiten haben dazu geführt, dass Caprez gelernt habe, dass Jüdisch-Sein eine zu verheimlichende Tatsache sei, wie im obenstehenden Zitat deutlich wird.

¹⁷⁴ Ebd., 82.

Caprez fügt ihren Ausführungen über das Jüdisch-Sein im Vergleich zu ihrer Großmutter eine Tabelle an, die weitere Unterschiede verdeutlichen soll. Ihre Großmutter wäre durch den Holocaust mit Verlustängsten in Bezug auf Familie, Heimat oder Kultur konfrontiert gewesen, Caprez habe hingegen keine derartigen Herausforderungen zu bewältigen gehabt. Sie habe in ihrer Umgebung im Allgemeinen ein Zugehörigkeitsgefühl erfahren, einzig, wie bereits besprochen, hätte im Bereich der Religion dieses gefehlt. An diesem Punkt wird wiederum deutlich, dass Religion sowie ihre Identitätssuche zentrale Aspekte ihres Textes sind.

Am Abschluss ihres Textes fügt sie folgenden Satz in eingerücktem Format an, der die Frage ihrer Identitätssuche zusammenfasst:

*„Annäherung an Omas Biografie
heißt Spurensuche
in einem nicht eigenen Leben,
in einer nicht eigenen Zeit,
aber in der eigenen Geschichte“¹⁷⁵*

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit der Großmutter bietet die Möglichkeit, die eigene Identität zu finden und Orientierung in der eigenen Gegenwart zu schaffen. Denn durch die Beschäftigung mit der Biografie erforscht sie auch gleichzeitig ihre eigene Geschichte.

7.4 Erinnerungskultur

In ihrer Gegenüberstellung von Unterschieden führt sie auch einen weiteren Punkt an, der sich in den Bereich der *Erinnerungskultur*, im Besonderen des *lieu de mémoire*, verorten lässt. Caprez habe im Gegensatz zu ihrer Großmutter die Möglichkeit, psychologische Angebote in Anspruch zu nehmen oder Gedenkstätten zu besuchen, auch wenn sie diese zunächst selbst zur Bewältigung ihrer Verunsicherung im Bereich der Religion nicht nutzte. Solche Angebote standen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zur Traumabewältigung ihrer Großmutter nicht zur Verfügung.

Zusätzlich konnte ihre Großmutter im Gegensatz zu ihr keine klassischen Strategien zur Trauerbewältigung lernen, da „[w]eder [...] ihre ersten Verluste natürlicher Art [waren], noch [...] sie in der Trauer begleitet [wurde], noch [...] es Beerdigung oder Grabsteine [gab].“¹⁷⁶ Die Ermordung ihrer Familienangehörigen, vermutlich in Konzentrations- oder Vernichtungslagern

¹⁷⁵ Ebd., 87.

¹⁷⁶ Ebd., 83.

– dies wird im Text nicht genannt – hat eine natürliche Entwicklung von Trauerbewältigungsstrategien im Familienverband verhindert. Zusätzlich konnten auch keine Grabstätten im traditionellen Sinn errichtet werden. Dieser Aspekt sei Caprez erst später durch ihre Arbeit mit der Biografie ihrer Großmutter bewusst geworden. Sie beschreibt in diesem Zusammenhang eine Anekdote: Als Caprez Großvater väterlicherseits verstarb, sei ihre Großmutter nicht zum Begräbnis gegangen. Caprez deutet dies nun im Nachhinein als Zeichen der nicht erlernten Trauerbewältigung.

Die fehlende Möglichkeit an Erinnerungsorten ist auch mit dem Thema *lieu de mémoire* in Verbindung zu bringen. Caprez startete 2010 den Prozess, Stolpersteine für ihre Großmutter und ihre verstorbenen Angehörigen in Kassel, deren Heimatstadt, verlegen zu lassen. Das Ansuchen wurde im Jahr 2013 durchgeführt.



Abbildung 1: Stolperstein für Ruth Burghardt¹⁷⁷

In Abbildung 1 ist der für Ruth Burghardt verlegte Stolperstein ersichtlich, der nun auch als Gedenkort für die Nachkommen dienen kann. Gleichzeitig mit diesem wurden noch drei weitere Stolpersteine für Ruth Burghardts Mutter, Onkel und Großmutter verlegt. Diese Stolpersteine können zumindest als Versuch verstanden werden, die fehlenden Grabsteine zu ersetzen und eigene *lieux de mémoire* für nachfolgende Generationen zu schaffen.

Abschließend stellt die Autorin Caprez im Kapitel *Oma und ich – Erste und Dritte Generation* fest, dass ihre Großmutter trotz ihrer erlebten Traumata und der daraus resultierenden mangelnden Fähigkeit, diese zu bewältigen, diese nicht auf ihre Kinder oder Enkelkinder übertragen habe. Sie bezeichnet es als verblüffend, dass sie gemeinsam mit ihrem Ehemann den nachfolgenden Generationen „zu einer gesunden Grundlage verhelfen [konnte]. [Sie] [...] sind alle fähig zu vertrauen, zu lieben, das Leben zu genießen, Sterbende zu begleiten und Tote zu

¹⁷⁷ *Stolpersteine in Kassel*, Ruth Marion Pauline Burghardt. In: *Stolpersteine in Kassel* (2013), online unter <https://www.kassel-stolper.com/kinder/ruth-burghardt/> (30.03.2024).

betrauern.“¹⁷⁸ Das bedeutet, dass vor dem Hintergrund des Holocaust den anderen Familienmitgliedern es trotzdem möglich war, eine gewöhnliche Emotionsregulation zu erlangen.

7.5 Survivor guilt

Den Abschnitt *Ich – Dritte Generation* beginnt Caprez mit einer weiteren Anekdote, die sich unter die *survivor guilt* verorten lässt. Sie beschreibt darin, dass sie einmal im Winter bei einer Bushaltestelle warten musste und ihr dabei kalt gewesen sei, weil sie ihre Handschuhe vergessen hatte. Dabei seien ihr Holocaust-bezogene Gedanken gekommen, die sie als vertrauten Mechanismus beschreibt:

*„Ich hielt mir nackte, frierende Jüdinnen in Konzentrationslagern vor Augen, dachte an meine inhaftierten und ermordeten Vorfahren und verbat mir zu frieren. Plötzlich fiel mir auf, dass ich nicht ungestört frieren kann. Ich friere als Nachfahrin einer Shoah-Überlebenden.“*¹⁷⁹

Die geschilderte Anekdote und das obenstehende Zitat lassen Assoziationen mit dem *second generation survivor complex* zu, der im Kapitel zum Trauma-Diskurs besprochen wird. Es kommt häufig vor, dass Angehörige von Holocaust-Überlebenden in Denkmuster verfallen, die sie Alltagssituationen mit dem Schicksal ihrer Vorfahren verknüpfen lassen, wie es auch hier im Fall von Caprez geschieht. Das Schicksal der Vorfahren wird hierbei auch zur Identifikationsmöglichkeit und zum Anknüpfungspunkt. Weiters lässt es sich auch mit dem *survivor guilt* in Verbindung bringen, der sich als Schuldgefühl äußert, selbst den Holocaust überlebt zu haben. Dies kommt auch in diesem Zitat zur Geltung. Hierbei äußerte es sich in der Ansicht Caprez, nicht frieren zu dürfen, da Opfer des Holocaust ein viel schlimmeres Schicksal ereilt habe.

7.6 Nicht-kategorisierte Inhalte

Die folgenden Auszüge lassen sich nicht den vorher beschriebenen Kategorien einordnen, erscheinen aber dennoch relevant für das Thema der Arbeit. Caprez befasst sich dabei besonders damit, welche Auswirkungen der Holocaust auf sie und ihre Familie hat.

Die Autorin stellt sich selbst die Frage, welche ihrer Charakterzüge und Lebenseinstellungen mit dem Trauma ihrer Großmutter verbunden sind. Sie habe gerade durch ihre Großmutter die lebensbejahende Einstellung gelernt, dass man sich trotz Schicksalsschlägen nicht die

¹⁷⁸ Caprez, *Leben „dank“ der Shoah*, 84.

¹⁷⁹ Ebd., 85.

Lebensfreude nehmen dürfe. Sie resümiert weiter, dass sie wie viele in ihrer Familie auch weiter Einstellungen übernommen habe, die typisch für Nachkommen von Holocaust-Überlebenden sind. So habe sie immer einen gültigen Reisepass bereit und könne somit jederzeit das Land verlassen. Dies zeugt davon, dass die Fluchterfahrung der Großmutter auch Nachwirkungen auf die nachfolgenden Generationen hat, da gültige Reisedokumente ein wichtiges Gut auf der Flucht sind.

Trotz der intensiven Beschäftigung mit der Biografie ihrer Großmutter und ihrer eigenen würden immer noch Inhalte für sie offenbleiben. Zurückverweisend auf den Titel des Aufsatzes *Leben „dank“ der Shoah* beschreibt sie folgende Gedanken:

„Ohne Shoah hätten sich meine Großeltern nicht getroffen. Ich wäre nicht ihre Enkelin geworden. Ich wäre nicht, oder nicht ich. Was macht man mit dem Gedanken, dass man seine Existenz indirekt Adolf Hitler verdankt?“¹⁸⁰

Dieses Zitat spiegelt sehr komplexe Überlegungen wider, auf die es keine einfache Antwort zu geben scheint. Erst durch die Verfolgung der Juden:Jüdinnen durch die Nationalsozialist:innen wurde ihre Großmutter in die Emigration gezwungen und dies habe somit das Entstehen ihrer Familie bewirkt. Zusätzlich deutet die Aussage „Ich wäre nicht, oder nicht ich.“ auch auf die Ambivalenz ihrer eigenen Identität hin, die wie oben bereits beschrieben stark mit dem Schicksal ihrer Großmutter verbunden ist.

Der Text von Flurina Caprez endet mit der Überlegung, ob sie zu viel in ihre Biografie und das Schicksal ihrer Großmutter hineininterpretieren würde und sie möglicherweise ähnliche Charakterzüge hätte, wenn ihre Großmutter keine Holocaust-Überlebende wäre.

Abschließend sei hier noch auf die vier im Text verwendeten Fotografien eingegangen. Die Bilder zeigen alle Caprez gemeinsam mit anderen Mitgliedern ihrer Familie. Auf den ersten drei Bildern erscheinen die dargestellten Personen mit ruhiger und ernster Miene, wobei besonders die Fotografien von Caprez gemeinsam mit ihrer Großmutter sowie ihrer Mutter einen friedlichen Eindruck machen. Besonders sticht im Vergleich zu den anderen die vierte und letzte abgebildete Fotografie im Artikel hervor (siehe Abbildung 2). Diese trägt die Beschriftung „Dritte und Vierte Generation: Mein Neffe Shadli und ich im Jahr 2011“.

¹⁸⁰ Ebd., 86.



Abbildung 2: Die Autorin Caprez mit ihrem Neffen¹⁸¹

Wie in Abbildung 2 zu erkennen ist, ist Caprez mit ihrem Neffen vor einem weißen Hintergrund dargestellt, während beide tanzen und lachen. Sie halten sich an der Hand und sind dabei aktiv in Bewegung. Weiters haben beide den Mund geöffnet und Caprez Neffe streckt einen Fuß in die Höhe. Dies lässt sich als einen ausgelassenen Moment deuten. Eingebettet ist dieses Bild in die oben angeführten abschließenden Ausführungen über die Rolle Hitlers in Bezug auf ihr eigenes Sein. In diesem wirkt es dadurch noch lebensbejahender und dem Schicksal ihrer Familie trotzend.

8 *Versteckte Jahre* von Anna Goldenberg

Anna Goldenberg wurde 1989 in Wien geboren und zählt zur dritten Generation. In ihrem 2018 veröffentlichten Buch *Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete*¹⁸² behandelt sie die Biografie ihres Großvaters Hans Feldner-Bustin, der mithilfe des Arztes Josef Feldner als sogenanntes *U-Boot*¹⁸³ die Zeit des Nationalsozialismus überleben konnte. Anders als der Titel vermuten lässt, steht auch das Schicksal ihrer Großmutter Helga Feldner-Bustin im Fokus des Buches. Diese wurde im März 1943 mit ihrer Schwester und Mutter nach Theresienstadt deportiert, wo sie mit Kriegsende befreit wurden.

¹⁸¹ Ebd.

¹⁸² Anna Goldenberg, *Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete* (Wien 2023).

¹⁸³ Als *U-Boot* bezeichnet man Personen, die durch Untertauchen vor der Verfolgung im Nationalsozialismus zu fliehen versuchten. Dies war meist nur durch Unterstützung anderer Personen möglich.

Goldenberg studierte nach ihrer Schulausbildung Psychologie und Journalismus in Großbritannien und den USA und ist heute als Journalistin tätig. Sie arbeitete für Medien im In- und Ausland, unter anderem für die Wochenzeitung *Jewish Daily Forward* und den *Falter*. In einem Interview beschreibt Goldenberg, dass Anstoß für das Entstehen dieses Buches ihre eigene Zeit in den USA gewesen sei. Dort sei sie mit der Frage konfrontiert worden, weshalb sie als Jüdin in Österreich leben würde. Das Unverständnis darüber habe in ihr das Bedürfnis geweckt, die Geschichte ihrer Familie aufzuschreiben. Denn auch ihre Großeltern hätten ein Jahr in den USA verbracht, wären aber dann wieder nach Österreich zurückgekehrt. Im Vorfeld des Buches habe sie auf viel Vorwissen innerhalb ihrer Familie zurückgreifen können. So seien die Erlebnisse ihres Großvaters und ihrer Großmutter im Holocaust immer wieder gegenwärtig gewesen. In der ersten Entstehungsphase des Buches habe sie viel mit ihrer Großmutter gesprochen und schrittweise weiter an Orten aus der Vergangenheit ihrer Großeltern und in Archiven recherchiert sowie Kontakt zu Zeitzeug:innen aufgenommen. Weiters hätte ihre Mutter ihr die Aufzeichnungen ihres 1996 verstorbenen Großvaters über das Erlebte zur Verfügung gestellt, die er in den 1980er- und 1990er-Jahren verfasst hatte.¹⁸⁴

8.1 Allgemeine Informationen

Anna Goldenbergs Buch *Versteckte Jahre* hat sowohl biografische als auch autobiografische Inhalte. Eine strikte Abgrenzung zwischen den beiden Aspekten ist dabei nicht möglich, da in den Erzählungen über ihre Großeltern immer wieder Vergleiche mit dem Leben der Autorin oder Kommentare und Einordnungsversuche des Erlebten eingebaut werden.

Das Buch umfasst 17 Kapitel, in denen Goldenberg sich mit den Erlebnissen sowohl ihres Großvaters als auch ihrer Großmutter befasst. Diese umfassen jedoch nicht nur die Zeit des Holocaust, sondern auch Passagen über die Kindheit und das Umfeld der beiden. Weiters wird auch die Zeit nach dem Holocaust bis in die Gegenwart der Autorin behandelt. Die Kapitel sind unter anderem nach den Protagonist:innen oder den Orten der Handlung betitelt. Weiters werden auch Schlüsselworte aus den Ausführungen in den Kapiteln für die Titel verwendet, wobei drei Kapitel direkte Zitate als Überschrift tragen. Die Kapitel werden zusätzlich meist auch durch Asterisken unterteilt. Die Geschichten aller Protagonist:innen werden in den Kapiteln abwechselnd besprochen und zum Teil auch ineinander verwoben.

¹⁸⁴ Joachim Scholl, Man wollte uns vertreiben, aber ich bin jetzt hier. In: Deutschlandfunk Kultur (26.07.2018), online unter <https://www.deutschlandfunkkultur.de/anna-goldenberg-hat-ueber-ihren-geretteten-grossvater-100.html> (20.07.2024); Goldenberg, *Versteckte Jahre*, 191.

Das Buch beinhaltet auch zehn Abbildungen, die aus der privaten Sammlung der Autorin Goldenberg stammen. Diese zeigen verschiedene Personen, meist Hans oder Helga Feldner-Bustin oder Josef Feldner. Diese sind in unterschiedlicher Zusammensetzung gemeinsam abgebildet. Hans und Helga Feldner-Bustin werden auch mit Verwandten wie Eltern, Geschwistern oder Cousinen in Kindheit und Jugend dargestellt. Nur Josef Feldner ist in einer Fotografie allein abgebildet. Die letzte Abbildung zeigt die Autorin Anna Goldenberg gemeinsam mit ihrer Großmutter Helga Feldner-Bustin im Jahr 2013 bei ihrer *Graduation* in New York. Dies ist die einzige Abbildung aus der Entstehungszeit des Buches. Abgeschlossen wird das Buch durch Danksagungen und ein Literatur- und Quellenverzeichnis.

Wie bereits einleitend besprochen, befasst sich die Autorin im Buch vor allem mit den Erlebnissen ihrer Großeltern Hans und Helga Feldner-Bustin. Im Zentrum der Erzählungen stehen aber auch die Personen, die deren Kindheit und Jugend geprägt haben, wie Eltern, Geschwister und andere nähere Verwandte, sowie deren Erlebnisse vor, in und nach der Zeit des Holocaust. Zusätzlich nimmt der Arzt Josef Feldner eine wichtige Rolle in der Erzählung um Hans Feldner-Bustin ein. Dieser hat Hans Feldner-Bustin in seiner Zeit als *U-Boot* versteckt und später als Adoptivsohn angenommen. Goldenberg bezeichnet die Protagonist:innen der Erzählung meist mit Vornamen oder Kosenamen. So wird im Text ihr Großvater Hans Feldner-Bustin oft als Hansi und Josef Feldner als Pepi erwähnt.

Anna Goldenberg verwendet im Text auch die personale Ich-Form und tritt selbst als Protagonistin auf. Sie dokumentiert in der Erzählung ihre Recherche und ihre Gespräche mit Zeitzeug:innen, im Besonderen mit ihrer Großmutter Helga Feldner-Bustin. Diese begleitete die Autorin auf eine Reise nach Terezín, dem ehemaligen Lager Theresienstadt, was auch im Text besprochen wird. Zusätzlich werden auch die eigenen Erfahrungen der Autorin verarbeitet und ihr Umgang mit der Vergangenheit ihrer Großeltern thematisiert. Das bedeutet, dass Goldenberg die Erlebnisse ihrer Großeltern nicht nur schildert, sondern immer wieder auch ihre Perspektive auf die Geschehnisse mitteilt und in der Gegenwart deutet. Zusätzlich baut die Autorin immer wieder allgemeine historische Hintergründe und Inhalte aus Archivmaterial in die Erzählung ein, die nicht mit Fußnoten belegt werden, sondern nur im abschließenden Quellen- und Literaturverzeichnis angeführt sind.

8.2 Schweigen

Im Text finden sich keine dezidierten Passagen, in denen das *Schweigen* thematisiert wird. In Goldenbergs Erzählung erscheint es, als habe es in der Familie eine offene Kommunikation

über die Erlebnisse der Großeltern gegeben. Die Autorin spricht aber an, dass durch den frühen Tod ihres Großvaters für sie einige Fragen offenbleiben würden, die durch seine Aufzeichnungen nicht geklärt werden könnten. Dies betrifft besonders die Frage danach, warum Josef Feldner gerade ihren Großvater rettete.

In einer Passage könnte man eine Art *Schweigen* als Thema erkennen. In diesem Fall zwar nicht in verbaler, aber in schriftlicher Form. Goldenberg bespricht die Aufzeichnungen ihres Großvaters über seine Zeit als *U-Boot* und die damit verbundenen Entbehrungen.

Zunächst beschreibt Goldenberg, dass ihr Großvater von Pepi in dessen Wohnung in der Neubaugasse in Wien versteckt worden sei. Dabei sei er aus der Sicht der Autorin sowohl ein typisches als auch ein untypisches Beispiel für das Überleben im Verborgenen gewesen. Er habe eine gewisse Mobilität besessen, was für sogenannte U-Boote üblich gewesen wäre. Untypisch sei hingegen gewesen, dass er von 1942 bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft am selben Ort geblieben sei, wodurch sich eine alltägliche Routine entwickelt hätte. Ausschlaggebend für das lange Verweilen an einem Ort dürften laut den Aufzeichnungen ihres Großvaters auch das Umfeld in der Nachbarschaft gewesen sein. Unter diesen seien zwar auch Parteimitglieder gewesen, diese hätten aber nicht als überzeugte Nationalsozialisten gegolten. Zusätzlich habe Goldenbergs Großvater sich im Stiegenhaus vorsichtig verhalten.

Da Goldenbergs Großvater in der Illegalität lebte, konnte er nicht arbeiten und erhielt auch keine Lebensmittelmarken. Deshalb seien Hansi und Pepi meist in Gasthäuser gegangen, in denen es Stammgerichte gab, die markenfrei erhältlich waren, aber wenig sättigend gewesen seien. In Bezug auf diese und andere Entbehrungen stellt sich Goldenberg folgende Fragen:

„Wie kam Hansi überhaupt an neue Kleidung, ohne Kleidermarken? Litt er wegen der schlechten Ernährung an Mangelerscheinungen? Wurde er jemals ernsthaft krank? Die Armut, in der sie lebten, kommt in Hansis Aufzeichnungen nie direkt vor. Stattdessen schreibt er, dass fast alle Menschen unter den Entbehrungen litten.“¹⁸⁵

Aufgrund des Hintergrundwissens, das Goldenberg aus ihrer gegenwärtigen Perspektive besitzt, formuliert sie diese Fragen über die Lebensumstände ihres Großvaters. Dazu habe sie, wie im Zitat ersichtlich, aber keine Antworten in dessen Aufzeichnung gefunden. Er würde nicht direkt darüber schreiben, sondern Mangel und Armut als allgegenwärtiges Phänomen beschreiben. In gewisser Weise kann daher in der Passage *Schweigen* als Thema erkannt werden, da entweder bewusste oder unbewusste Aussparungen vorhanden sind. Die Gründe dafür, wie

¹⁸⁵ Goldenberg, *Versteckte Jahre*, 104.

beispielsweise mangelnde Relevanz für die Darstellung aus Sicht von Goldenbergs Großvater, lassen sich nicht identifizieren.

8.3 Unentwegtes Sprechen

Im Gegensatz zum *Schweigen* findet sich das Thema *Unentwegtes Sprechen* explizit im Text, nimmt aber dennoch in Goldenbergs Erzählung eine eher kleine Stellung ein. Zwar wird im Text viel über die Vergangenheit in ihrer Familie gesprochen und Gespräche mit Verwandten und im Besonderen mit ihrer Großmutter eingebaut, es scheint aber in den meisten Fällen ein Gespräch auf Wunsch der Zuhörerin Goldberg zu sein. Das bedeutet, dass das im Text geschilderte Sprechen auf der Recherche Goldenbergs fußt, was im Gegensatz zum unentwegten Sprechen steht.

In einer Stelle thematisiert Goldberg ein Erlebnis aus ihrer Kindheit, bei der ihre Großtante Liese, die Schwester ihrer Großmutter, Erinnerungen an Theresienstadt mit ihr teilte. Das untenstehende Zitat ist im Text in eine Erzählung über die Lebensumstände dort eingebaut. Hierbei geht es darum, wie Liese der Deportation ihrer Kindergruppe in Theresienstadt entging. Dabei handelte es sich um eine Gruppe von Kindern mit Beeinträchtigung, zu der Liese Mangels adäquater Betreuungsmöglichkeiten zugeteilt wurde. Die Betreuer:innen dürften sie bewusst allein zurückgelassen und ihr somit das Leben gerettet haben:

„Diese Geschichte hat Liese mir das erste Mal erzählt, als ich im Volksschulalter war. Sie holte damals meine um anderthalb Jahre ältere Cousine und mich oft von der Schule ab. Zunächst ging es immer zur türkischen Bäckerei, [...]. Dann fuhr sie uns in ihrem knallroten VW Golf nachhause. Wir saßen auf der Rückbank und aßen Gummibärchen und Börek. Was sie uns erzählte, fand ich damals tragisch und unheimlich. Gleichzeitig blieb es abstrakt. Ich vermute, dass viele Enkelkinder von Holocaustüberlebenden ähnlich aufgewachsen sind: Sie lauschten Erzählungen über Kinder, die vergast wurden, und aßen dabei Süßigkeiten. Die Shoah war immer da, blieb zwar meist im Hintergrund, es brauchte jedoch nur wenig, um sie hervorzuholen.“¹⁸⁶

In diesem Ausschnitt beschreibt sie anhand eines Beispiels, dass das Thema Holocaust jederzeit in Gesprächen erwähnt werden konnte. Auch in der Kindheit sei über traumatischen Erlebnisse in alltäglichen Situationen gesprochen worden. Goldberg spricht davon, dass es für sie zwar eine unheimliche Geschichte war, aber abstrakt geblieben sei, was auf das damalige Alter Goldenbergs zurückzuführen sein dürfte. Die Dimensionen der Verbrechen dürften daher auch dementsprechend nicht verarbeitbar gewesen sein. Gleichzeitig stellt sie einen Kontrast zwischen der *bitteren*, sprich traumatischen Geschichte und den Süßigkeiten her, die die

¹⁸⁶ Ebd., 92–93.

Leichtigkeit und Naivität der Kindheit zu betonen scheinen. Zusätzlich stellt sie Vermutungen zu anderen Nachkommen von Holocaust-Überlebenden an, die möglicherweise ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Einige Zeit nach Goldenbergs Besuch zu Recherchezwecken in Poughkeepsie (New York, USA), wo ihre Großeltern einige Zeit gelebt und gearbeitet hatten, erwähnt ihre Mutter die Existenz von Aufzeichnungen ihres Großvaters. Um das Jahr 1986 beginnt dieser, seine Erlebnisse schriftlich festzuhalten. Dieses späte Festhalten seiner Erlebnisse könnte man auch unter die Kategorie des *Schweigens* setzen. Warum er gerade in diesem Jahr damit beginnt, ist Goldberg nicht bekannt. Sie stellt Vermutungen an, dass der Wunsch, das Erlebte festzuhalten, mit der Waldheim-Affäre und der daraus folgenden öffentlichen Diskussion über Opferthese und Österreichs Mitschuld in Verbindung stehen könnte. Möglicherweise habe Goldenbergs Großvater auch nur seinen neuen Computer ausprobieren wollen, da er sehr technikaffin gewesen sei. Goldberg habe sich zunächst längere Zeit nicht mit den Aufzeichnungen befasst und begründet dies folgendermaßen:

„Es vergehen Wochen, bis ich mir seine Texte ansehe. Ich möchte als Journalistin Fuß fassen und mich mit dem schnelllebigen Jetzt und nicht mit der Vergangenheit auseinandersetzen, über die man schon so viel gehört hat. Und außerdem kenne ich viele von Hansis Erlebnissen schon; oft wurden sie innerhalb der Familie erzählt.“¹⁸⁷

In Goldenbergs Kommentar zum Erhalt der Aufzeichnungen ihres Großvaters zeigt sich, dass der Holocaust ein allgegenwärtiges Thema war, das auch ohne schriftliche Aufzeichnungen besprochen wurde. Dabei wird aber nicht davon gesprochen, wer davon unentwegt spricht, möglicherweise handelt es sich dabei auch um ihre Großmutter oder ein anderes Familienmitglied, da ihr Großvater bereits 1996 verstorben ist.

8.4 Jüdische Identität

Im Text finden sich zwei Unterkategorien der Kategorie *Jüdische Identität*. Das Thema *Jüdische-Sein* ist im Text einerseits mit der eigenen Identitätssuche verbunden und andererseits mit der Frage, warum man als jüdische Person in Österreich leben möchte, wo der Familie und den Vorfahren viel Leid zugefügt wurde. Weiters findet sich auch der Aspekt der *Religiösen Praxis*, die sich sowohl auf Personen aus der Vergangenheit als auch der Gegenwart der Autorin bezieht.

¹⁸⁷ Ebd., 12–13.

Goldenberg's Großeltern verbrachten in den 1950er Jahren ein Jahr als sogenannte *interns* in Poughkeepsie. Warum sie bereits nach einem Jahr wieder nach Österreich zurückgekehrt waren, hätte die Autorin erst durch ihre eigene Zeit in den USA hinterfragt. Sie selbst sei auf Unverständnis – besonders in der jüdischen Community – gestoßen, wenn sie erzählte, dass sie aus Österreich stammte und ihre Großeltern nach dem Holocaust dortgeblieben wären:

*„Das nahmen sie verwundert auf: Wie, in Österreich gab es noch Juden? Ob meine Großeltern vielleicht nach dem Krieg aus der Sowjetunion zugewandert wären? Nein, erklärte ich dann, meine Großeltern sind Holocaustüberlebende, die nach dem Krieg in ihrem Geburtsort Wien geblieben sind. Das stieß auf noch mehr Unverständnis. Wie konnten sie in dem Land leben, in dem sie so grausam behandelt worden waren? Hin und wieder klangen die Reaktionen vorwurfsvoll, als ob es meinen Großeltern an Stolz oder Mut gefehlt hätte, Österreich zu verlassen.“*¹⁸⁸

In diesem Ausschnitt findet man Schilderungen aus dem Leben der Autorin, die aufgrund ihres *Jüdisch-Seins* damit konfrontiert wird, wie man als jüdische Person in einem Staat leben könne, in dem nationalsozialistische Verbrechen begangen worden waren. Es scheint, als müsse sie sich für die Entscheidung ihrer Großeltern rechtfertigen.

In weiterer Folge beschreibt Goldenberg, dass diese Reaktionen sie ihre nationale Identität und die Wahl des Wohnorts ihrer Großeltern hinterfragen lassen:

*„Ich hatte mir nie sonderlich viel aus meinem Heimatland gemacht, fühlte mich, wie wohl jede Angehörige einer Minderheit, oft ignoriert. Wieso gab es zu Weihnachten Ferien, obwohl ich das gar nicht feierte? Ich fühle mich nicht besonders österreichisch. Trotzdem machte es mich wütend, dass die Entscheidungen meiner Großeltern in Frage gestellt wurden. Hieß das, an meiner Kindheit und Jugend in Wien war etwas falsch gewesen, weil sie auf dem fragwürdigen Entschluss meiner Großeltern beruhten?“*¹⁸⁹

Durch die Distanz zur eigenen Familie und Heimat und in Konfrontation mit Außenstehenden scheint bei der Autorin eine Identitätsfrage aufgeworfen zu werden. Für andere scheint es unverständlich, als Jude:Jüdin in Österreich zu leben. Gleichzeitig lassen diese Konversationen sie ihre eigene Beziehung zu Österreich analysieren. Die Frage nach dem *Warum* für die Entscheidung der Großeltern hätte laut Goldenberg sie auch mit Ärger erfüllt, da sie selbst keine Antwort auf diese Frage gehabt hätte. Gleichzeitig beschreibt sie dieses Unwissen als Beweggrund, sich näher mit ihrer Familiengeschichte zu beschäftigen.

Das Thema *Jüdische Identität* wird aber auch in Bezug auf ihre Staatszugehörigkeit thematisiert. Wieder ist dies mit einem Auslandsaufenthalt verbunden. In England sei sie ebenso damit konfrontiert worden, dass ihre Familie in Österreich lebt. Sie schreibt darüber Folgendes:

¹⁸⁸ Ebd., 10–11.

¹⁸⁹ Ebd., 11.

„Ich, die [...] stets behauptet hatte, ich fühle mich nicht als Österreicherin – ich begann Österreich zu verteidigen. Ja, es gab eine rechte Partei, die mir Sorgen bereitete, aber so viele Nazis seien es nicht. Ja, mit der Restitution hatte man sich Zeit gelassen, österreichische Gemütlichkeit eben.“¹⁹⁰

In diesem Fall scheint sie zum einen ihre Identität als Jüdin, zum anderen als Österreicherin zu hinterfragen und diese in Gleichklang bringen zu wollen. Aufgrund der historischen Vergangenheit treten innere Konflikte auf, die gleichzeitig wie eine Verteidigung für die Entscheidung ihrer Großeltern, in Österreich zu bleiben, wirken und sich nicht nur auf Österreich und ihre Identität beziehen.

In weiteren Passagen finden sich Schilderungen, die sich mit dem *Jüdisch-Sein* und der Frage der eigenen Identität in Zusammenhang bringen lassen. Dabei geht es um das Thema Tracht. Goldenberg selbst habe sich immer geweigert, Tracht zu tragen, da diese eine starke nationalistische Konnotation für sie hätte:

„Für mich standen Trachten für eine Identität, mit der mir nicht wohl war. Zu viel Stolz auf die eigenen Wurzeln, für die man ja nichts kann, und außerdem jede Menge konservatives Gedankengut. Sogenannte ‚Lederhosene‘ war in den dreißiger Jahren ein Synonym für illegale Nazis, und Trachtenfeste waren für sie ein beliebter Treffpunkt.“¹⁹¹

In ihrer Recherche hätte sie aber einige Fotos entdeckt, auf denen ihr Großvater und seine Familie in Tracht zu sehen waren. Zwei davon sind auch im Buch abgebildet und zeigen Goldenbergs Großvater in Lederhosen (siehe Goldenberg, *Versteckte Jahre*, 39 und 174). Nach dem Fund dieser Bilder habe sie begonnen, weiter über die Verwendung zu recherchieren und habe entdeckt, dass es auch für Juden:Jüdinnen aus der Stadt Usus war, auf Sommerfrische Tracht zu tragen. Der identitätsschaffende Aspekt dieses Gewands werde laut Goldenberg dadurch deutlich, dass es bereits ab Mitte 1938 Juden:Jüdinnen verboten wurde, Tracht zu tragen.

An diese Schilderung knüpft Goldenberg schließlich eine Anekdote aus ihrem eigenen Leben. Sie sei von Freundinnen gefragt worden, ob sie mit ihnen auf einen Kirtag in der Nachbarschaft gehen würde. Normalerweise hätte sie wahrscheinlich aufgrund des Gedränges abgesagt und keine Tracht getragen. Durch die Erkenntnis über die Vorliebe ihres Großvaters für das Tragen von Tracht habe sich ihr Zugang geändert:

„Im Dirndl. Bin ich dabei? Auf einmal muss ich gar nicht mehr zögern. Hansi trug sein Leben lang gerne Lederhosen, [...]. Bekleidung ist nur ein oberflächliches Erkennungsmerkmal. Ich ziehe das Dirndl an, [...]. Für mich steht es jetzt für meine eigene Geschichte.“

¹⁹⁰ Ebd., 82–83.

¹⁹¹ Ebd., 21.

*Die Sache mit der Tracht sehe ich als Hinweis, wie selbstverständlich sich Hansis Familie als jüdische Österreicher gefühlt haben muss.*¹⁹²

Durch ihre eigene Recherche und das Vorbild ihres Großvaters geschieht bei Goldenberg ein Umdenken in Bezug auf Tracht. Dabei wird eine zunächst befremdlich wirkende Tradition, die negativ konnotiert ist, zum Teil ihrer eigenen Identität.

Die Unterkategorie *Religiöse Praxis* ist ebenfalls ein vorkommendes Thema: In der gleich darauffolgenden Passage beschreibt Goldenberg das Verhältnis ihres Großvaters zur jüdischen Religion in seiner Kindheit, welche er in seinen Aufzeichnungen schildert. In der Zeit des Austrofaschismus sei der Religionsunterricht für alle verpflichtend geworden. Erst dadurch hätte ihr Großvater erfahren, welche seiner Mitschüler Juden waren. Diese habe er seitdem wöchentlich in der Synagoge und im Hebräisch-Unterricht getroffen. In der Erzählung wird beschrieben, dass er sich durch diesen gequält habe und die Inhalte ihm fremd gewesen seien. Dies deutet darauf hin, dass der jüdische Glaube in Hansis Familie keine besondere Rolle spielte. Goldenberg fasst folgendermaßen die Stellung des jüdischen Glaubens in der Familie ihres Großvaters zusammen und vergleicht sie mit ihrer eigenen Kindheit:

*„Bis auf seinen Großvater, der kein Schweinefleisch aß und im Vorstand einer Synagoge saß, war das Judentum im Familienleben nur ein paarmal im Jahr präsent, ähnlich wie auch in meiner Kindheit. Wie viele assimilierte Familien feierten sie die wichtigsten Festtage zweier Religionen: das jüdische Neujahr und den Versöhnungstag Jom Kippur im Herbst, Weihnachten und Chanukka im Winter, Ostern und Pessach im Frühjahr.“*¹⁹³

Jüdische Bräuche scheinen bis auf die Ausnahme von hohen jüdischen Feiertagen, die zum Teil auch analog zu christlichen Feiertagen gefeiert werden und in der Gesellschaft verankert sind, eine nebensächliche Rolle zu spielen. Sie beschreibt ihre Familie als assimiliert – sowohl in der Kindheit ihres Großvaters als auch in ihrer eigenen Gegenwart.

Weitaus später kommt die Autorin erneut auf das Thema *Religiöse Praxis* zu sprechen. Dabei geht es zunächst um die Beziehung zwischen Goldenbergs Großvater und Josef Feldner, die eine besondere Gesprächsbasis aufgebaut hatten. Pepi, der im jungen Erwachsenenalter in das Priesterseminar eingetreten war und dieses nach einem Jahr wieder verlassen hatte, war Atheist und habe Hansi dazu veranlasst, über die Bedeutung von Religion nachzudenken. In seiner Kindheit hätte Hansis Familie, wie oben erwähnt, sowohl jüdische als auch christliche Feiertage gefeiert, ohne ihre Praxis zu reflektieren. Mit der Machtergreifung Hitlers wären diese Rituale weiter in den Hintergrund gerückt, sodass Goldenbergs Großvater 1938 mit dreizehn Jahren

¹⁹² Ebd., 22.

¹⁹³ Ebd., 23.

keine Bar-Mizwa erhalten habe. In den Diskussionen mit Pepi über die Existenz eines Gottes habe Hansi seine Vorstellungen als Kind überdacht. Gott sei für ihn als Kind „ein würdiger, älterer Herr mit weiß gelocktem, langem Bart, der über die ihn anflehenden Gläubigen seine gebende und schützende Hand hielt“, gewesen und dann zu einem „naturwissenschaftliche[n], deterministische[n] Gebäude“¹⁹⁴ geworden. Gebete und Riten hätten dabei nur mehr mediativen Charakter gehabt. Später zitiert Goldenberg Hansi Stellung zum Judentum aus seinen Aufzeichnungen:

„Das Judentum, schreibt Hansi später, sei für ihn ein ‚genetischer Pool‘, aus dem er offenbar den Großteil seiner Gene bezogen hatte. ‚Dass viele dessen Angehöriger an der Fiktion eines jüdischen Gottes festhalten, kann doch für mich keine Verpflichtung darstellen, dasselbe zu tun.‘“¹⁹⁵

In diesem Ausschnitt scheint Hansi seine jüdische Identität aus seinen Vorfahren zu begründen, was für ihn keine Verpflichtung mit sich bringe, auch dem jüdischen Glauben zu folgen. Seine Zugehörigkeit zum Judentum scheint laut seiner Aussage durch Zufall zu entstehen. Goldenbergs Großvater wirkt hierbei durch die religiösen Einstellungen Pepis beeinflusst, wobei Hansi auch in seiner Kindheit kein stark gläubiger Mensch gewesen sein dürfte.

Der nächste Abschnitt beschreibt die *Religiöse Praxis* der Autorin. Zunächst wird aber auf die Nachkriegserfahrungen ihrer Großmutter eingegangen. Diese begann nach der Befreiung, wieder in die Schule zu gehen, und bemühte sich, die durch die Deportation bedingten Rückstände wieder aufzuholen. Sie sei von ihren Mitschülerinnen mit Neugier und Furcht betrachtet worden. Goldenberg beschreibt, dass ihre Großmutter für diese „wie ein Wesen aus einem Panoptikum“¹⁹⁶ erschien, da sie eines der wenigen verbliebenen jüdischen Mädchen gewesen sei. Goldenberg kann dieses Gefühl, anders zu sein, nachvollziehen. In ihrer Schulzeit sei sie immer die einzige Jüdin und meist Nichtchristin gewesen. Besonderes Unverständnis habe sie bei ihren Mitschüler:innen verspürt, dass ihre Familie Weihnachten nicht feiere. Ihre Reaktion darauf sei folgende gewesen:

„Weil ich nicht wusste, wie ich mit dem Mitleid, das mir entgegenschlug, umgehen sollte, erzählte ich wahrheitsgemäß, meine Eltern würden mir manchmal ohne Anlass Kleinigkeiten schenken. Das wurde erleichtert zu Kenntnis genommen. Immerhin hielten sich meine ungläubigen Eltern an die schier göttliche Geschenkeordnung, an die bis zu einem gewissen Alter alle zu glauben schienen.“¹⁹⁷

¹⁹⁴ Ebd., 105.

¹⁹⁵ Ebd.

¹⁹⁶ Ebd., 143.

¹⁹⁷ Ebd., 144.

Diese Passage zeigt das Unverständnis des christlich geprägten Schulumfelds. Sie scheint das Gefühl gehabt zu haben, die Mitschüler:innen beruhigen zu müssen, dass sie Weihnachten nicht feiere. Der religiöse Aspekt scheint hier aber für das Gegenüber in den Hintergrund zu rücken und besonders die Geste des Schenkens im Vordergrund zu stehen.

Im Textabschnitt über die Rückkehr von Hans und Helga Feldner-Bustin nach Wien nach dem Aufenthalt in den USA beschreibt Goldenberg das Umfeld, in dem ihre eigene Mutter aufwuchs. Dabei erwähnt sie auch Paul, Helgas Vater, und beschreibt seine Persönlichkeit, wobei auch das Thema *Religiöse Praxis* angesprochen wird. Paul war besonders durch seine Erfahrungen im Holocaust geprägt und traumatisiert. In Verbindung mit den erlittenen Traumata treten jüdische Rituale in den Vordergrund:

„Paul war nervös, ängstlich und sentimental. Er bestand darauf, Familienmitglieder vor wichtigen Ereignissen zu segnen, seien es Schulprüfungen oder Flugreisen. Das tat er nach alttestamentarischer Tradition, indem er seine Hände auf deren Kopf legte und den aaronitischen Segen sprach. [...] Gab es keine Gelegenheit, es persönlich zu tun, rief er an und verlangte, man solle den Telefonhörer über den Kopf halten.“¹⁹⁸

Der Segen für Personen scheint für ihren Urgroßvater ein wichtiges Ritual zu sein, um seine Verwandten vor Bösem zu bewahren und ihnen Gutes zu wünschen. Sonst findet sich im Text wenig über die *Religiöse Praxis* von Helgas Familie. Helgas Mutter Hertha sei als jüdisches Kind, wie schon ihre Mutter zuvor, bei ihrer Geburt getauft worden. Hertha habe daher erst mit achtzehn Jahren erfahren, als ihre Mutter schwer krank war, dass sie Jüdin war. Im Krankenhaus lernte Hertha den jüdischen Assistenzarzt Paul kennen, den sie später heiratete. Wenige Jahre nach Helgas Geburt trat ihre Mutter wieder in die jüdische Gemeinde ein:

„1931 entschloss sich Hertha, die nach jüdischer Gesetzlichkeit aufgrund ihrer Mutter als Jüdin galt, offiziell der jüdischen Gemeinde beizutreten. Damit das Kind wisse, wo es hingehört, erklärte sie später. Zu Weihnachten gab es weiterhin einen Christbaum und Geschenke, zu Chanukka wurden die Kerzen der Menora angezündet.“¹⁹⁹

Helga scheint also auch in einem assimilierten jüdischen Umfeld aufgewachsen zu sein. Die *Religiöse Praxis* rückt in der Familie laut diesem Zitat eher in den Hintergrund, da die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde mehr eine soziale Komponente und Identitätsfrage zu beinhalten scheint.

¹⁹⁸ Ebd., 176.

¹⁹⁹ Ebd., 28.

8.5 Erinnerungskultur

Gleich zu Beginn des Buchs stehen das Thema *Erinnerungskultur* und im Besonderen die Unterkategorie *lieu de mémoire* im Vordergrund. Goldenberg beschreibt einen Besuch in Poughkeepsie, wo ihre Großeltern als junger Arzt und Ärztin ein Jahr als sogenannte *interns* gearbeitet hatten. Dieser Ort ist insofern wichtig, da das Buch auch von der Frage handelt, warum ihre Großeltern nach einem Jahr wieder in das Land zurückkehrten, in dem ihnen so viel Leid zugefügt worden war. In ihrer Recherche dort möchte sie herausfinden, ob es noch Aufzeichnungen zu ihren Großeltern aus dieser Zeit gibt. Sie wird in die Spitalsbibliothek geführt, wo sie nicht fündig wird. Goldenberg resümiert ihren Besuch in Poughkeepsie folgendermaßen:

„Am Abend fahre ich mit dem Zug die 130 Kilometer zurück nach New York City, niedergeschlagen, dass sich hier niemand an meine Großeltern erinnert. Schließlich hat meine Großmutter Helga so oft davon erzählt. In ihrem Schlafzimmer hängt sogar ein ausgeschnittener Zeitungsartikel, der 1955 in einer amerikanischen jüdischen Zeitung erschien.“²⁰⁰

Goldenberg zeigt sich darin enttäuscht darüber, nichts über ihre Großeltern an diesem Ort gefunden zu haben. Sie betont dabei, dass der Aufenthalt für ihre Großmutter von großer Bedeutung gewesen sei. Sie hätte oft darüber erzählt und sogar einen Zeitungsausschnitt von ihrer Reise in ihrem Schlafzimmer aufgehängt. Diesen aus einer jüdischen Zeitung stammenden Zeitungsausschnitt verwendet Goldenberg auch in ihrem Buch (siehe Abbildung 3).



Abbildung 3: Zeitungsausschnitt über Goldenbergs Großeltern aus dem Jahr 1955²⁰¹

²⁰⁰ Ebd., 8.

²⁰¹ Ebd.

Darauf sind Helga und Hans Feldner-Bustin lachend zu sehen. Der Ausschnitt zeigt auch die Bildunterschrift des Artikels. Darin wird beschrieben, dass an Bord des Schiffs Saturnia auch die beiden gewesen seien. Weiters wird deren Schicksal als Holocaust-Überlebende beschrieben. Die Verwendung dieses Ausschnitts deutet darauf hin, dass dieser nicht nur für Goldenbergs Großmutter, sondern auch für Goldberg selbst von Bedeutung für die Familiengeschichte ist. Zusätzlich scheint die Rahmung dieses Zeitungsausschnitts und die Positionierung an einem sehr persönlichen Ort wie dem Schlafzimmer die Wichtigkeit dieses Auslandsaufenthalts hervorzuheben.

Gegen Ende des Buches wird erneut der oben abgebildete Zeitungsausschnitt erwähnt. In diesem Fall beschreibt Goldberg die Reaktion ihres Großvaters auf den Inhalt des Artikels:

„Der Atheist Pepi ein ‚christlicher Arzt‘? Hansi missfiel der Artikel: ‚Über die Zeitung habe ich mich nur geärgert‘, schreibt er einige Tage später an Pepi. ‚Auf den Bildern sehen wir schwachsinnig glücklich lächelnd aus.‘ Auf mich wirkt ihr Lächeln eher vorfreudig, aber auch unsicher.“²⁰²

Zur Zeit des Erscheinens des Artikels scheint Goldenbergs Großvater diesem negativ gegenüberzustehen. Welche Haltung er in späterer Zeit dazu hat, wird im Text nicht besprochen. Dennoch scheint er aufgrund der Position im Schlafzimmer zumindest für die Großmutter sowie durch die zweifache Erwähnung für die Autorin ein wichtiges Erinnerungsstück zu sein.

Das zweite Kapitel mit dem Titel *Die Aufzeichnungen meines Großvaters* beinhaltet die Schilderung eines *lieu de mémoire*, der mit dessen Kindheit im Zusammenhang steht. Die Familie von Goldenbergs Großvater sei wohlhabend gewesen und hätte eine Wohnung im zweiten Bezirk in Wien besessen. Die Autorin beschreibt einen Besuch am ehemaligen Standort der Wohnung in der Schöllerhofgasse, die in den 1960er-Jahren abgerissen wurde:

„Ich betrachte den Ort, an dem er aufgewachsen war und den es nicht mehr gibt, versuche die Anekdote mit dem Bild, das ich als Kind von meinem freundlichen Großvater hatte, in Einklang zu bringen, und frage mich, ob ich meinen Großvater überhaupt gekannt habe – oder je verstehen können werde.“²⁰³

Der Besuch dieses Ortes lässt zusätzlich eine Anekdote über das aufbrausende Gemüt ihres Großvaters hochkommen, der ihr selbst als freundlicher Mann in Erinnerung ist. Der Ort erscheint als verlorener Erinnerungsort, der Goldenbergs versperrten Zugang zu Teilen ihrer Familiengeschichte und der Beziehung zu ihrem Großvater versinnbildlicht. Das Bild ihres Großvaters fußt nur auf kindlichen Erinnerungen, da ihr Großvater bereits in ihrer Kindheit

²⁰² Ebd., 154.

²⁰³ Ebd., 17.

verstorben ist. Der nicht mehr physisch existente Erinnerungsort ermöglicht aber dennoch Erinnerung an ihren Großvater und lässt die Autorin diese reflektieren.

Das Thema *lieu de mémoire* ist auch bei einem Besuch von Goldenberg gemeinsam mit ihrer Cousine, ihrer Großmutter Helga und deren Schwester Liese von Bedeutung. Gemeinsam besuchen sie das ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt, das heutige Terezín, in Tschechien. Dabei kommen sie an einem Gebäude vorbei, in dem Helga einige Zeit untergebracht war. Da das Gebäude unversperrt ist, gehen sie hinein. Sie bemerken, dass es in einem schlechten Zustand ist. Die unterschiedlichen Reaktionen von Autorin und Großmutter werden geschildert:

„Helga erkennt das Stiegenhaus und das Fenster wieder und scheint zufrieden, mich aber bedrückt das Haus. Der Zustand ist der Erinnerung an die Tausenden Kinder unwürdig, die hier leben mussten und von denen die meisten nie nachhause zurückkehrten, denke ich – auch wenn das Gebäude damals vermutlich in einem ähnlichen Zustand war. Doch ich kann mich nicht so recht entscheiden, was ich mir stattdessen wünsche: Hübsch renoviert wäre es unpassend. Reißt man es ab, scheint mir, geht die Verbindung zu den Kindern endgültig verloren. Sollte man daraus ein Museum machen und die Stadt in eine riesige Gedenkstätte verwandeln?“²⁰⁴

Goldenberg beschreibt, dass ihre Großmutter beim Besichtigen des Gebäudes zufrieden gewesen sei. Goldenberg hingegen habe der Anblick des schlecht erhaltenen Gebäudes betrübt. Dabei fügt sie Gedanken an, wie man mit Erinnerungsorten umgehen könnte, an denen schwere Verbrechen begangen wurden. Dabei greift sie eine aktuelle Debatte auf und spricht drei Möglichkeiten an: Renovierung, Abriss und Errichtung einer Gedenkstätte. Jede der Optionen hat einen anderen Zugang zum Umgang mit Erinnerungsorten und der damit verbundenen Weitergabe von Erinnerung. Durch einen Abriss des Gebäudes könnte das Schicksal der Betroffenen nach und nach in Vergessenheit geraten, da der tatsächliche Erinnerungsort zerstört wird. Bei einer Renovierung würde das Gebäude zwar erhalten bleiben, den Blick aber auf das Geschehene womöglich verzerren. Würde ein Museum oder eine Gedenkstätte aus der Stadt entstehen, müsste der Umgang mit der derzeit dort wohnhaften Bevölkerung bedacht werden. Goldenberg lässt diese Überlegungen offen und zieht keinen finalen Schluss.

Im Allgemeinen scheint Helga Feldner-Bustin bei der gemeinsamen Suche nach Erinnerungsorten in Terezín nicht aufgewühlt zu sein. Goldenberg beschreibt zunächst im Text die Befreiung ihrer Großmutter Helga, die zu dieser Zeit im Wäschereigarten arbeitete. Diesen Ort möchte sie nun wiederfinden:

²⁰⁴ Ebd., 84–85.

*„Durch welches Stadttor kam man dorthin? Bei unserem Besuch in Terezín will Helga das unbedingt herausfinden. Das Archiv liegt in der Kleinen Festung, dem ehemaligen NS-Gefängnis. Die Archivarin breitet eine große Karte auf ihrem Schreibtisch aus. [...] Helga strahlt, als sie sich über das vergilbte Papier beugt und schnell den Wäschereigarten findet, [...]“*²⁰⁵

Goldenberg's Großmutter empfindet Freude, als sie den Ort, an dem sie befreit wurde, auf der Karte entdeckt. Sie beschließen, beim Rückweg vorbeizufahren. Goldenberg beschreibt diesen Moment folgendermaßen: „Wir sehen Kleingärten und ein Bürogebäude. ‚Dort muss es gewesen sein‘, sagt Helga und blickt aus dem Fenster. Aussteigen will sie nicht.“²⁰⁶ Der Ort dürfte sich im Vergleich zu Befreiung verändert haben. Obwohl Helga zunächst Freude empfunden hat, den Ort auf der Karte gefunden zu haben, möchte sie ihn nicht besichtigen. Eine Begründung dazu findet sich nicht. Dennoch scheint er ein wichtiger Erinnerungsort für Goldenberg's Großmutter zu sein.

Ein Aspekt, der ebenfalls häufig angesprochen wird, ist der der *Weitergabe von Erinnerung*, der zum Teil auch mit dem Sprechen über das Vergangene verbunden ist. Das Sprechen dient hierbei aber bewusst dazu, die Erinnerung an das Geschehene weiterzugeben, und wurde deshalb nicht in die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* eingeordnet. Besonders ihre Großmutter ist für die Autorin eine Ansprechpartnerin über die Familiengeschichte und tritt im Text in dieser Funktion mehrmals auf. Helga Feldner-Bustin scheint sich ihrer Rolle als Trägerin der Erinnerung bewusst zu sein. Goldenberg schreibt dazu:

*„Für meine Großmutter Helga ist das Erinnern zu einem Sport geworden, einem Wettlauf gegen das Vergessen, in dem jedes Detail, das ihr einfällt, einen Vorsprung bringt. Hört man zu, bekommt man detailliert berichtet, [...]“*²⁰⁷

Goldenberg's Großmutter scheint sehr viel und detailliert über die Vergangenheit zu sprechen. Die Autorin beschreibt Erinnern als Wettlauf, der ihr die Möglichkeit gibt, so viel wie möglich an ihre Nachkommen weiterzugeben und dem Vergessen entgegenzuwirken. An diese Aussage schließt Goldenberg Erzählungen aus der Kindheit ihrer Großmutter an, wie zum Beispiel einen kurzen Abriss über die morgendliche Routine als Kind.

In einer späteren Passage, in der Goldenberg über die Belesenheit ihrer Großmutter spricht, die zur Zeit des Nationalsozialismus trotz Verbots in die Bibliothek ging, beschreibt Goldenberg,

²⁰⁵ Ebd., 131–132.

²⁰⁶ Ebd., 132.

²⁰⁷ Ebd., 25.

dass sie selbst durch die Arbeit an ihrem Buch eine neue Rolle in der Familie eingenommen habe:

„In den vergangenen Jahren sind wir öfters gemeinsam gereist. Seit ich an diesem Buch arbeite, gelte ich als Hüterin der Familiengeschichte, und Helga nimmt mich ab und zu mit zu Auftritten als Zeitzeugin.“²⁰⁸

Auch hier ist das Thema *Weitergabe von Erinnerung* präsent. Durch die Arbeit an ihrem Buch scheint Goldenberg zur neuen Erinnerungsträgerin der Familie zu werden. Aus diesem Grund dürfte Goldenberg ihre Großmutter zu Zeitzeugengesprächen begleiten. Die Erinnerung soll durch die Nachfahr:innen fortbestehen.

Wie bereits oben ersichtlich, scheint das Festhalten und die *Weitergabe von Erinnerung* auch für Goldenberg von Bedeutung zu sein, was anhand einer weiteren Passage in ihrem Buch ersichtlich wird:

„Keine seiner Erlebnisse hat Hansi so detailliert beschrieben wie den ‚Pistolenraub‘ und das ‚Gefecht‘. Sichtlich hat er diese Geschichten immer und immer wieder erzählt. Auch ich hatte sie schon gehört, lange bevor ich seine Aufzeichnungen las. In den vergangenen Jahren erzählte ich sie auch selbst weiter, zuletzt bei einem Workshop. In New York sollten Enkelkinder von Holocaustüberlebenden lernen, die Geschichte ihrer Großeltern vor Schulklassen zu präsentieren. [...] Wir lernten, eine Anekdote auszuwählen und diese zu erzählen. [...]

Meine Geschichte sei toll, spannend und bildlich gut vorstellbar, aber sie könne aus jedem Krieg stammen, sagte die Leiterin zu mir. Der Bezug zum Holocaust sei nicht deutlich. Zunächst reagierte ich eingeschnappt, verglich meine Geschichte trotzig mit denen der anderen. Auf dem Heimweg ließ ich mir die Kritik durch den Kopf gehen. Natürlich stimmte sie. Aber war das überhaupt der Punkt, der verbesserungswürdig war? Wollten wir nicht zeigen, dass Geschichte lebendig ist, eben weil sie sich wiederholen kann?“²⁰⁹

Dieses Zitat steht am Ende der Ausführungen über den im Zitat erwähnten *Pistolenraub* und das *Gefecht*. Es handelt sich dabei um Anekdoten, die in den Aufzeichnungen ihres Großvaters über die Zeit als U-Boot besonders detailliert beschrieben werden. Bei einem Wirtshausbesuch hätten Hansi und Pepi einem Wehrmachtsoffizier eine Pistole gestohlen, die Hansi später die Flucht ermöglicht hätte, als sie einmal auf dem Heimweg in eine Kontrolle kamen. Am Beginn dieses Zitats wird kurz die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* erwähnt, weitaus mehr Raum nimmt aber das Thema *Weitergabe von Erinnerung* auf Seiten Goldenbergs ein. Bei einem Workshop hätte sie gelernt, wie man als Nachkomme der dritten Generation die Erlebnisse der Großeltern am besten vermittelt. Sie hätte diese Geschichte erzählt und wäre auf Kritik an der Qualität des Inhalts gestoßen. Goldenbergs Fazit zu dieser Begebenheit beinhaltet selbst Kritik

²⁰⁸ Ebd., 76.

²⁰⁹ Ebd., 127–128.

an der Frage nach guten und schlechten Erzählungen in Bezug auf das Erinnern. Denn welche Erinnerung sich zur Weitergabe und zum Gedenken eignet, ist eine subjektive Entscheidung. Es öffnet die Frage danach, wie man an den Holocaust erinnert und wie man darüber spricht. So finden sich unzählige individuelle Schicksale, die nicht einfach generalisierbar sind und besonders mit Blick auf die persönliche Familiengeschichte auch individuell bleiben sollen.

In folgendem Ausschnitt geht es wiederum um die *Weitergabe von Erinnerung* und im Besonderen um Erinnerungsstücke wie Briefe. Nach der Befreiung durch die Rote Armee mussten Helga, ihre Mutter und ihre Schwester aufgrund einer Typhusepidemie noch einige Zeit in Theresienstadt bleiben, da das Lager unter Quarantäne gestellt worden war. In dieser Zeit hätten sie auch begonnen, nach Helgas Vater Paul zu suchen, der in Italien interniert worden war und von dem sie 1944 das letzte Mal gehört hatten. Als sie bereits die Rückreise nach Wien planen, erhalten sie einen Brief von ihm. Goldenberg zitiert im Buch sowohl einige Ausschnitte aus dem Brief des Vaters als auch aus denen von Hertha und Helga. Über die Umstände, wie Goldenberg diese Briefe für ihr Buch erhalten hat, schreibt sie Folgendes:

„Helga erzählt mir von diesem Brief und sagt erst später, dass sie ihn aufgehoben hat. Ich mache mich sofort auf die Suche, was Helga wohlwollend akzeptiert. Wen sollen denn diese alten Sachen außerhalb der Familie interessieren, fragt sie. Kokettiert sie, frage ich mich, während ich eine ihrer Schubladen durchwühle. Sie erlebt doch selbst, dass sie alle paar Wochen als Zeitzeugin in Schulen eingeladen wird und bei Veranstaltungen große Säle füllt.“²¹⁰

In diesem Abschnitt wird über Briefe als Erinnerungsträger und das Interesse an diesen gesprochen. Helga hat sie aufbewahrt, da sie im damaligen Moment von großer Bedeutung gewesen sein dürften. Doch, obwohl sie oft als Zeitzeugin vor Publikum auftritt, scheint Helga verwundert, dass diese für Außenstehende von Interesse sein könnten. Durch die Verwendung des Wortes *kokettieren* könnte Goldenberg darauf anspielen, dass ihre Großmutter die Verwundung nicht ganz ernst meint. Möglicherweise erscheint Goldenbergs Großmutter der Inhalt der Briefe nicht für andere relevant, da in den Ausschnitten nicht über die Schrecken des Holocaust erzählt wird, sondern emotionale Inhalte ausgetauscht werden. Es zeigt sich in diesem Zitat, dass verschiedene Generationen unterschiedlich mit Dokumenten und Inhalten aus der Vergangenheit umgehen.

Im folgenden Zitat ist die *Weitergabe von Erinnerung* innerhalb der Familie in Verbindung mit der Errichtung eines Erinnerungsorts ein Thema. Beim Aspangbahnhof, an dem die meisten Juden:Jüdinnen deportiert wurden, soll ein Mahnmal errichtet werden. Ein Cousin Goldenbergs

²¹⁰ Ebd., 137.

sei am Gedenktag des Novemberpogroms eingeladen, eine Rede zu halten. Um mehr über die Familiengeschichte zu erfahren, wendet er sich an Goldenberg:

„Als er mich anruft, sitze ich in einem Restaurant, mir gegenüber meine Mutter. Ob unsere Urgroßeltern und Hansis Bruder Herbert auch vom Aspangbahnhof aus deportiert worden wären? Ja, antworte ich und erkläre, was mit der Familie unseres Großvaters geschah. Theresienstadt, Meningitis, Auschwitz, Theresienstädter Familienlager, Selektion, Sachsenhausen. Ich rede schnell und erregt und spüre das Glücksgefühl, das ich immer habe, wenn ich richtige Antworten auf schwierige Fragen weiß. Als ich auflege, bemerke ich den betroffenen Blick meiner Mutter. ‚Ich wusste das gar nicht so genau‘, sagt sie.“²¹¹

Goldenberg tritt hier wieder als Trägerin der Familiengeschichte auf und gibt die Ergebnisse ihrer Recherche weiter. Hierbei wird die Dualität von Freude und Leid deutlich: Sie empfinde einerseits Glücksgefühle, Informationen weitergeben zu können. Ihre Mutter hingegen wirkt enttäuscht, diese Details bisher nicht gewusst zu haben. Es zeigt auch den unterschiedlichen Wissensstand der verschiedenen Generationen über die Holocaust-Vergangenheit: die erste Generation, die oft lange nicht darüber spricht, die zweite Generation, die dadurch nicht nachfragt, und die dritte Generation, die die Familiengeschichte zu erforschen versucht.

In weiterer Folge ordnet sie die Freude über ihren Wissensstand ein und meint, dass durch die intensive Recherche die Grausamkeiten in den Hintergrund rücken würden. Erst durch das Gegenüber und dessen Reaktion würde dies ihr wieder bewusster werden. Sie reflektiert ihren Zugang dazu:

„Natürlich weiß ich, dass diese Distanz notwendig ist, um die Geschichte überhaupt zu Papier zu bringen. Aber darf ich Befriedigung dabei verspüren, die grausame Logik des NS-Regimes zu verstehen? Ich beobachte meine Mutter, nachdem ich die Funktion des Theresienstädter Familienlagers erklärt und erzählt habe, in welcher Datenbank ich die Deportationslisten und den Todesschein ihrer Großmutter fand. ‚Und trotzdem sind wir jetzt hier‘, sagt sie. Es ist unsere Geschichte, und es ist gut, dass ich sie erzähle.“²¹²

Eine gewisse Distanz sei laut ihr zwar notwendig, ihr Gefühl von Befriedigung mit der Recherche hinterfragt sie aber. Ihre Mutter scheint über die Erklärungen ihrer Tochter froh zu sein, da die Weitergabe von Erinnerung auch für nachfolgende Generationen von großer Bedeutung zu sein scheint. Goldenberg bezeichnet die Erfahrungen ihrer Großeltern als *unsere Geschichte*, auch wenn sie diese nicht selbst miterlebt hat. Diese werden durch das kollektive Gedächtnis zur gemeinsamen Erinnerung der Familie.

Gegen Ende des Textes bespricht Goldenberg eine mögliche Auszeichnung für Josef Feldner, was der Unterkategorie *lieu de mémoire* entspricht. Nach dessen Tod hätte die Familie überlegt,

²¹¹ Ebd., 146.

²¹² Ebd., 147.

ihm den Titel *Gerechter unter den Völkern*²¹³ verleihen zu lassen. Ihr Großvater hätte das damals abgelehnt, da Pepi dies nicht gewollt hätte und er aus Selbstverständlichkeit gehandelt habe. Goldenberg teilt im Text ihre ersten Gedanken zu dieser Thematik:

*„Lange schien mir das unverständlich. Was war schlecht an einem Denkmal, wenn es vielleicht Menschen dazu bewegte, Pepis Verhalten als Vorbild zu nehmen? Ich hatte immer mit angehört, wie Menschen in unserer Familie danach eingeteilt wurden, ob sie uns verstecken würden.“*²¹⁴

Goldenberg äußert darin ihr zunächst vorhandenes Unverständnis für diese Entscheidung. Sie führt an, dass Pepis Einsatz ein Beispiel für andere sein könnte und ein Denkmal andere animieren könnte, ähnlich zu handeln. Sie hätte in ihrer Familie immer wieder erlebt, dass andere danach beurteilt worden wären, ob sie sie im Notfall verstecken würden.

Goldenberg führt anschließend eine Anekdote aus ihrer Kindheit an, um die Sicht ihres Großvaters zu erklären. Sie und andere Mitschüler:innen hätten im Spiel ein Mädchen hinter einer Feuertür eingesperrt, wobei dieses verletzt worden war. Am Nachmittag habe sie die Schulkollegin angerufen, um sich zu entschuldigen. Auch viele Jahre nach dieser Episode sei sie Goldenberg bildlich in Erinnerung. Sie erklärt ihr Handeln damit, dass sie die unmittelbaren Folgen ihrer Handlung gesehen hätte. Diese Überlegungen über die Sichtbarkeit von Folgen knüpft sie an das Verhalten von Pepi und dessen wahrscheinliche Ablehnung eines Ehrenzeichens:

*„Gemessen an dieser Logik müssten vor allem jene Menschen in der NS-Zeit zu Widerstandskämpfern geworden sein, die viele verfolgte Freunde hatten. Sie erlebten die Folgen ihres Nicht-Handelns deutlicher als andere. Das trifft auf Pepi zu [...] und greift gleichzeitig zu kurz. Nein, Pepi trieb etwas anderes an: Er fühlte sich verantwortlich. Verantwortung ist eine Entscheidung. Wer sich verantwortlich fühlt, der handelt. Pepi entschied, dass er im Leben meines Großvaters eine Rolle zu spielen hatte. Ein Baum in Jerusalem kann das alles nicht erklären. Pepis Andenken lebt. Er hat sechzehn Nachfahren, in denen er tief verwurzelt ist.“*²¹⁵

Ihre Beweggründe für die Entschuldigung seien nicht auf Pepis Unterstützung umlegbar. Pepi hätte nicht aus sozialer Nähe, sondern aus Verantwortung gehandelt. All diese Überlegungen würden der Autorin nach durch eine Ehrung als *Gerechter unter den Völkern* nicht abgebildet. So scheint Erinnerung und Andenken nicht nur durch Denkmäler möglich, sondern auch durch die Existenz von Nachfahr:innen, wie Goldenberg resümiert. Pepi habe an Hansi und somit an alle weiteren Nachkommen Einstellungen vermittelt, die somit weitergetragen würden.

²¹³ Mit diesem Titel werden nichtjüdische Menschen ausgezeichnet, die Juden:Jüdinnen in der Zeit von 1933 bis 1945 vor der Ermordung gerettet haben. Deren Namen werden in der Gedenkstätte Yad Vashem eingraviert und gegebenenfalls wird ein Baum gepflanzt.

²¹⁴ Goldenberg, *Versteckte Jahre*, 177.

²¹⁵ Ebd., 179.

Denkmäler sind zwar eine offenkundige Erinnerung, es ist aber nicht immer notwendig, einen physischen *lieu de mémoire* zu schaffen.

8.6 (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen

Am Beginn des Kapitels *Theresienstadt/Terezín* findet sich ein Ausschnitt zum Thema *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen*. In dieser Passage findet das (Wieder-)Erleben auf Seiten der dritten Generation, d.h. der Autorin, statt.

Goldenberg unternimmt 2013 die bereits zuvor erwähnte Reise in das ehemalige Ghetto Theresienstadt, um eine Reportage für ein deutsches Magazin zu verfassen. Sie beschreibt darin die Auswirkungen ihrer Familiengeschichte und der traumatischen Erlebnisse ihrer Großeltern auf sich, die sich vor allem in Intrusion und Albträumen äußern:

„Ich kann mich nicht daran erinnern, nichts über den Holocaust gewusst zu haben. Als Sechsjährige beäugte ich misstrauisch die Duschen in einem Salzburger Skihotel. Ich hatte gehört, dass Verwandte mit getarnten Duschen ermordet worden waren; wie konnte ich mir sicher sein, dass man uns hier nicht auch umbringen würde? Später verschlang ich die vorhandene Jugendliteratur mit, ja, wohligem Gruseln. Als ich älter wurde und die Dimension der Verbrechen zu begreifen begann, schreckte ich nachts oft aus Albträumen hoch, in denen ich vor Nazis davonlief oder meine Familie in Gaskammern verschwinden sah. Ich hörte auf, mich mit dem Thema zu beschäftigen, was niemandem auffiel, da die Menschen ohnehin hilflos reagierten, wenn ich erzählte, dass ich Jüdin sei. [...] Religiös war ich nie, und nun tat ich, als interessierte mich die Verfolgung der Juden nicht sonderlich. Der Grund war ein anderer: Es schmerzte zu wissen, dass meine Albträume die Wirklichkeit meiner Vorfahren gewesen waren.“²¹⁶

In diesem Ausschnitt beschreibt Goldenberg kurz ihren Umgang mit dem Holocaust in verschiedenen Lebensphasen. Das Thema des Holocaust scheint immer schon in ihrer Erinnerung gegenwärtig gewesen zu sein. So habe sie als Sechsjährige beim Anblick von Duschen an in Gaskammern ermordete Verwandte gedacht. Die Lektüre von Jugendbüchern darüber scheint keine Intrusion hervorgerufen zu haben. Erst später, als sie das Ausmaß der Verbrechen verstanden hätte, sei sie von Albträumen heimgesucht worden. Als Resultat hätte sie sich für einige Zeit vom Thema vermutlich aus Selbstschutz abgewandt, was einer Verdrängung der traumatischen Erlebnisse gleichzukommen scheint.

Auch in Bezug auf Helgas Vater, der 1945 in Auschwitz befreit wurde, ist die Kategorie *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen* zu finden, wobei auch Helgas Verhältnis zu ihrem Vater thematisiert wird. In Wien zurückgekehrt treffen Helga und ihre Familie ihren Vater

²¹⁶ Ebd., 82.

Paul wieder, der schwer traumatisiert ist. Goldenberg schildert Helgas Erwartungen an das Zusammentreffen mit ihrem Vater und dessen traumatisierten Zustand:

„Helga hatte sich auf den Vater gefreut und wollte alles erfahren, was sich in den Jahren der Trennung zugetragen hatte. ‚Da wusste ich noch nicht, was für ein Wrack er war.‘ kommentiert Helga, als sie mir den Brief gibt, den sie im Juni 1945 aus Theresienstadt geschrieben hat. Paul war nervös, ängstlich und weinerlich. Jede Nacht wurde er von Albträumen heimgesucht, schrie ‚Appell! Appell!‘, bis ihn jemand weckte. Er trauerte um seine Mutter, seine drei Geschwister und seinen neunjährigen Neffen, die ermordet worden waren. Über die Zeit in Auschwitz vermochte er kaum zu sprechen.“²¹⁷

In diesem Ausschnitt wird beschrieben, wie Helgas Vater unter seinen traumatischen Erfahrungen litt und immer wieder durch Albträume geplagt wurde. Gleichzeitig scheint er über das Erlebte nicht sprechen zu können oder wollen, was Goldenberg im auf das Zitat folgenden Satz thematisiert. Sie verwendet dabei das Verb *herausbekommen*, was darauf hindeutet, dass das Sprechen von außen initiiert wurde. Zusätzlich wird er im obenstehenden Zitat als ängstlich und nervös beschrieben, was auch an einer anderen Stelle des Buches als Zuschreibung verwendet wird.

Wie im voranstehenden Zitat ersichtlich, scheint Helga Feldner-Bustin andere Erwartungen an den psychischen Zustand ihres Vaters gehabt zu haben. Als Ablenkung für ihre Schwierigkeiten im Umgang mit ihrem Vater dient ihr die Schule, wie Goldenberg berichtet. Goldenberg beschreibt Helgas retrospektive Sicht darauf:

„Darüber, wie es war, mit dem traumatisierten Mann zusammenzuleben, fällt es Helga schwer zu reden. ‚Er funktionierte mehr, als dass er lebte‘, sagt sie. Aber das müsse ich ja nicht so genau schreiben, das habe er nicht verdient, fügt sie hinzu. Er habe sich bemüht. Und sie schämt sich dafür, dass sie ihn spüren ließ, dass er sie mit seiner Angst einengte und ihr mit seiner Sentimentalität auf die Nerven ging. In ihr brodelte Wut über die jahrelangen Demütigungen und Hass auf die alten und neuen Nazis.“²¹⁸

Als Erwachsene scheint es Goldenbergs Großmutter schwerzufallen, über den Zustand ihres Vaters zu sprechen. Es wirkt, als wäre dies ein zusätzliches traumatisierendes oder zumindest belastendes Thema in der Verarbeitung der eigenen Holocaust-Vergangenheit. Sie möchte auch nicht, dass Goldenberg zu detailliert darüber schreibt, was als nachträglicher Schutz für ihren Vater gesehen werden kann. Im Nachhinein sei Helga ihr Verhalten dem Vater gegenüber unangenehm gewesen und sie sei dadurch mit Wut und Hass gegenüber den Nazis erfüllt gewesen. Dabei werden auch Neonazis in der Gegenwart erwähnt.

²¹⁷ Ebd., 142.

²¹⁸ Ebd., 143.

Auch in Bezug auf ihren Großvater spricht Goldenberg von *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen*. Dieser sei von seiner Zeit als U-Boot geprägt und traumatisiert gewesen:

„Einige Jahre nach seinem Tod entrümpelten wir seinen Werkzeugkeller. Dort, wo die Werkbank gestanden war, entdeckten wir unter dem Linoleum eine Vertiefung im Boden, so groß, dass ein erwachsener Mensch darin liegen konnte. Sie war an ein Lüftungsrohr angeschlossen, das ins Freie führte. Nie zuvor war sie uns aufgefallen. Die Angst der Verfolgung hat Hansi nicht verlassen. Er litt an Schlaflosigkeit, und es gab Tage, an denen er in Ruhe gelassen werden wollte.“²¹⁹

Viele traumatisierte Menschen – dies findet sich im Besonderen bei Holocaust-Überlebenden – leben in der Erwartung, dass das traumatisierte Ereignis jederzeit wieder eintreten könnte. Dies scheint auch auf Goldenbergs Großvater zuzutreffen, der sich in seinem Keller einen Fluchttort geschaffen hatte, um sich vor einer möglichen Verfolgung verstecken zu können.

8.7 Survivor guilt

Das Thema *survivor guilt* erscheint im Buch von Goldenberg ebenfalls. Dabei steht besonders Tante Frieda im Mittelpunkt. Bei der im Text genannten Tante Frieda handelt es sich um die Zwillingsschwester von Hansis Mutter Rosa, die die einzige überlebende Schwester seiner Mutter war. Gemeinsam mit ihrer Tochter Litzi habe sie nach der Befreiung versucht, Hansi und dessen Cousine Ilse, die die Tochter der dritten Schwester war und in Großbritannien lebte, zur Auswanderung in die USA zu motivieren. Hansi lehnt diesen Wunsch aber aus verschiedenen Gründen immer wieder ab. Goldenberg führt Auszüge aus einem Briefwechsel zwischen Hansi und Ilse diesbezüglich an:

„Hansi klagt der neunzehnjährigen Ilse in England sein Leid. ‚Dass Du nicht nach Amerika gehen willst, verstehe ich sehr gut‘, antwortet sie ihm im März 1946. ‚Ich musste Tante Frieda während der letzten zwei Jahre immer wieder erklären, dass ich nicht nach Amerika gehen möchte, dass ich auf eigenen Füßen stehen kann, will und werde ... Du musst aber auch versuchen, Tante Frieda zu verstehen, die sich verpflichtet fühlt, für uns alle zu sorgen, weil sie jetzt die einzige der drei Schwestern ist.“²²⁰

Ilse, die ebenfalls nicht in die USA auswandern möchte, spricht das Pflichtgefühl Tante Friedas an, als einzige Überlebende ihrer Schwester die übrige Familie wieder zu vereinen. Möglicherweise schwingt in diesem Pflicht- auch Schuldgefühl mit, die anderen Familienmitglieder nicht gerettet haben zu können. Denn an anderer Stelle des Buches führt Goldenberg detailliert aus,

²¹⁹ Ebd., 170.

²²⁰ Ebd., 148.

dass Tante Frieda nach dem Anschluss zunächst versucht habe, allen Familienmitgliedern die Emigration zu ermöglichen.

Auch in einer zweiten Passage wird Tante Frieda in ähnlicher Weise erwähnt. Goldenberg schildert dabei die Ankunft von Hans und Helga in den USA bei ihrer amerikanischen Familie, als sie für das *internship* für ein Jahr nach Poughkeepsie ziehen. In einem Brief, vermutlich an Pepi, schreibt er, dass sich Tante Frieda „vom Verlust ihrer Verwandten nie erhol[t]“²²¹ hätte. Nach der Abreise von Helga und Hans in Richtung ihres Zielorts verfasst Tante Frieda einen Brief an Pepi, in dem sie schreibt:

*„Sie mache sich Vorwürfe, sie habe ihren Neffen und seine Frau nicht ausreichend verwöhnt. Sie sei zu aufgebracht gewesen: ‚Wenn ich in seine dunklen Augen sehe, sehe ich seine Mutter vor mir, und ich bin dann so bewegt, dass ich nur mit Mühe meine Tränen zurückhalten kann. Ich bin sehr erregt; ohne dass wir von der Vergangenheit sprechen, werden Erinnerungen wach, die Jahre geschlummert haben. Ich gehe herum wie in einem Traumzustand (...).‘“*²²²

In diesem Ausschnitt beschreibt Tante Frieda selbst, dass sie beim Anblick ihres Neffen an ihre verstorbene Schwester denken müsse und traurig werde. Es werden Gefühle hervorgerufen, die scheinbar im Inneren versteckt waren. Wiederum schwingt hier möglicherweise Schuldgefühl mit, die Schwester nicht gerettet haben zu können.

8.8 Nicht-kategorisierte Inhalte

In folgendem Unterkapitel finden sich verschiedene Inhalte, die sich nicht den zuvor definierten Kategorien zuordnen lassen. Zur besseren Übersicht werden diese Inhalte unter neu gebildeten Kategorien gegliedert.

8.8.1 Betonung von Familie

Ein zentrales Thema in Goldenbergs Erzählung ist die *Betonung von Familie* und deren Zusammenhalt, der sowohl in der Gegenwart der Autorin als auch in der Vergangenheit ihrer Großeltern beschrieben wird. Besonders wird dies thematisiert, wenn Goldenberg zu begründen versucht, warum ihre Großeltern und später sie selbst aus den USA wieder nach Österreich zurückgekehrt sind.

²²¹ Ebd., 159.

²²² Ebd., 160.

In einem Abschnitt zu Beginn des Buches zieht die Autorin einen Vergleich zwischen ihrer und der Jugend ihres Großvaters und betont die Ähnlichkeit. Hans Feldner-Bustin sei in engem Kontakt mit seinen Verwandten aufgewachsen und die Familie hätte sich beispielsweise sonntags bei seiner Tante getroffen. Goldenberg sei ebenfalls gemeinsam mit ihren Cousinen und Cousins aufgewachsen und hätte nah zu ihren Großeltern Helga und Hans gewohnt. Diese Nähe zur Familie schildert sie so:

„Jeden Abend um halb sieben gab es Abendessen. Selten saßen weniger als acht Menschen um den Esstisch meiner Tante. Ruhe gab es im Haus fast nie. Natürlich ist es kein Zufall, dass Hansis und meine Kindheit Parallelen aufweisen. Ihm war das Zusammenleben wichtig, und selten versäumte er eines der Abendessen.“²²³

In der Familie Goldenbergs habe es feste Rituale gegeben, die ein häufiges Zusammenkommen der Familie ermöglichten. Ihr Großvater hätte dieses Zusammenleben gefördert, dem dies, wahrscheinlich zurückzuführen auf das enge Verhältnis seiner Familie in der Kindheit, wichtig war. In der ersten Zeit in New York habe Goldenberg bemerkt, dass es für sie ungewöhnlich war, allein zu essen. Zuerst wäre dies ein befreiendes Gefühl gewesen, später hätte sie sich gewünscht, bei den Familienessen dabei zu sein. Sie hätte daher nicht Wien, sondern die gemeinsamen Abendessen vermisst und somit die soziale Nähe zu ihren Verwandten.

In einem weiteren Ausschnitt später im Buch beschreibt Goldenberg ebenfalls die Beweggründe ihrer Rückkehr:

„Nun bin ich wieder in Wien. Genauso wie ich in den jüdischen Kreisen von New York auf Unverständnis gestoßen war, wie denn meine Familie in Österreich leben konnte, höre ich nun öfters, wie unerklärlich es sei, dass ich nach drei Jahren in New York zurück nach Wien gezogen bin. Ich hatte doch eine Anstellung, noch dazu im Journalismus, und ein Arbeitsvisum! Ich druckse herum, spare beim Vergleichen der Städte nicht mit Klischees [...]. Ich gebe ungenau Antworten wie zuvor in New York, wenn ich gefragt wurde, warum sich meine Großeltern entschieden hatten, ihr Leben auch nach dem Krieg in Wien zu verbringen. Diesmal sind es allerdings Ausreden. Ich weiß die Antwort, aber ich schäme mich dafür: In New York war ich so einsam wie nie zuvor. Dabei war es dort nicht schwierig, sich zu beschäftigen [...]. Aber meine Familie, mit der ich aufgewachsen war, fehlte mir.“²²⁴

Zum einen zieht sie in diesem Ausschnitt Parallelen zwischen ihren Großeltern und sich, die für Außenstehende unverständlicherweise nach Wien zurückkehrten. Zum anderen nennt sie ihren eigenen Beweggrund für die Rückkehr: ihre Familie. Dennoch scheint es, dies zuzugeben, ihr nicht leichtzufallen, wahrscheinlich, da sie sich damit ihre Einsamkeit eingestehen würde.

²²³ Ebd., 19.

²²⁴ Ebd., 117–118.

Wiederum wird der Aspekt Familie betont, der ein großer Faktor im Leben der Autorin zu sein scheint.

Auch für die Recherche für dieses Buch scheint die Familie eine wichtige Stütze zu sein. Die Autorin schreibt, dass sie, nachdem sie im Archiv der *Israelitischen Kultusgemeinde* (IKG) die gewünschten Informationen nicht gefunden hatte, bei ihrer Großmutter bei einem der regelmäßigen Abendessen nachgefragt hätte:

*„Ich beschließe, Helga bei unserem nächsten Treffen danach zu fragen. Die Abendessen bei meiner Tante sind eine gute Gelegenheit dazu. Jeden Montag trifft sich dort die Familie. Seit ich wieder in Wien lebe, verpasse ich sie nur ungern. Großmutter Helga isst abends nur wenig, kommt aber gerne von ihrer Wohnung im ersten Stock herunter und setzt sich zu uns.“*²²⁵

Dieses Zitat wird fast beiläufig mitten in die Erzählung eingebaut, in der sie die Zeit nach dem Anschluss und mögliche Fluchtpläne bespricht. Hierbei werden historische Inhalte mit der Lebenswelt der Autorin verknüpft, die nach ihrem Aufenthalt in den USA wieder aktiv an den Familientreffen teilnehmen kann.

Im abschließenden Kapitel *Rückkehr nach Wien* bespricht Goldenberg nicht nur die Rückkehr ihrer Großeltern, sondern auch ihre eigene. Nach den Ausführungen über die Beweggründe ihrer Großeltern ordnet sie ihre eigenen neu ein:

*„[...] [ich] überlege [], ob ich mein Problem mit New York von der falschen Seite aus betrachtet habe. Ich will zurück nach Wien, weil ich einsam bin, habe ich lange gedacht. Was aber, wenn ich mich einsam gefühlt hatte, weil ich zurück nach Wien wollte? Hatte ein Teil von mir, vielleicht unbewusst, schon viel früher begriffen, wie privilegiert ich war, ein Zuhause zu haben, an dem ich willkommen war?“*²²⁶

In diesem Abschnitt ordnet sie die in New York empfundene Einsamkeit neu ein. Sie vergleicht diese Überlegungen mit den Umständen einiger Bekannter aus New York, die nicht nach Hause zurückkehren können, weil diese beispielsweise in ihrer Heimat verfolgt werden. Sie resümiert: „Eigentlich passte ich da nicht rein. Ich war aus Abenteuerlust weggegangen, und nun sehnte ich mich nach der Alltäglichkeit der Familienabendessen.“²²⁷ Ihre Beweggründe für das Auswandern seien freiwilliger Natur gewesen und sie könne jederzeit wieder zurückkehren.

Eine der längsten Passagen, in der sich Goldenberg mit den Beweggründen ihrer Großeltern für die Rückkehr nach Österreich nach deren einjährigem *internship* in den USA befasst, behandelt

²²⁵ Ebd., 44.

²²⁶ Ebd., 172.

²²⁷ Ebd., 173.

auch den Zusammenhalt von Familie. Zunächst stellt sie verschiedene Vermutungen für die Rückkehr auf. Als Erstes, führt Goldenberg an, könnten die mangelnden Englischkenntnisse ihres Großvaters verantwortlich gewesen sein. In ihrer Recherche anhand von Briefen zwischen Hansi und Pepi verwirft sie diese Begründung. Auch finanzielle Gründe hätten nicht eine Abreise bedingt, da es ihnen in den USA so gut wie nie zuvor gegangen sei. Weiters seien sie auch nicht sozial isoliert gewesen, da sie viel Zeit mit Kolleg:innen und amerikanischen Verwandten verbracht hätten. In einem Brief führt Hansi aber an, dass sie mit einem jüdischen Kollegen an einem *jüdischen See* gewesen seien und es dort keine gesellschaftliche Durchmischung gegeben hätte. Goldenbergs Großmutter bestätigt dies und spricht von der Rassentrennung, die zwar in New York abgeschafft, aber noch immer alltäglich war. Dies hätte ebenfalls ihre Entscheidung beeinflusst.

In Goldenbergs Recherchen habe ihre Großmutter als weiteren Grund die Familie und vor allem Pepi genannt. Dies erscheint dem Text nach der größte Beweggrund zu sein. Deutlich wird dies durch die Verwendung von Briefen von Hansi an Pepi, die die gesamte Passage begleiten. Pepi war seit 1950 der Adoptivvater von Hansi, der damit den Namen Feldner-Bustin annahm. Auszüge aus dem Adoptionsvertrag werden ebenfalls im Text abgedruckt. Durch die Briefe von Hansi an Pepi – die Briefe von Pepi sind nicht erhalten – wird die Beziehung der beiden zueinander für Goldenberg lebendig. Ihre Eindrücke beschreibt sie folgendermaßen:

„Ich merke, dass mein Großvater jemandem schrieb, mit dem er es gewohnt war, sich täglich auszutauschen. Übergangslos wechselt er die Themen, verzichtet auf Höflichkeitsfloskeln, zeigt Anteilnahme an alltäglichen Angelegenheiten – der Umbau in der Küche, die Kälte im Winter, das Verhalten von entfernten Verwandten. Sein Tonfall ist respektvoll, aber vertraut. [...] Fast jeden Brief schließt Hansi mit Ermahnungen, der Vater solle ausreichend essen und nicht zu viel arbeiten, [...].“²²⁸

Hansi und Pepi scheinen sehr vertraut miteinander zu sein. Je mehr Zeit vergangen sei, desto öfter habe Hansi geschrieben, dass ihm Pepi fehle. Er habe sogar überlegt, den Aufenthalt früher abzubrechen. Schließlich hätten sie beschlossen, nach einem Jahr wieder zurückzukehren, was Hansi monatelang herausgezögert habe, seiner Tante zu erzählen. Hansi schildert in einem Brief an sie die Beweggründe für die Rückkehr. Darin spricht er besonders über seine Beziehung zu Pepi:

„Ich möchte Dir von mir erzählen, von Pepi und mir. Er ist heute im 69. Lebensjahr, und ich bin seit über 13 Jahren bei ihm. Ich habe niemals viel über meine gefühlsmäßigen Beziehungen und über seine zu mir gesprochen, da mir dieses Thema schwerfiel zu behandeln. Aber Dir gegenüber habe ich keine Hemmungen, da ich Dein einführendes Verständnis kenne. Man erwartet allgemein, dass ich ihm dankbar bin für das, was er für mich getan

²²⁸ Ebd., 166.

*hat, und dass dieses Gefühl der Dankbarkeit mein Tun und Handeln bestimmt. Aber diese Dankbarkeit ist nur ein geringer Teil dessen, was ich für ihn empfinde. Er war mir und ist es noch immer ein väterlicher Freund, der mir in schwerster Zeit beide Elternteile zu ersetzen trachtete, und soweit so etwas überhaupt gelingen kann, ist es ihm gelungen. Es ist ihm so gut gelungen, dass ich mit kindlicher Liebe und Verehrung an ihm hänge. Sein Wohlergehen steht im Mittelpunkt aller meiner Erwägungen, [...]. Wenn ich im März nach Wien fahre, so fahre ich nicht, um eine Dankesschuld abzutragen, ich fahre, weil es mir ein persönliches Bedürfnis ist, ihn glücklich zu sehen.*²²⁹

In diesem Ausschnitt betont Hansi seine Zuneigung zu Josef Feldner, den er als Elternersatz bezeichnet. Er sei sein tatsächlicher Beweggrund, da er nicht getrennt von ihm leben möchte und sein Wohlbefinden für ihn an oberster Stelle stünde. Der Inhalt dieses Briefes sei für Goldenberg ein *Aha*-Erlebnis gewesen, da ihr Großvater kaum über Gefühle gesprochen hätte.

8.8.2 Reflexion über Handlungen und Fragen nach der Gefühlslage

Goldenberg lässt im Text immer wieder eigene Überlegungen zu Beweggründen und der möglichen Gefühlslage ihrer Protagonist:innen einfließen. Es scheint ein Versuch zu sein, die Handlungen und Gefühle ihrer Verwandten einzuordnen und nachzuvollziehen, die meist in deren Aufzeichnungen nicht explizit ausgeführt werden.

Goldenberg schildert in ihrem Buch auch den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938. Ihre Großeltern hätten darauf unterschiedlich reagiert. Helga habe gemeinsam mit ihrem Vater geweint, wobei sie als Kind den Grund nicht verstanden habe. Goldenbergs Großvater habe hingegen seinem rebellischen Naturell entsprechend am Heldenplatz der Rede Hitlers beigewohnt und mit den anderen *Sieg Heil* geschrien. Seine Eltern hätten darauf entsetzt reagiert. Goldenberg fragt sich nach dieser Schilderung, welche Gefühle und Gedanken der Anschluss bei ihren Vorfahren ausgelöst haben könnte.

*„Ich frage mich, wie Hansis Eltern, Onkel und Tanten über ihre Zukunft dachten. Hofften sie, sich in den ungewissen neuen Zeiten irgendwie arrangieren zu können? Nicht aufzufallen, indem man laut genug mitschrie oder still arbeitete? Möglich, dass ihnen bei den ersten Ausschreitungen nach dem ‚Anschluss‘ noch nicht klar war, dass eine Gefahr von neuem Ausmaß drohte.“*²³⁰

Goldenberg mischt hier Selbstgespräche und rhetorische Fragen und versucht damit, die Gefühlslage ihrer Vorfahren zu ergründen. Findet darauf aber keine endgültigen Antworten.

Im Kapitel „... am liebsten alle zusammen“ schildert Goldenberg den Versuch ihrer großväterlichen Familie, nach dem Anschluss auszureisen. Hierbei dienen ihr als Quellen ein

²²⁹ Ebd., 168–169.

²³⁰ Ebd., 32.

Auswanderungsfragebogen der Fürsorgezentrale der IKG und dazugehörige Dokumente. Ein Zitat daraus dient auch als Überschrift für das obengenannte Kapitel. Das Ansuchen sei von Tante Frieda, der Schwester seiner Mutter, ausgefüllt worden, die neben ihrer eigenen Familie auch die Familie ihrer beiden Schwestern als Angehörige für die kontingentierte Plätze der Auswanderung angegeben hatte. Eine derartige hohe Zahl sei laut Archivarin der IKG ungewöhnlich. Goldenberg formuliert dazu folgende Gedanken:

„Ich bin ein wenig stolz auf meine Urgroßtante Frieda, die ich nie kennengelernt habe. Die vielen Namen auf dem Bogen bedeuten sicherlich, dass sie mehr Einsatz für ihre Familie zeigte als die meisten anderen. Oder?“²³¹

In diesem Ausschnitt beschreibt Goldenberg ihre eigenen Gefühle bezüglich des Fragebogens. Gleichzeitig hinterfragt sie mit dem Wort *oder*, ob ihre Vermutung über die Außergewöhnlichkeit der Angaben richtig sei. Sie führt anschließend den ausgefüllten Auswanderungsfragebogen ihres Urgroßvaters an, der im Vergleich dazu kaum von den Behörden bearbeitet worden zu sein scheint. Zusätzlich enthält das Ansuchen ihres Urgroßvaters nur die Namen seiner Familie und den einer Nichte. Goldenberg resümiert die unterschiedlichen Angaben: „Vermutlich füllte Moritz [Anm. d. V.: Goldenbergs Urgroßvater] den Bogen weniger sorgfältig aus, weil er ahnte, dass seine Chancen zur Emigration schlecht standen.“²³² Sie führt somit den eher sorglos ausgefüllten Fragebogen auf die mangelnde Hoffnung auf Ausreise ihres Urgroßvaters zurück. Auch ihr Großvater habe das Handeln seines Vaters später eingeordnet:

„Mein Urgroßvater, so wirkt es, dachte realistischer als seine Schwägerin. Das scheint auch in Hansis Aufzeichnungen öfters durch. Sein Vater, schreibt er, schätzte die Möglichkeiten und Gefahren richtig ein und traf, den Umständen entsprechend, kluge Entscheidungen. Das sollte dem Sohn später das Leben retten.“²³³

Goldenberg's Einschätzungen scheinen sich mit denen ihres Großvaters zu decken. Mit dem letzten Satz des Zitats deutet sie auf die spätere Entscheidung hin, Hansi als U-Boot in Wien zurückzulassen.

Als Kindertransporte nach Großbritannien organisiert werden, werden alle fünf Kinder der Familie angemeldet. Hansi und sein Bruder erhalten jedoch keinen Platz. Seine Cousinen und Cousins können ausreisen, wozu sich wenig in den Aufzeichnungen ihres Großvaters findet:

²³¹ Ebd., 36.

²³² Ebd.

²³³ Ebd., 37.

„Die Flucht seiner Cousinen und seines Cousins, mit denen er wie Geschwister aufgewachsen war, erwähnt Hanis nur in einem Nebensatz. Ist es Gleichgültigkeit, Verdrängen oder Vergessen?“²³⁴

In diesem Zitat führt Goldenberg wieder rhetorische Fragen an, warum ihr Großvater dieses Ereignis kaum erwähnt, obwohl der Zusammenhalt in seiner Familie groß war und sie miteinander aufgewachsen waren.

Frieda und ihrem Ehemann gelingt es im Herbst 1939, alle notwendigen Dokumente für die eigene Ausreise zu erhalten. Zunächst fehlt das Geld für die Schiffskarten, das ihnen schließlich von einem Verwandten aus den USA zur Verfügung gestellt wird. Goldenberg versucht, die Gefühle ihrer Vorfahren einzuordnen:

„‘Am liebsten alle zusammen‘, hatte Frieda anderthalb Jahre zuvor hoffnungsvoll naiv auf den Fragebogen geschrieben. Sechs Erwachsene und fünf Kinder zählte die Familie meines Großvaters im März 1938. Während ich die Informationen über die verschiedenen Schicksale zusammentrage, frage ich mich, was sich die Schwestern beim Abschied dachten und sagten. War ihnen bewusst, dass die Familie zerstört war? Womöglich schätzten sie die Situation gar nicht hoffnungslos ein. Jeder war mit dem Versprechen fortgegangen, sich umzusehen.“²³⁵

In diesem Ausschnitt versucht Goldenberg noch einmal, in die Gefühlswelt ihrer Verwandten einzutauchen. In diesem Fall besonders in Bezug auf die beiden Schwestern, Tante Frieda und Hansis Mutter, die ein besonders enges Verhältnis zueinander gehabt zu haben scheinen. Aus ihrer heutigen Sicht stellt sie Überlegungen dazu an, ob ihnen bewusst gewesen sei, dass sie sich möglicherweise nicht mehr wiedersehen würden. Es sind Überlegungen über die hoffnungsvolle oder hoffnungslose Lage der einzelnen Personen.

Goldenberg beschäftigt sich aber nicht nur mit den Auswanderungsplänen ihrer großväterlichen, sondern auch mit denen ihrer großmütterlichen Familie. Im Archiv finden sich diesbezüglich keine Aufzeichnungen, weswegen sie ihre Großmutter dazu befragt, die auf die Frage entrüstet reagiert. Es sei ihrer Familie in der ersten Zeit nach dem Anschluss finanziell nicht schlecht gegangen. Goldenberg hinterfragt die Umstände und die Entscheidung ihrer Vorfahren, nicht auszuwandern:

„Begann mein Urgroßvater jetzt zu zweifeln? Ich frage mich, ob es Diskussionen zwischen ihm und seiner Frau gab. War meine Urgroßmutter Hertha damals schon so resolut, wie sie es später werden sollte, als sie auf sich allein gestellt war. Schnell für den ‚Auswanderungsfragebogen‘ aus und macht euch auf die Suche nach Verwandten oder Bekannten, die

²³⁴ Ebd., 40.

²³⁵ Ebd., 43.

euch ein Affidavit ausstellen oder sonst wie helfen können, aus dem Land zu kommen, will ich ihnen zurufen. Ich weiß ja, wie es weiterging.“²³⁶

Goldenberg stellt an den Beginn dieses Absatzes eine rhetorische Frage und baut mögliche Konversationsinhalte zwischen ihren Urgroßeltern ein. Zusätzlich gibt sie aus ihrer heutigen Sicht und mit dem Wissen über die Verbrechen der Nationalsozialisten dem Schicksal ihrer Familie Ratschläge, wie sie handeln hätten können.

Goldenberg führt dann an, dass ihr Urgroßvater möglicherweise eine Ausreise nicht erwogen hätte, weil die Situation ausweglos gewesen sei. Goldenbergs Großmutter Helga bezeichnet ihren Vater als betriebsblind, worauf Goldenberg resümiert: „Wie immer, wenn es um ihren Vater geht, erzählt sie zögerlicher als sonst. Sie will ihn nicht für seine Entscheidungen verurteilen. Damals schienen sie vernünftig.“²³⁷ In diesem Zitat zeigt sich, dass Goldenbergs Großmutter nicht über die Entscheidungen ihres Vaters urteilte, da man diese nur retrospektiv betrachten könne.

Anschließend berichtet Goldenberg, dass ihr Urgroßvater, ein aufgrund des Anschlusses pensionierter Polizeiarzt, im Oktober 1938 von der Gestapo verhaftet und in der Roßauer Kaserne inhaftiert wurde, wo es ihm laut Goldenberg im Vergleich zu anderen Häftlingen gut ging. So durfte er wöchentlich Briefe erhalten und seine Frau Hertha ihm saubere Wäsche bringen. Goldenberg vermutet, dass sich seine ehemaligen Kollegen bei der Polizei für ihn eingesetzt haben dürften. Goldenbergs Großmutter hat die Korrespondenzen ihrer Eltern aufbewahrt, woraus Goldenberg immer wieder Auszüge in ihrem Text verwendet. Darin werden auch Emigrationspläne besprochen. Goldenberg kommentiert diese Inhalte folgendermaßen:

*„Die Briefe berühren mich. Zwar leuchtet meinem Urgroßvater nun ein, dass er das Land verlassen musste, eine Vorstellung davon, wozu andere Menschen fähig sein würden, hatte er aber nicht. Er klagte über Schlaflosigkeit, Nervosität und Langweile. In den Briefen geht es oft um Wäsche. Wusste er, wie gut es ihm im Vergleich zu anderen Gestapo-Häftlingen ging? Wenigstens hast du genug zu essen, will ich meinem Urgroßvater zurufen, und niemand schlägt dich. Natürlich bin ich ungerecht, ich habe einen Wissensvorsprung. Und egal wie erträglich die Haftbedingungen sind – Paul sitzt zu Unrecht im Gefängnis, ohne Aussicht auf ein Verfahren oder eine Entlassung.“*²³⁸

Goldenberg geht darin auf die wandelnde Einschätzung der damaligen Lage und die daraus folgenden Auswanderungsüberlegungen ein. Sie stellt einen Vergleich zwischen der Lage ihres Großvaters und der Lage anderer Häftlinge an und fragt sich, ob ihm dies bewusst war. Gleichzeitig möchte sie ihn auf seine vergleichsweise gute Lage hinweisen. Dabei bezeichnet sich

²³⁶ Ebd., 45–46.

²³⁷ Ebd., 46.

²³⁸ Ebd., 50.

Goldenberg selbst als ungerecht, da ihr Urgroßvater nicht denselben Wissensstand wie sie haben kann. Weiters betont sie, dass, egal ob er eine bessere Lage als andere hatte, er unrechtmäßig inhaftiert wurde. Es erfolgt daher wiederum eine Beurteilung der damaligen Situationen aus aktuellem Blickwinkel.

Auch in den Aufzeichnungen von Goldenbergs Großvater werden die Handlungen von einzelnen Personen bewertet. Er schreibt unter der Überschrift *Vater* über das Novemberpogrom, wobei Teile davon Rechtfertigungen für das Handeln seines Vaters zu sein scheinen. Dabei berichtet er zunächst von einem Gespräch mit einem Bekannten, der meinte, die europäischen Juden:Jüdinnen hätten sich niederschlagen lassen. Hansi widerspricht dem und verteidigt seinen Vater, was Goldenberg in Auszügen zitiert:

„Laut Hansis Erinnerung war Moritz ein guter Vater. Er habe sich immer vernünftig verhalten, schreibt Hansi, auch in jener Novembernacht: ‚Als wir alle in der ‚Reichskristallnacht‘ mit hervorgehaltener Pistole von SA-Männern und Pöbel mitten in der Nacht aus dem Bett geholt wurden und ein SA-Mann die am Nachtkästchen liegende Taschenuhr und den Ehering meines Vaters vor unseren Augen einfach einsteckte, war sicher keine Situation für eine Heldentat gegeben. [...]‘“²³⁹

Goldenberg Großvater beschreibt hierin, dass in dieser Situation Gegenwehr nichts gebracht und die Umstände andere Verhaltensweisen verlangt hätten. Hansis Vater wurde in der Nacht des Pogroms festgenommen, konnte aber mithilfe eines ehemaligen Frontkameraden wieder entkommen. Das Novemberpogrom sei laut Goldenberg ein Wendepunkt für viele Juden:Jüdinnen gewesen, sie habe sich aber dennoch gewundert, warum ihr Großvater gerade dieses Ereignis dazu verwendet hatte, das Verhalten seines Vaters zu erklären. Dann fügt sie an:

„‘Für heroische‘ Taten müssen die äußeren Voraussetzungen gegeben sein‘, schreibt Hansi und erzählt von Moritz‘ Kriegsauszeichnungen und vom Aufstand im Warschauer Ghetto, bei dem es eine ‚Schicksalsgemeinschaft‘ von Menschen gegeben habe, die miteinander kämpften. Doch seinen Eltern fehlten am 9. November 1938 die Voraussetzungen für Heldentaten, weil sie ihre Söhne beschützen wollten. So erlebte er sie zum ersten Mal vollkommen wehrlos.“²⁴⁰

Goldenberg schließt daraus, dass ihr Großvater diese Passage zur Rechtfertigung gewählt habe, weil er seinen Vater in der Pogromnacht zum ersten Mal wehrlos erlebt habe. Von ihm scheint er zuvor das Bild eines starken Mannes gehabt zu haben, der sich im Krieg verdient gemacht hatte. In der Gefahr um das eigene Leben und das der Familie habe es keine andere Möglichkeit gegeben, die eigene Familie zu schützen.

²³⁹ Ebd., 62.

²⁴⁰ Ebd., 63.

In weiterer Folge beschreibt Goldenbergs Großvater in seinen Aufzeichnungen die Jahre nach dem Anschluss als *gefährliches Abenteuer*. Als 1941 das Tragen des Judensterns verpflichtend wurde, habe ihr Großvater einen Judenstern auf eine Sakkotasche aufgenäht, die nur mit Sicherheitsnadeln befestigt und somit leicht abzunehmen war. Für eine derartige Missachtung der Verordnung habe Deportation gedroht. Goldenberg deutet erneut das Verhalten ihres Großvaters:

„Wie viele andere konnte sich Hansi nicht vorstellen, dass Verhaftung und Deportation den Tod bedeutete [sic]. Vielleicht schien ihm deshalb die Gefahr, erwischt zu werden, als wenig beunruhigend. Wahrscheinlich genoss er den Nervenkitzel, die Herausforderung, sich anzupassen, aufmerksam und wendig zu sein. Den gefährlichen Alltag als Abenteurer zu sehen, könnte ein Schutzmechanismus gewesen sein. Oder nahm Hansi diese Zeit im Rückblick verzerrt wahr? Ich frage mich, ob er sich in seinen Aufzeichnungen stärker machte, als er sich damals fühlte. Er schrieb seine Erlebnisse für seine Kinder auf. Wollte er sie damit beruhigen?“²⁴¹

Goldenberg hinterfragt in diesem Zitat mittels rhetorischer Fragen die Beweggründe für das als riskant einzustufende Verhalten ihres Großvaters. Ihm scheint ein Bewusstsein für die potenziellen Gefahren zu fehlen. In den Aufzeichnungen wirkt er sehr mutig, möglicherweise sind dies aber nachträgliche Beurteilungen oder Verdrängungsmechanismen des Erlebten, um sich und seine Nachkommen zu schützen.

Während Hansis Zeit als U-Boot erhält er über eine Verwandte väterlicherseits Informationen über den Verbleib seiner Eltern und seines Bruders. 1943 erfährt er, dass seine Mutter an Meningitis gestorben sei. In den Aufzeichnungen von Goldenbergs Großvater finden sich Ausführungen über die Umstände des Todes und den Krankheitsverlauf. Goldenberg kommentiert diese Aufzeichnungen folgendermaßen:

„Der spätere Arzt, der den Tod medizinisch einordnete, denke ich zunächst. Dann lese ich die Stelle über den Tod meiner Urgroßmutter noch einmal. Wie konnte Hansi gewusst haben, wie der Krankheitsverlauf von Meningitis aussah? Oder rationalisierte er das erst Jahre später? Nein, begreife ich nun: Was ich hier lese, zeigt, wie Pepi, Wissenschaftler und Optimist, den Siebzehnjährigen tröstete.“²⁴²

Es ist im Text nicht klar, ob es sich um zeitgenössische oder nachträgliche Aufzeichnungen von Goldenbergs Großvater handelt. Goldenberg sieht diese Beschreibungen als Versuch der Selbsttröstung über den Verlust der Mutter. Sie führt Fragen zum Beweggrund dieser

²⁴¹ Ebd., 66.

²⁴² Ebd., 123–124.

Überlegungen an und beantwortet diese damit, dass sie durch das medizinische Wissen von Josef Feldner gestützt seien.

Goldenberg widmet etwa drei Seiten des Kapitels über die Zeit in Theresienstadt speziell der Versorgungslage und dem daraus resultierenden Hunger, der ein ständiger Begleiter der Internierten gewesen sei. Unter anderem beschreibt Goldenberg, dass Helga mit achtzehn anderen Mädchen in einem Jugendheim untergebracht war. Als eines Tages ein Stück Brot fehlte, geriet Goldenbergs Großmutter Helga unter Verdacht, dieses gestohlen zu haben. Nach weiteren Nachforschungen habe später ein anderes Mädchen den Diebstahl gestanden. Goldenberg fügt an diese Schilderung einen Kommentar ihrer Großmutter über dieses Ereignis an und vergleicht die Anekdote mit ihren eigenen Erfahrungen:

„Du kennst mich ja, ich mach so etwas nicht“, fügt Helga hinzu. Ich nicke. Dennoch bin ich unsicher. Kenne ich sie wirklich so, dass ich das bestätigen könnte? Helga war in Theresienstadt stets hungrig. Hunger als körperlicher Zustand, bei dem man immer ans Essen denkt und ständig Ausschau nach Übriggebliebenem und Heruntergefallenem hält, ist mir in dem Ausmaß völlig unbekannt. Nur einmal, als ich mit achtzehn an einem Abenteuer-camp teilnahm, bei dem es nur eine Mahlzeit am Tag gab, erlebte ich, wie präsent Essen werden kann. [...] Was macht der dauernde Hunger aus einem? Hätte ich das Brot gestohlen?“²⁴³

In diesem Ausschnitt reflektiert Goldenberg zum einen, ob sie ihre Großmutter wirklich kennen würde, zum andern, was Hunger mit einem Menschen machen kann. Dabei kann sie auf eine Erfahrung aus dem jungen Erwachsenenalter zurückgreifen. Dabei habe sie Hunger nur in einem gewissen Rahmen auf begrenzte Zeit ertragen müssen und nicht wie ihre Großmutter auf unbestimmte Zeit. Dennoch habe sie bereits in diesem kurzen Zeitraum eine Veränderung in den Gesprächen wahrgenommen. Sie überlegt daher, wie sie in dieser Situation gehandelt hätte.

8.8.3 Umgang mit Quellen und Rechercheergebnissen

Goldenberg dokumentiert in ihrer Erzählung auch an mehreren Stellen die eigene Recherche zum Buch *Versteckte Jahre*. Exemplarisch dafür seien einige Stellen angefügt, in denen sie die Quellenlage und den Umgang damit betrachtet.

In der folgenden Passage beschreibt sie, Erleichterung verspürt zu haben, keine detaillierten schriftlichen Quellen zu ihrer Familiengeschichte gefunden zu haben. Sie berichtet, dass nach dem Anschluss 1938 das Möbelgeschäft der großväterlichen Familie arisiert wurde. Um die Arisierung durchzuführen, sei dem Geschäft ein kommissarischer Verwalter zugeteilt worden.

²⁴³ Ebd., 85–86.

Das Möbelgeschäft selbst existiert heute nicht mehr und es sind keine Dokumente wie Arisierungsakten oder Fotografien erhalten. Zunächst hätte Goldenberg gerne mehr über das Geschäft erfahren, habe aber durch Recherchen in den Arisierungsakten des Möbelgeschäfts von Hansis Tante ihre Meinung geändert. In diesen seien detaillierte Aufzeichnungen zu den Bilanzen zu finden, wozu Goldenberg Folgendes schreibt:

„Nun bin ich doch froh, dass die Akten des Geschäfts meiner Urgroßeltern nicht mehr existieren. Diese Dokumente finde ich bedrückender als die Transportlisten, Todesurkunden und Briefe, die ich gefunden habe. Bei denen mag zwar die Nähe zu Tod und Verzweiflung eine größere sein, aber sie geben kaum Aufschluss über die Täterperspektive. Die Arisierungsakten hingegen bringen mich dem Täter nahe, sehr nahe. Sie zeigen mir ein Rädchen im großen System der Vernichtung. Ich sehe, wie ernst der Verwalter seine Aufgabe nahm. Ein halbes Jahr lang fertigte er sorgfältig Listen an, durchforstete Warenlager, schrieb Briefe, errechnete Bilanzen. Damit hat dieser Mensch meine Familie zerstört, und ich kann das heute nachlesen.“²⁴⁴

Die Erleichterung über die fehlenden Dokumente begründet Goldenberg damit, dass die Akten von anderen Verwandten einen neuen Blickwinkel auf die Familiengeschichte eröffnet hätten und das Schicksal der Familie in anderer Weise erfahrbar machen würden. Das Leid der Familie ist durch Dokumente über Ermordung und Verfolgung zwar leichter nachzuvollziehen, sie zeigen aber keine Täterperspektive. Die Arisierungsakten ermöglichen hingegen diesen Blick und zeigen die Sorgfalt, mit der ihren Verwandten Schmerz zugefügt wurde.

Goldenberg schreibt auch darüber, was von der Vergangenheit bleibt und wie einige Inhalte davon mithilfe von Dokumenten belegt werden, einige jedoch auch verloren gehen können. Zusätzlich kann die Erinnerung daran möglicherweise unvollständig oder korrupt sein, da fremde Eindrücke mit den eigenen vermischt werden. Zu Beginn des Kapitels über die Zeit nach der Befreiung ihrer Großeltern legt sie dieses Problem dar:

„Fakten gehen verloren, das ist mittlerweile klar: Hansis Hauptschule? Es gibt keine Archive dafür. Pepis Unterlagen von seiner Zeit bei der Wehrmacht? Nicht vorhanden. Der ‚Schutzstatut‘ von Helga, der von ihrer Schwester und ihrer Mutter? Wir können lediglich Vermutungen darüber anstellen. Wie viele Menschen wussten Bescheid über Hansis U-Boot-Dasein? Nicht zu eruieren. Eine Rolle spielt auch meine Unsicherheit, wie nahe Hansis und Helgas Erinnerungen tatsächlich an der Wirklichkeit sind. Helga hat sich zeitlebens intensiv mit dem Holocaust auseinandergesetzt. In welchem Ausmaß vermischen sich ihre Erlebnisse mit denen von anderen? Hansis Aufzeichnungen blieben unvollendet. [...] Hätte er mehr Zeit gehabt, wäre es ihm vielleicht ergangen wie Helga. Bei jedem Gespräch fallen ihr neue Details ein.“²⁴⁵

²⁴⁴ Ebd., 57.

²⁴⁵ Ebd., 149.

Goldenberg spricht in diesem Abschnitt wichtige geschichtswissenschaftliche Fragen an: So ist es oft ein Problem der Forschung, dass keine Daten mehr vorhanden sind oder gewisse Inhalte nicht festgehalten wurden. Beispielsweise spricht Goldenberg vom Schutzstatus Helgas und deren Mutter und Schwester. Helgas Großvater, ein ehemaliger Offizier im Ersten Weltkrieg, habe bei Ernst Kaltenbrunner vorgesprochen, worauf dieser ihm versprach, dass seine Tochter Hertha als sogenannte Geltungsjüdin nicht deportiert werde. Dieser Schutz galt auch für deren Töchter bis zum vierzehnten Lebensjahr. Mehrmals trat der Großvater für sie ein. Dieser direkte Schutz durch Kaltenbrunner ist nicht durch Dokumente belegbar, sondern nur durch Erzählungen überliefert. Zusätzlich können Erinnerungen einen täuschen, da sie mit fremden Erfahrungen unbeabsichtigt vermischt werden oder sich die Erzählung selbst durch das häufige Weitererzählen verändern kann.

Goldenberg spricht in ihrem Text auch davon, dass ihre Familienmitglieder oft Glück gehabt hätten, überlebt zu haben. Sie zeigt dabei auf, dass es immer wieder spezielle Ereignisse gab, die nicht den üblichen Überlebensgeschichten entsprachen und daher schwer durch historische Quellen belegbar sind. Dabei bespricht sie besonders den zuvor erwähnten speziellen Schutzstatus, den Goldenbergs Großmutter durch ihren Großvater erhalten habe. Diese Besonderheit bespricht sie in Bezug auf Belegbarkeit folgendermaßen:

„Möglicherweise wurde Herthas Familienstand in den Dokumenten geändert; sie firmiert nun als vom Ehemann getrennt oder geschieden, [...]. Vermutlich veranlasste Kaltenbrunner diese Statusänderung, nachdem Herthas Vater bei ihm vorgesprochen hatte. Eine Historikerin hält das für möglich, fügt aber an, sie kenne kein vergleichbares Beispiel aus Wien.“²⁴⁶

Dieser persönliche Schutzstatus ist aber durch schriftliche Dokumente nicht belegbar, weswegen nur Vermutungen darüber angestellt werden können.

Dies greift Goldenberg auch etwas später erneut auf, als sie über die besondere Unterbringung ihrer Großtante Liese, der kleinen Schwester ihrer Großmutter, spricht. Da die Kinderheime in Theresienstadt überfüllt waren, hätte Liese als Siebenjährige die Zeit oft unbeaufsichtigt verbringen müssen. Aufgrund eines gefährlichen Vorfalls mit Zündhölzern hätte Helgas Mutter Hertha die Unterbringung in einer Gruppe mit Kindern mit Beeinträchtigung erwirkt. Goldenberg beschreibt, dass sie eine Anfrage zu dieser Kindergruppe an das Archiv der Gedenkstätte Theresienstadt gestellt hätte. Als Rückmeldung erhält sie, dass eine gemeinsame Unterbringung unwahrscheinlich sei, es aber ein Haus gegeben hätte, in dem schwererziehbare gemischt mit

²⁴⁶ Ebd., 79.

normalen Kindern gelebt hätten. Goldenberg hinterfragt die Rückmeldung des Archivs und glaubt der Erinnerung ihrer Großtante:

„Vielleicht trägt sie ihre Erinnerung mittlerweile. Ich glaube es nicht, denn als Kind merkt man sich Menschen, die sich ungewöhnlich verhalten und anders aussehen. Darüber hinaus bin ich mittlerweile davon überzeugt, dass die Annahme, im NS-Regime sei alles geordnet gewesen und nach strengen Regeln zugegangen, falsch ist. Hertha war schließlich zuvor mehrfach Unmögliches gelungen, etwa die Pension ihres Mannes nach dessen Flucht weiter zu beziehen, einen ‚Schutzstatus‘ zu erhalten oder den Transport nach Theresienstadt zu verschieben. Andere Überlebende erzählen von ähnlichen Begebenheiten. Was in den Lagern geschah, war den Nazis egal, solange es ihnen keine Umstände machte. Gute Organisation setzt voraus, dass etwas Wertvolles zu bewahren ist. Juden waren in den Augen der Nazis wertlos.“²⁴⁷

Dieser Ausschnitt zeigt Goldenberg die Einzigartigkeit der einzelnen Schicksale von Überlebenden auf. Auch wenn Forschung aus verschiedenen Blickwinkeln betrieben wird, können manche Erlebnisse nur bedingt durch Quellen belegt werden. Dabei scheinen Ausnahmen in den individuellen Schicksalen die allgemeinen Abläufe in der systematischen Vernichtung zu bestätigen. Zusätzlich schließt Goldenberg damit ab, dass den Nationalsozialist:innen die Abläufe in den Lagern egal gewesen seien und ihrer Meinung nach die Ordnungsmäßigkeit nicht immer gegeben war. Damit betont sie auch die Wichtigkeit von Zeitzeugenberichten, die fehlende schriftliche Quellen ergänzen können.

Abschließend sei eine kurze Anekdote angeführt: Goldenbergs Großvater ging während seiner Zeit als U-Boot regelmäßig in die Oper. Durch eine geschenkte Stehplatzkarte hätte er seine Liebe zur Oper entdeckt. Diese Karten seien um 70 Pfennig billig zu erwerben gewesen. Zusätzlich habe er Programmzettel, die 50 Pfennig kosteten und die er bei Änderungen mit Notizen versah, aufgehoben, wovon er bis Kriegsende 117 gesammelt habe. Goldenberg schätzt deren Existenz und emotionalen Wert hoch ein:

„Ich finde sie in einer grauen Papiermappe in seinem ehemaligen Arbeitszimmer. Ich schiebe die dünnen, beidseitig bedruckten Zettel in Klarsichtfolien und hefte sie, nach Datum sortiert, in einer Ringmappe ab. Als ich durch die Mappe blättere, frage ich mich, ob ich Hansis intimsten und wertvollsten Besitz dieser Jahre in den Händen halte. Die Programme kosteten fast so viel wie die Eintrittskarte selbst. Sie sind wie ein Tagebuch, ein Beweisstück seiner Existenz.“²⁴⁸

Vermeintlich wertlose Programmzettel dienen hier für Goldenberg als wichtige Quellen, da sie Zeugnisse für seine Zeit als U-Boot sind. Die Existenz von Menschen im Untergrund ist teilweise durch schriftliche Quellen schwer belegbar, da keine offiziellen Dokumente vorhanden

²⁴⁷ Ebd., 89.

²⁴⁸ Ebd., 117.

sein können. Daher scheint neben dem emotionalen auch der wissenschaftliche Wert von Bedeutung zu sein.

8.8.4 Schulische Leistungen

In zwei Passagen wird besonders das Thema der schulischen Leistungen hervorgehoben, wobei einmal ein Bezug zwischen Autorin und Vergangenheit hergestellt wird.

Goldenberg's Großvater wird oft als rebellisch bezeichnet, der schlecht in der Schule war. Sein Bruder Herbert hingegen wird als guter Schüler beschrieben, dessen letztes Zeugnis Goldenberg's Großvater aufgehoben hat. In diesem Zusammenhang erwähnt Goldenberg eine Anekdote aus ihrer Kindheit. Sie sei mit ihrem ersten Schulzeugnis, das nur *Sehr gut* umfasste, zu ihrem Großvater gegangen, der zu diesem Zeitpunkt schon schwer krank an Krebs litt. Er habe das Zeugnis genau begutachtet und ihr dann einhundert deutsche Mark gegeben. Heute ordnet sie dieses Ereignis folgendermaßen ein:

„Mir war bewusst, dass diese Belohnung unverhältnismäßig großzügig ausfiel, warum Hansi das tat, verstand ich allerdings nicht. Damals war ich davon überzeugt, er werde sich von dieser Krankheit erholen. Er wusste es besser. Die Belohnung war ein Vorschuss für alle Zeugnisse, die ich noch bekommen sollte. Und jetzt, als ich das Zeugnis von Hansi's kleinem Bruder in der Hand halte, erkenne ich einen weiteren Grund seiner Großzügigkeit: Ich erinnerte ihn an Herbert.“²⁴⁹

Erst im Nachhinein kann Goldenberg durch das Dokument und Informationen zur Familiengeschichte dieses Erlebnis aus der Kindheit vollständig einordnen. Sie scheint bei ihrem Großvater Erinnerungen an seinen Bruder zu wecken, den er in ihr wiederzuerkennen scheint.

Auch für Goldenberg's Großmutter seien schulische Leistungen sehr wichtig gewesen. Besonders nach der nationalsozialistischen Zeit hätte sie sich durch ihre Leistungen beweisen wollen:

„Nun hatte sie die Möglichkeit, ihren alten Ruf zurückzugewinnen. Und nicht nur das: ‚Ich hatte das Gefühl, ich muss es denen zeigen‘, sagt sie. Lange war sie als Mensch zweiter Klasse behandelt worden. Nun wollte sie beweisen, dass sie nicht nur gleichwertig war, sondern in die oberste Riege gehörte, wenn es um Leistung ging. Diese Eigenschaft ist ihr geblieben.“²⁵⁰

Leistung dient hierbei als Möglichkeit, das Erlebte zu kompensieren und die eigene Rolle und Position in der Gesellschaft zu betonen. Leistung sei auch in ihrem weiteren Leben wichtig gewesen.

²⁴⁹ Ebd., 61.

²⁵⁰ Ebd., 141.

8.8.5 Unterstützung durch Außenstehende

Immer wieder wird – besonders in der Erzählung über Goldenbergs Großmutter – betont, dass ihre Familie von verschiedenen Seiten Unterstützung erfahren habe. Im Text zeigt Goldberg, dass ihre Großmutter explizit gefordert hätte, diesen Aspekt im Buch festzuhalten.

Im April 1938 musste Helga ihre Volksschule aufgrund der nun geltenden Rassengesetze verlassen. Der Direktor, der ein Parteimitglied war, habe verkündet, dass jüdische Kinder die Schule verlassen müssten, wozu auch Helga gehörte. Die Reaktion der Lehrerin auf die Ausgrenzung wird hierbei in der Erzählung hervorgehoben:

„Sobald der Direktor aus der Klasse war, tröstete sie die Lehrerin, mit dem Ausschluss ihrer Schülerinnen nicht einverstanden, aber machtlos dagegen: In der neuen Schule, nur für jüdische Kinder, würde es auch schön sein.“²⁵¹

Darin wird der Umgang der Klassenlehrerin mit dieser Situation geschildert. Diese tröstet Helga. Der Schulwechsel sei traumatisch und demütigend für Helga gewesen. Goldberg beschreibt im Text, warum dies für ihre Großmutter derartige Gefühle hervorrief:

„Sie fühlte sich wehrlos, sagt sie später. Zum ersten Mal wollte man ihr zu verstehen geben, dass sie nicht dazugehörte. Es geschieht selten, dass ich von Helga so bestimmte Worte darüber höre, wie sehr Ungerechtigkeiten sie verletzten. Sie sei einfach nicht sentimental, sagt sie normalerweise und betont, dass sie sich an die Situation gewöhnte oder dass es Menschen gab, die halfen, sie erträglich zu machen. Genauso ist es jetzt: Dass die Lehrerin sie tröstete, sei wichtig, das soll ich bitte nicht vergessen aufzuschreiben.“²⁵²

Ihre Großmutter hätte selten über ihre Gefühle bezüglich des erfahrenen Unrechts gesprochen. Es sei eine häufige Angewohnheit gewesen, dieses zu relativieren und entweder die Anpassung an die Situation oder die Unterstützung anderer zu erwähnen. In diesem Fall findet man beides: den Schmerz über den Schulwechsel und gleichzeitig wird aber auch die Unterstützung durch die Lehrerin betont, die ihr auch wichtig ist, festzuhalten.

In einer weiteren Passage wird durch Goldenbergs Großmutter die Unterstützung von anderen Menschen betont, was den Abschluss einer Passage über die Verfolgung von Goldenbergs Urgroßvater Paul bildet. Dieser befand sich zunächst in Gestapo-Haft und wurde anschließend in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Helgas Mutter Hertha bemüht sich, ein Visum für ihren Gatten zu erhalten und ihm die Emigration zu ermöglichen. Dabei werden auch Korrespondenzen und Dankschreiben von arischen Bekannten diesbezüglich angeführt. Goldenbergs Urgroßvater wird im Juni 1939 aus dem Konzentrationslager entlassen und kehrt für

²⁵¹ Ebd., 33.

²⁵² Ebd., 34.

wenige Tage nach Wien zurück. Goldenberg führt in ihrer Erzählung an, dass er sowohl körperlich als auch psychisch davon gezeichnet gewesen sei. Er wird als zittrig, nervös und ängstlich beschrieben. Auf diese sehr kurze Beschreibung folgt eine weitaus längere Passage, die die Interaktion zwischen Goldenberg und ihrer Großmutter dokumentiert.

„Mit solchen Episoden hält Helga sich nicht lang auf. Lieber spricht sie über die Menschen, die ihnen während dieser Zeit halfen. Vor allem der Großvater spielte nun wieder eine größere Rolle in ihrem Leben. [...] Der Großvater sprach bei seinen ehemaligen Kameraden vor, von denen einige zu höheren Nazi-Kreisen gehörten, und unterstützte die Familie mit etwas Geld und Nahrungsmitteln.

Es gab auch noch andere Menschen, die zu ihnen standen: Ellas Bruder [Anm.: Ella ist die zweite Ehefrau von Helgas Großvater], der sich als SA-Mann für sie einsetzte, das ehemalige Dienstmädchen Minna, das sie weiterhin besuchen kam, deren Ehemann, ebenfalls Parteimitglied und gleichzeitig loyal der Familie gegenüber, ein ehemaliger Kollege von Helgas Vater, ein tschechischer Verwandter – die Liste lässt sich fortsetzen. Die seien alle wichtig, sagt Helga. ‚Der gehört unbedingt rein‘, höre ich oft. Ich nicke, kann kaum den Überblick behalten. Ich schreibe kein Telefonbuch, denke ich und komme mir dabei respektlos vor. Natürlich waren diese Menschen wichtig. Sie gaben Helga das Gefühl, dass ihre Welt noch halbwegs in Ordnung war.“²⁵³

In diesem Ausschnitt werden verschiedene Personen aufgezählt, die, obwohl sie zum Teil auch Unterstützer:innen des Nationalsozialismus waren, Helga und ihrer Familie Hilfe anboten. Goldenberg berichtet, dass es ihrer Großmutter wichtig war, die einzelnen Personen zu erwähnen und festzuhalten. Goldenberg hingegen schwankt zwischen der passenden Wiedergabe aus Sicht einer Autorin und dem Wunsch ihrer Großmutter.

An späterer Stelle beschreibt Goldenberg, dass Helga und ihre Familie in ihrer Zeit in Wien nach 1938 stark unter Hunger litten, weil die Essensrationen für Juden:Jüdinnen sehr gering waren. In dieser Passage wird ebenfalls die Unterstützung von anderen betont. Helga arbeitete mit dreizehn Jahren in einer Emaillierwerkstatt, wobei sie eine besonders positive Erinnerung an deren Besitzer hatte, der sie ebenfalls unterstützte:

„Die Arbeit war hart, sie musste die schweren Farbtöpfe im eiskalten Wasser auswaschen, doch die beste Erinnerung hat Helga an den Besitzer. Sie weiß, wie er aussah, wie er hieß, wo sich die Werkstatt befand – und dass er ihr jeden Tag seine Jause überließ, ein Schmalzbrot und eine Tasse Kaffee. ‚Du bist sicher hungrig, Helga‘, sagte er dann. Seine Familie, überzeugte Nationalsozialisten, sah das ungern.“²⁵⁴

An diese helfende Person in der Anekdote habe Goldenbergs Großmutter eine besonders detailreiche Erinnerung. Wiederum findet sich darin eine Person, die sie in einer Notlage, in diesem Fall Hunger, mit unterstützt habe.

²⁵³ Ebd., 52–53.

²⁵⁴ Ebd., 74.

Im selben Kapitel kommt eine weitere Passage vor, in der Helga sowie ihre Mutter und Schwester Unterstützung erhielten. Dabei wird der Aspekt wiederum in Goldebenbergs Text thematisiert:

„In Helgas Erzählungen gehören Gut und Böse oft zusammen. Der Schuldirektor und die Lehrerin, der Emailleur und seine Frau, die SS-Männer und jene ‚Ordner‘, die sich ‚menschlich‘ verhielten, die Hausmeisterin, die Modezeichnerin. Mir fällt auf, dass keine von Helgas Erinnerungen ausschließlich aus ‚anständigen‘ oder ‚unanständigen‘ Protagonisten besteht.“²⁵⁵

Goldenberg betont in diesem Ausschnitt die Dualität in den Erzählungen ihrer Großmutter. Es gäbe darin nicht nur Gut oder Böse, sondern immer beides im Wechselspiel. Um diesen Eindruck zu bestätigen, führt Goldenberg zwei weitere Anekdoten an, die am selben Ort passiert sind. Helga sei dort einmal von einer Frau beschimpft und geschlagen worden, ein anderes Mal hätte ihr eine Frau dort Orangen geschenkt. Goldenberg führt dabei ein Zitat ihrer Großmutter an, das besagt, dass diese Erzählungen zusammengehören würden. Darauf schließt Goldenberg Folgendes an:

„Erinnerst du dich an mehr gute oder schlechte Erlebnisse mit anderen Menschen?“, frage ich sie einmal. „Es kommt darauf an, was du dir merkst“, sagt meine Großmutter.“²⁵⁶

Es scheint, als würde ihre Großmutter diese Dualität damit begründen, dass es davon abhängt, woran man sich erinnern möchte. Das Gedächtnis erscheint selektiv, wobei gewisse Erinnerungen bewusst in den Vordergrund gestellt werden. Positive Erinnerungen scheinen für Helga besonders wichtig, da diese möglicherweise einen Schutz vor traumatischen Erlebnissen bieten.

Abgesehen von Pepi, der offensichtlich Goldenbergs Großvater unterstützte und somit dessen Überleben ermöglichte, werden auch im Zusammenhang mit Hansi Personen erwähnt, die unterstützend in Erscheinung treten. Hierbei werden aber kaum exemplarische Episoden berichtet, sondern es wird im Allgemeinen darüber gesprochen.

Im Text wird besonders das Umfeld behandelt, das Goldenbergs Großvater das Überleben im Untergrund ermöglichte. Dazu schreibt Goldenberg Folgendes:

„Aus seiner Ablehnung gegenüber Hitler machte Pepi kein Geheimnis. Hansi schreibt, dass etwa hundert Menschen aus Pepis Bekanntenkreis über ihn Bescheid wussten. Die hohe Zahl wundert mich sehr. Historiker schätzen, dass durchschnittlich sieben Menschen an der Rettung eines einzelnen Juden beteiligt waren. Auch Pepi hätte Hansi nicht allein retten können. Familie, Freunde und Bekannte, die mit dem NS-Regime unzufrieden waren, aber selbst nicht wagten, sich in Gefahr zu bringen, unterstützten ihn mit Lebensmitteln,

²⁵⁵ Ebd., 76–77.

²⁵⁶ Ebd., 77.

Geschenken und vor allem ihrem Schweigen: Sie waren dankbar, dass er ermöglichte, ihr Gewissen zu beruhigen.“²⁵⁷

In der Zeit, als Goldenbergs Großvater im Untergrund war, habe es überraschend viele Mitwissende gegeben, die passiv sein U-Boot-Dasein unterstützt hätten. Unterstützung habe es durch Lebensmittelspenden und Ähnliches gegeben, aber auch durch das Schweigen von Mitwisser:innen. Als Beweggrund dafür führt Goldenberg an, dass Menschen ihr Gewissen durch die Unterstützung einer Person erleichtern konnten, ohne große persönliche Risiken eingehen zu müssen. Diesem Zitat folgen einzelne Beispiele von Unterstützenden, wobei besonders Pepis Geschwister hervorgehoben werden, zu denen er eine enge Beziehung gehabt habe. Unter diesen befanden sich auch Parteimitglieder, die trotz Wissens über Hansi diesen geschützt und unterstützt hätten.

In Zusammenhang mit Unterstützung wird auch eine weitere Person aus dem familiären Umfeld Pepis genannt. Eine angeheiratete Cousine, die im Text Tante Nina genannt wird, habe für eine zahnärztliche Behandlung Wien besucht. Diese habe sich in einer NS-Frauenorganisation engagiert, weswegen Wissen und Kontakt über Hansi für sie schwerwiegende Konsequenzen gehabt hätten. Sie habe Hansi einige Male in die Oper begleitet und auch einen jüdischen Tenor verehrt, dessen Schallplatten sie bei Pepi versteckte. Goldenberg überlegt in ihrem Text, wie sehr Tante Nina exemplarisch für andere Personen stehen könnte, und führt auch Ausführungen ihres Großvaters an.

*„Wie viele Tante Ninas es wohl gab, Menschen, die das System gleichzeitig stützten und untergruben? Beinahe jeder, meint Hansi, verstieß gegen das Gesetz, hauptsächlich, um das eigene Überleben zu sichern. Man handelte auf dem Schwarzmarkt, machte ‚Hamsterkäufe‘ auf dem Land, hörte den Englandsender. ‚Ich erzähle dies nur als Streiflicht für die damalige Angst vor der Staatspolizei, die selbst ihre eigenen Mitglieder hatten.‘“*²⁵⁸

Goldenberg verbindet in diesem Ausschnitt ihre eigenen Überlegungen mit Ausführungen und Zitaten von Hansi. Dieser beschreibt die Episode – das Verstecken der Schallplatten – als Exempel für die Angst vor der Staatspolizei. Gleichzeitig kann man hierbei wieder eine Unterstützung erkennen, die durch Schweigen über das Mitwissen stattfand. Goldenberg zeigt damit, wie auch in vorherigen Passagen, dass es Unterstützer:innen des Systems gab, die dasselbe in manchen Bereichen torpedierten.

²⁵⁷ Ebd., 111.

²⁵⁸ Ebd., 120.

Goldenberg beschreibt aber auch in einer Passage Unterstützung in der gegenwärtigen Zeit von Seiten der Überlebenden. Laut Erzählung über Goldenbergs Besuch in Terezín begegnet sie gemeinsam mit ihrer Großmutter und ihrer Großtante am Hauptplatz einem Bettler:

„Die Schwestern schauen einander an. ‚Gib ihm was, Helga‘, sagt Liese, als der Mann mit zerfurchtem Gesicht und abgewetzter Kleidung auf uns zukommt, die Hände vor der Brust zu einer Schlüssel geformt. Helga nestelt eine Münze aus ihrem Rucksack. ‚Wie schön es ist, jemandem in Theresienstadt einen Euro zu geben‘, sagt Liese. Genauso wie ihre ältere Schwester ist sie guter Stimmung.“²⁵⁹

Diese kurze Anekdote zeigt, welche Freude es den beiden Schwestern bereitet, die an diesem Ort interniert waren und viel Leid erfahren haben, etwas Gutes zu tun.

9 *Zweite Generation* von Michel Kichka

Der 1954 in Lüttich geborene Michel Kichka stammt aus einer belgisch-jüdischen Familie und studierte zunächst Architektur, bevor er mit zwanzig Jahren nach Israel auswanderte. Dort begann er an der Bezalel-Akademie für Kunst und Design ein Grafikdesign-Studium, wo er später selbst unterrichtete. Er arbeitet heute als Karikaturist, Cartoonist und Illustrator.²⁶⁰ In seiner 2012 auf Französisch erschienenen Graphic Novel *Zweite Generation. Was ich meinem Vater nie gesagt habe*²⁶¹ verarbeitet er das Verhältnis zu seinem Vater Henri Kichka, der den Holocaust überlebt hat und in Belgien aktiv als Zeitzeuge tätig war. Dabei thematisiert er vor allem, welche Auswirkung die Vergangenheit seines Vaters auf ihn und sein Umfeld hatte.

In einem Interview mit *Yad Vashem* meint Kichka über die Wahl des Untertitels *Was ich meinem Vater nie gesagt habe*, dass er in seiner Graphic Novel Themen behandle, über die er mit seinem Vater zuvor nie gesprochen hatte. Beim Verfassen sei ihm bewusst gewesen, dass einige Inhalte seinem Vater missfallen könnten. Daher wollte er die Möglichkeit haben, mit seinem Vater darüber zu sprechen. Im Nachhinein habe die Graphic Novel seinem Vater, auch wenn sie zum Teil sehr persönliche Inhalte öffentlich anspreche, gefallen und er habe sie als Fortsetzung seiner Tätigkeit als Zeitzeuge gesehen. Kichka meint, dass das Ziel seiner Arbeit gewesen

²⁵⁹ Ebd., 83.

²⁶⁰ Peter-Weiss-Stiftung für Kunst und Politik e. V., Michel Kichka. In: internationales literaturfestival berlin, online unter <https://literaturfestival.com/authors/michel-kichka/> (08.04.2023).

²⁶¹ Michel Kichka, *Zweite Generation. Was ich meinem Vater nie gesagt habe* (Köln 2014) (Original: *Deuxième génération. Ce que je n'ai pas dit à mon père* 2012).

sei, auch der Generation der Nachkommen eine Stimme zu geben, die ebenfalls unter den Holocaust-Erfahrungen der Eltern litten.²⁶² So meint Michel Kichka im Interview:

„Ich denke, dass es wichtige Dinge zu sagen gibt, über das schmerzhaftes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, über die Schwere des Nicht-Gesprochenen, über die Schwere des Gesprochenen, und in welchem Ausmaß alles miteinander vermischt ist: vom familiären und historischem [sic] Gesichtspunkt aus gesehen.“²⁶³

Er betont dabei, dass es eine Notwendigkeit gibt, die schwierige Eltern-Kind-Beziehung zu thematisieren, die zum einen durch das Nicht-Gesprochene, zum anderen durch das Gesprochene beeinflusst ist.

Kichka gibt im Interview an, dass in seiner Familie nicht zwischen Eltern und Kindern kommuniziert wurde. In der Beziehung zu seinen Kindern habe er auf die Kommunikation untereinander geachtet, weswegen diese viel über seine Biografie wussten und seine Graphic Novel nur einige Zusammenhänge konkretisiert hätte. Seine Kinder fühlen sich heute als dritte Generation.²⁶⁴

9.1 Allgemeine Informationen

Beim vorliegenden Text *Zweite Generation* handelt es sich um eine Graphic Novel, weswegen es einer kurzen Einführung in das Genre bedarf: Unter einer Graphic Novel versteht man eine Unterkategorie des Comics, das „anhand inhaltlicher, ästhetischer oder qualitativer Merkmale als grafische Literatur“²⁶⁵ definiert wird. Obwohl mit der Bezeichnung *Graphic Novel* – wörtlich grafischer oder illustrierter Roman – auf den Typus des Romans, der fiktionalen Charakter hat, angespielt wird, kann diese auch autobiografischer und non-fiktionaler Natur sein, wie es auch bei der vorliegenden Graphic Novel der Fall ist. Meist ist diese an ein erwachsenes Publikum gerichtet und wird im Gegensatz zu Comics im Buchformat sowie nicht seriell publiziert. Zusätzlich wird mit der Verknüpfung von Bild und Schrift experimenteller umgegangen und die typischen Gestaltungselemente von Comics werden aufgebrochen.²⁶⁶

Da sich die Graphic Novel in ihren Grundzügen an klassischen Comics orientiert, werden damit einige für die Analyse wichtige Fachbegriffe erklärt. Unter *Panel* versteht man ein Einzelbild in einem Comic, das meist von einem Rahmen in der Form eines Rechtecks umgeben wird. Als

²⁶² Anna Stocker, Ein Gespräch mit Michel Kichka. In: Yad Vashem, online unter <https://www.yadvas-hem.org/de/education/educational-materials/interviews/kichka.html> (08.04.2023).

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Ebd.

²⁶⁵ Barbara Eder, Graphic Novels. In: Julia Abel, Christian Klein (Hg.), Comics und Graphic Novels. Eine Einführung, (Stuttgart 2016) 156-168, hier 156.

²⁶⁶ Ebd., 156-158.

Sequenz bezeichnet man die Abfolge von einzelnen Panels. Die Sequenzen sind nicht linear, sondern sind auf der Seite unterschiedlich angeordnet, was als *Seitenarchitektur* bezeichnet wird.²⁶⁷ Neben der bildlichen Gestaltung werden auch Sprech- und Gedankenblasen verwendet, die angeben, was die Protagonist:innen sagen oder denken. Zusätzlich findet sich abgesetzt von den einzelnen Panels *Blocktext*, der als Kommentar, Erklärung oder Beschreibung von Charakteren und Situationen dient.²⁶⁸

Nun folgen allgemeine Informationen zu Aufbau und Gestaltung der Graphic Novel: Die vorliegende Graphic Novel beinhaltet zum einen autobiografische, zum anderen biografische Elemente besonders über Henri Kichka, den Vater des Autors.

In einem Interview zu seiner Graphic Novel geht Michel Kichka auf die Frage ein, ob sein Text auch fiktionale Elemente beinhalte. Dazu meint er, dass er Inhalte karikiert und reduziert habe und einzelne Inhalte visuell neugestalten musste, da er sich zwar an diese erinnern konnte, aber keine bildliche Erinnerung daran hatte. Die Graphic Novel beinhalte nämlich Erinnerungen der Kindheit, die in retrospektiven Analysen aus Sicht des erwachsenen Kichka betrachtet werden. Daher habe er die Panels meist so konzipiert, dass in den Sprechblasen die Gedanken des jugendlichen Kichka wiedergegeben und im dazugehörigen Blocktext aus der Sicht des Erwachsenen kommentiert werden.²⁶⁹

Die Graphic Novel ist in Schwarz-weiß gehalten und es finden sich nur am Buchumschlag Details in Gelb, worauf später noch genauer eingegangen wird. Die Graphic Novel teilt sich in Vorwort, eine Einleitung durch den französischen Historiker und Philosophen Dominique Bourel, vier Hauptkapitel, einen Epilog, Vorwort und Danksagungen.

Die vier Kapitel tragen Überschriften und werden jeweils durch einen weißen Kreis, der einen Ausschnitt aus einer Szene des jeweiligen Kapitels zeigt, die Kapitelnummer und den Titel eingeleitet. Die einzelnen Kapitel umfassen verschiedene Lebensereignisse und -phasen des Autors Kichka und sind von unterschiedlichem Umfang. Das erste Kapitel ist mit *Das Nicht-Gesagte*, das zweite Kapitel mit *Eine vorbildliche Familie*, das dritte Kapitel mit *Charly* sowie das vierte Kapitel mit *Allein auf der Welt* betitelt. Abschließend folgt der Epilog, der den Entstehungsprozess der Graphic Novel resümiert. Darin wird die Belastung durch das Thema sowie die Entlastung durch das Aufarbeiten aller Inhalte verdeutlicht.

²⁶⁷ Julia Abel, Christian Klein, Leitfaden zur Comicanalyse. In: Julia Abel, Christian Klein (Hg.), Comics und Graphic Novels. Eine Einführung, (Stuttgart 2016) 77-106, hier 78–79.

²⁶⁸ Ebd., 100–101.

²⁶⁹ Stocker, Ein Gespräch mit Michel Kichka.

Einleitend sei zuerst das Cover der Graphic Novel besprochen: Aus diesem lässt sich eine Verbindung zwischen der Vergangenheit des Vaters und dem Leben und der Identität des Sohnes und somit der zweiten Generation herstellen. Auf der Vorderseite (siehe Abbildung 4) kann man als zentrale Figur den Autor Michel Kichka erkennen. Dieser trägt einen Anzug, Hemd und Brille und hält einen Zeichenblock in der Hand. Er wirkt locker und etwas erschöpft.

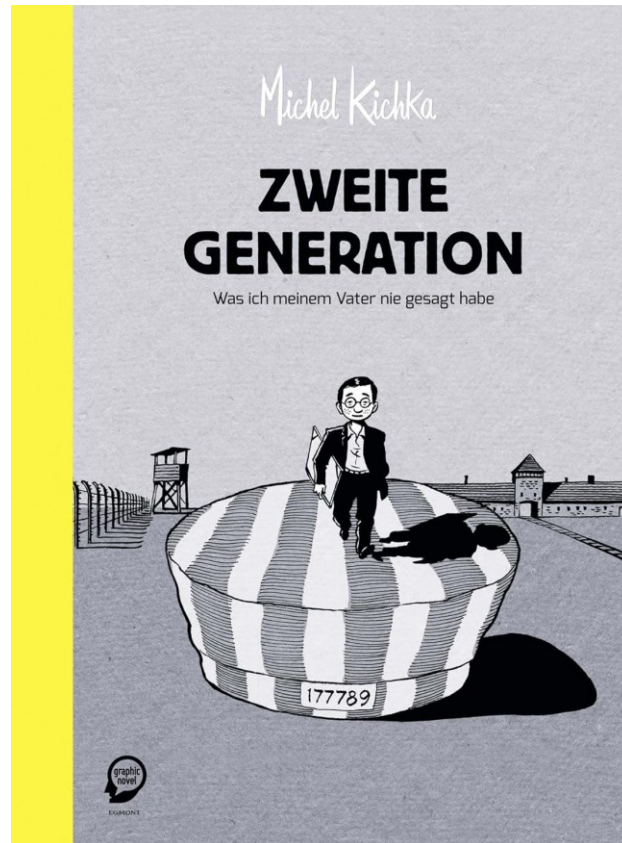


Abbildung 4: Vorderseite der Graphic Novel²⁷⁰

Kichka stellt sich hierbei als junger Künstler dar, wie im vierten Kapitel ersichtlich ist. Er ist gehend auf einer gestreiften Kappe positioniert, die die Nummer 177789 trägt. Diese ist als Häftlingskappe von Kichkas Vater zu identifizieren. Im Hintergrund erkennt man das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, das durch Stacheldraht, einen Wachturm und einen Teil eines Lagergebäudes – das Torhaus von Auschwitz-Birkenau – mit dorthin führenden Schienen stilisiert wird. Kichkas Vater Henri wurde 1942 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Durch die Positionierung dieser Elemente im Hintergrund wird deutlich, dass die Vergangenheit des Vaters gleichzeitig auch den Sohn persönlich betrifft. Sein künstlerisches Schaffen scheint vor diesem Hintergrund stattzufinden, weswegen er sich mit einer Zeichenmappe darstellt. Die

²⁷⁰ Kichka, Zweite Generation.

Auswirkungen der Holocaust-Erfahrungen auf ihn und seine Familie bilden die Grundlage dieser Graphic Novel.

Im Kontrast dazu sieht man auf der Rückseite, getrennt durch den gelb gefärbten Buchrücken, seinen Vater Henri Kichka als Jugendlichen (siehe Abbildung 5).



Abbildung 5: Ausschnitt aus dem Rückcover der Graphic Novel²⁷¹

Kichka stellt seinen Vater in jungen Jahren im Anzug und mit Krawatte dar, der einen gelben Judenstern auf seinem Sakko trägt. Eine ähnliche Darstellung von ihm ohne Judenstern findet sich zu Beginn der Graphic Novel (siehe Seite 11). In der linken Hand hält er ein Heft mit dem Titel *L'Étoile mystérieuse*. Dabei handelt es sich um einen Comicband des belgischen Zeichners Hergé, der im Jahr 1942 veröffentlicht wurde und antisemitische Klischees beinhaltet. Das Jahr 1942 markiert das Jahr der Deportation Henri Kichkas. Im Gegensatz zur Darstellung vom Autor Michel Kichka wirkt Henri Kichka zufrieden und lächelt leicht. Durch die parallele Darstellung der beiden Figuren Michel und Henri Kichka, die Hauptprotagonisten der Graphic Novel, wird die Verbindung ihrer Erlebnisse hervorgehoben.

9.2 Schweigen

Wie bereits im Titel des ersten Kapitels (*Das Nicht-Gesagte*) deutlich wird, ist die Kategorie *Schweigen* ein wichtiger Aspekt dieses Kapitels. Dabei wird dieser Topos nicht nur im besagten Kapitel behandelt, sondern durchzieht als Thema die ganze Graphic Novel.

²⁷¹ Ebd.

Wegweisend dafür steht eine Sequenz am Beginn des ersten Kapitels, aus der das erste und letzte Panel (siehe Abbildung 6) exemplarisch herausgenommen wurden. In diesen wird zum einen das Schweigen auf Seiten des Vaters, zum anderen auf Seiten des Sohnes thematisiert:



Abbildung 6: Schweigen in Zweite Generation (Z.G.) I²⁷²

In beiden Panels sieht man den Autor Michel Kichka im Kinderalter. Das erste Panel wird durch den Blocktext eingeleitet, dass Kichkas Vater – hier als Papa bezeichnet – kaum über seine Familie sprach, die im Holocaust ermordet wurde. Gleichzeitig zeigt das rechts abgebildete Panel, dass zwar über den Holocaust nicht explizit gesprochen wurde, der Holocaust aber dennoch indirekt ein allgegenwärtiges Thema in der Familie ist. Dieses Panel ist am Ende der Sequenz einzuordnen, in der Kichkas Vater zunächst meint, dass das Essen ihn an Auschwitz erinnere, weil er dort keines bekommen hätte. Beide rülpfen, woraufhin Kichka von seiner Mutter ermahnt wird. In beiden abgebildeten Panels finden sich Gedankenblasen mit Fragen über Kichkas Vater und die nationalsozialistische Zeit. Im ersten Panel bezieht sich die Frage auf die Tätowierung des Vaters am Unterarm, bei der es sich um die Häftlingsnummer handelt, die Gefangenen im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau vergeben wurde. Kichka kann als Kind diese Tätowierung nicht einordnen, scheint aber auch keine Antwort von seinem Vater zu bekommen oder sich nicht zu trauen, Fragen diesbezüglich zu stellen. Es werden zwar, wie im rechten Panel ersichtlich, Begriffe aus dem Holocaust verwendet, Kichka hat aber als Kind keine Ahnung, worum es sich dabei handeln könnte. Dabei ist die Phrase *ein Lager* im Text hervorgehoben.

Das Unwissen über das Schicksal der Familie ruft bei Kichka Albträume hervor – dies wird in Unterkapitel 9.6 noch genauer besprochen – von denen Kichka seinem Vater aber nicht erzählen

²⁷² Ebd., 11–12.

möchte. Es herrscht somit auf beiden Seiten Schweigen, zum einen über das Erlebte, zum anderen über dessen Auswirkungen auf den Sohn (siehe Abbildung 7):



Abbildung 7: Schweigen in Z.G. II²⁷³

Die beiden Panels beinhalten sowohl analoge als auch kontrastierende Darstellungen. Einerseits sind die Blocktexte inhaltlich parallel, da der Vater nicht über den Holocaust spricht und sein Sohn ihm ebenfalls nichts von seinen Alpträumen erzählt, die er aufgrund dessen Holocaust-Vergangenheit hat. In der Bildgestaltung weisen die Panels ebenfalls Parallelen auf. Im linken Bild ist Kichka in seinem Bett zu sehen, als er von seinem Vater getröstet wird, nachdem er weinend aufgewacht ist. Links der beiden ist ein Dachfenster zu erkennen, welches sich im Zentrum des rechten Panels wiederfindet. In diesem Panel ist Kichka allein dargestellt. Er wird vom Dachfenster umrahmt, wobei er aber außerhalb des Fensters auf dem Dach zu liegen scheint. Das Fenster selbst ist von einer schwarzen Fläche umgeben und scheint im Nichts zu hängen. Kichka sieht friedlich schlafend aus. Dies steht im Kontrast zum Kommentar, der von den Alpträumen Kichkas spricht. Zusätzlich wirkt der schwarze Hintergrund, der ihn umgibt, ihn einzuschließen, und könnte die Alpträume symbolisieren, die ihn in der Nacht heimsuchen. Kichka scheint eventuell Zufriedenheit auszustrahlen, da er es schafft, seinem Vater den Grund für seine Alpträume zu verheimlichen.

Auf einer Seite der Graphic Novel wird auch auf die Holocaust-Vergangenheit von Kichkas Mutter eingegangen. Deren Familie gelang es, vor dem Nationalsozialismus in die Schweiz zu fliehen. Auch auf ihrer Seite war Schweigen zu finden:

²⁷³ Ebd., 16.

„Mama erzählte nur sehr wenig von ihrer Zeit in der Schweiz. Sie zog es vor, ihre Geschichte hinter der von Papa zu verbergen. Ihre Geschichte hatte einen glücklichen Ausgang, da sie alle heimgekehrt waren.“²⁷⁴

Das Schweigen scheint hierbei als Schutz für den Vater aufzutreten, der im Holocaust seine Familie verloren hat.

In weiterer Folge bespricht Kichka, dass man gegenüber seinem Vater keine Kritik äußern durfte, um ihn zu schonen:

„Nie erhob jemand von uns die Stimme, denn Papa wollte, dass wir einer idealen Familie entsprachen, wie er sie erschaffen wollte. Schon der aller kleinste Streit bereitete ihm Magenweh, denn er hatte Geschwüre, wegen Hitler. Die Hausregel lautete folgendermaßen: Papa hat immer Recht! Und wenn nicht (oder falls man nicht einverstanden war), dann behielt man es für sich!“²⁷⁵

Einerseits soll durch das Schweigen der Schein der Familie nach außen gewahrt werden, andererseits dient es dazu, den Vater gesundheitlich zu schützen. Seine Magenprobleme scheinen auf seine Holocaust-Erfahrungen zurückzuführen zu sein, wie im Zitat angedeutet wird.

Die zweite Hälfte des dritten Kapitels (Seite 66-73) befasst sich mit dem *Warum* des Suizids seines Bruders Charly, der auch in anderen Kapiteln noch thematisiert wird. Die erste Sequenz ist durch die Lethargie Kichkas geprägt. Er wirkt traurig und grübelt darüber, warum er keinen Abschiedsbrief seines Bruders erhalten hat. Ein Monat nach dessen Tod erhält Kichka einen Brief, der aufgrund eines Streiks mit Verzögerung angekommen war. Er habe dadurch Glück und Erleichterung empfunden. Sein Bruder beschreibt in diesem Abschiedsbrief seine Gefühle und Beweggründe für seinen Entschluss, die Kichka in den Blocktexten der Seite zusammenfasst. Sein Bruder schließt den Brief mit den Worten: „Das Vorbild des Lebens von Papa und Mama hat letztlich nicht ausgereicht.“²⁷⁶ Diesen Satz führt Kichka in einer Sprechblase an, die eine schemenhafte Darstellung seines Bruders als Kind spricht. Das Überleben der Eltern hätte für ihn nicht gereicht, sich für das Weiterleben zu entscheiden.

Die zunächst entstandene Freude, dass der ihm nahestehende Bruder ihm seine Beweggründe erklärt, schwenkt nun in Traurigkeit über. Denn Kichka hadert mit der Entscheidung, den Inhalt des Briefes an seine Familie weiterzugeben. Er fasst zusammen, warum der Inhalt seine Eltern belasten könnte (siehe Abbildung 8):

²⁷⁴ Ebd., 34.

²⁷⁵ Ebd., 36.

²⁷⁶ Ebd., 70.

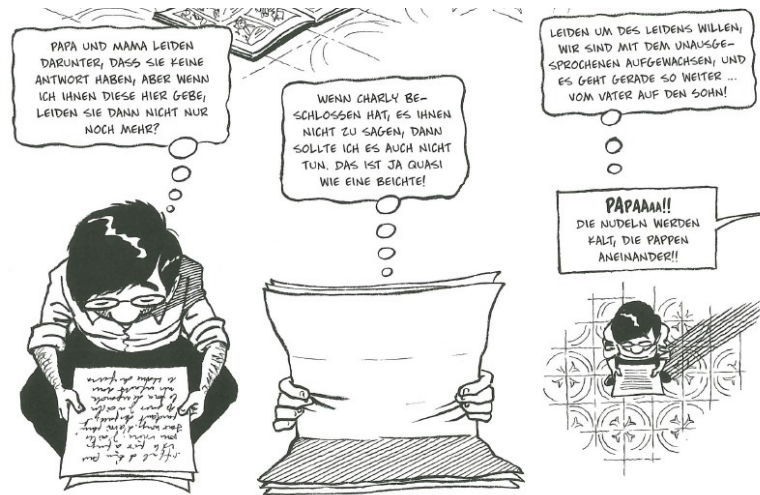


Abbildung 8: Schweigen in Z.G. III²⁷⁷

In den oben abgebildeten Panels ist Kichka in verschiedenen Perspektiven zu erkennen. In den Händen hält er jeweils den Abschiedsbrief seines Bruders, von ihm gehen Gedankenblasen weg. Er überlegt, welche Folgen seine Entscheidung auf sein Umfeld haben könnte. Einerseits würden seine Eltern durch das Unwissen, andererseits auch durch das Wissen über dessen Beweggründe, vermutlich besonders durch die abschließenden Worte des Briefes, leiden. Dabei zieht er im letzten der drei Panels Parallelen zum Verhalten seines Vaters: Er leidet durch das Nicht-Gesagte, durch das Gesagte würde er das Leid an andere weitergeben. Es wirkt, als würde er resümieren, dass seine Familie aufgrund der Holocaust-Erfahrung der Eltern zum Leiden bestimmt sei und aus diesem Kreislauf nicht ausbrechen könne. Er scheint über Verhaltensmuster zu verfügen, die er von seinem Vater geerbt hat.

Dies zeigt sich im folgenden Panel, da er seiner Frau seine Gefühle verheimlicht und versucht, seiner Familie gewöhnlich zu erscheinen. Gleichsam wie sein Vater verfällt er in seine Trauer in Schweigen. In der darauffolgenden Sequenz durchbricht er aber dieses Muster, als ihn seine Frau auf seine traurige Stimmung anspricht. Daraufhin beginnt Kichka zu weinen und zeigt im Gegensatz zu seinem Vater Gefühle. Er kann zwar seine Traurigkeit seiner Frau gegenüber nicht begründen, lässt ihr aber den Raum, ihn zu trösten.

Im vierten Kapitel mit dem Titel *Allein auf der Welt* wird die Suche nach weiteren Familienmitgliedern thematisiert. Im einleitenden Blocktext spricht Kichka darüber, dass sein Vater laut ihm der einzige Überlebende seiner Familie gewesen sei:

„Er war der einzige Überlebende seiner Familie. Das war es, was Papa uns immer sagte. Es kam mir nie in den Sinn, ihn zu fragen, ob es noch andere Kichkas gibt. Ich traute mich

²⁷⁷ Ebd., 71.

nicht, Fragen zu stellen. Ich spürte, dass dieses Thema so schmerzlich war, dass man besser nicht daran rührte. Um ehrlich zu sein, gefiel mir der Ausdruck gar nicht schlecht. ‚Allein auf der Welt‘, das klang wie ‚Allein gegen alle‘, wie bei diesen B-Western, wo der Gute am Schluss immer gewinnt.“²⁷⁸

In diesem Zitat ist wiederum die Kategorie *Schweigen* zu erkennen. Das Schweigen wird in diesem Fall aktiv von Seiten Kichkas genutzt, um seinen Vater zu schützen. Zusätzlich empfindet er etwas Heroisches an dem Gedanken, der letzte Überlebende zu sein.

Trotzdem versucht Kichka nach seiner Immigration nach Israel, nach möglichen Verwandten zu suchen, und kontaktiert verschiedenste Personen mit dem Namen Kichka. Sein Versuch bleibt aber erfolglos. Einige Jahre später erhält er von seinem Vater die Todesanzeige eines Mannes mit dem Namen Michel Kichka – dem Namen des Autors. Kichka wirkt entsetzt, dass sein Vater ihm von dieser Person nichts erzählt hat. Sein Vater erklärt ihm, dass es sich um seinen Onkel gehandelt habe. Henri Kichka habe nach der Befreiung Kontakt zu ihm aufgenommen und sich mit ihm getroffen. Dessen Ehefrau, eine polnische Katholikin, habe ihrem Mann aber den Kontakt verboten und gefordert, dass er alle Verbindungen zu seiner jüdischen Herkunft hinter sich lasse. Hier findet sich Schweigen auf zwei Seiten: zum einen auf Seiten des Onkels, der über seine jüdische Vergangenheit nicht sprechen darf, und zum anderen auf Seiten des Vaters, der dadurch seinen Verwandten vor seiner Familie verheimlicht.

9.3 Unentwegtes Sprechen

Obwohl zunächst das Thema *Schweigen* im Vordergrund der Graphic Novel zu stehen scheint, findet sich dennoch an einigen Stellen die Kategorie *Unentwegtes Sprechen*. Dabei findet sich einerseits die immer wieder vorkommende beiläufige Erwähnung der Holocaust-Erfahrung, andererseits das bewusste, oft ungefragte Sprechen über das Erlebte.

Das dritte Kapitel, das den Titel *Charly* trägt, handelt vom Suizid des jüngeren Bruders Charly und dem unterschiedlichen Umgang der einzelnen Familienmitglieder mit dessen Tod – im Besonderen mit dem des Vaters. Zunächst bespricht Kichka in drei Panels den Umgang seiner Mutter und seiner Schwestern Irène und Hannah: Kichkas Mutter habe sich mit Formalitäten des Begräbnisses beschäftigt. Seine jüngere Schwester Irène, deren Mann wenige Monate zuvor Suizid begangen hatte, weinte. Kichka und seine ältere Schwester Hannah hätten sich gegenseitig getröstet, um die anderen Familienmitglieder durch die Trauer begleiten zu können. Besondere Sorge hätten sie um ihren Vater gehabt. Doch durch den Tod seines Sohnes kommt es

²⁷⁸ Ebd., 76.

zu einer markanten Wende im Umgang mit seiner Holocaust-Vergangenheit. Obwohl er nach der Befreiung nicht über das Erlebte gesprochen hatte, beginnt er noch während der Shiv'a²⁷⁹ über seine Erlebnisse im Holocaust zu sprechen (siehe Abbildung 9):



Abbildung 9: Unentwegtes Sprechen in Z.G. I²⁸⁰

Die Abbildung nimmt eine gesamte Seite der Graphic Novel ein. Der obere Teil des Panels wird vom Blocktext dominiert, der mit den Worten *Und er redete* beginnt und das Wort *redete* immer wieder wiederholt, bis der Text in die weitere Darstellung übergeht. Darin sind verschiedene Elemente zu erkennen, die mit den Erlebnissen Henri Kichkas während des Holocaust in Verbindung stehen. So sind beispielsweise ein Viehwagon, ein Judenstern, diverse Schilder mit Details zu seiner Deportation, ein Lagergebäude aus Auschwitz-Birkenau, ein Transportwagen oder eine Dose mit dem Giftstoff Zyklon B abgebildet. Im Zentrum steht der jugendliche Henri Kichka, der mit einem Judenstern gekennzeichnet ist und in einem Haufen von Brillen steht. Er hat einen ernsten, aber ruhigen Blick. Neben ihm ist ein Corpus Hitlers zu sehen, der leere Augen und einen aufgerissenen Mund hat und in seiner Darstellung einem Nussknacker ähnelt.

²⁷⁹ Unter Shiv'a versteht man die traditionelle Trauerwoche für einen verstorbenen Menschen.

²⁸⁰ *Kichka*, Zweite Generation, 60.

Mit dieser Bildkomposition verdeutlicht Kichka die Inhalte, die die Erzählungen seines Vaters prägten. Der Tod des Sohnes wird nun als Auslöser dargestellt, um von dem Erlebten zu erzählen. Eine weitere Referenz zu Kichkas Mutter und ihrem Umgang mit dem Tod ihres Sohnes findet sich mit der Sprechblase am rechten Rand, wobei sie Namen von Gästen des Begräbnisses aufzählt. Dies zeigt, dass all die dargestellten Erzählungen von Kichkas Vater noch während der Trauerzeit stattfinden.

Das *unentwegte Sprechen* wird in der Sequenz weiter auf den Seite 61-63 dadurch verdeutlicht, dass Kichkas Vater eine gestreifte Häftlingsuniform trägt. Kichka meint, dass er damals abweisend gegenüber den Erzählungen seines Vaters gewesen sei, weil er seinen Bruder betrauern wollte:

„Mir wurde klar, dass er zum ersten Mal von seiner Leidenszeit während der Shoah erzählte. Ich dachte: ‚Wir sind doch zusammengekommen, um über Charly zu sprechen.‘ Ich hatte das Bedürfnis, um ihn zu trauern. ‚Papa spricht von sich selbst und ich bin unfähig, ihm zuzuhören.‘ Dabei sollte ich doch froh sein, dass er endlich sprach. Was für ein beschissenes Timing! Anstatt mich zum Kreis der Freunde zu gesellen, hielt ich mich abseits.“²⁸¹

Im obenstehenden Zitat spricht Kichka den Zwiespalt zwischen dem Wunsch, seinen Bruder zu betrauern, und dem Wunsch, dem Vater die Traumabewältigung zu ermöglichen, indem er sich von seinem Schweigen löst, an. Kichka beschreibt, dass sein Vater seit diesem Ereignis als Zeitzeuge in Schulen auftrat und begann, seine Erlebnisse in Memoiren aufzuschreiben sowie Dokumente, Fotos und Zeitungsartikel zu sammeln, die er an Kichka schickte. In einer abgebildeten Postkarte bittet ihn sein Vater auch, ihn auf eine Reise nach Auschwitz zu begleiten.

In einer weiteren Sequenz wird ebenfalls die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* behandelt. In diesem Fall aber nicht über die Holocaust-Erfahrungen im Speziellen. Kichka beschreibt zunächst (Seite 82-83), dass sein Vater zwei Persönlichkeiten habe: den öffentlichen und den privaten Kichka. Im privaten Umfeld beschreibt Kichka, sei sein Vater oft sehr mürrisch. Im Gegensatz dazu würden ihn die Personen, die er zu Exkursionen nach Auschwitz begleitet, schätzen. Kichka führt dessen private Haltung auf die Holocaust-Erfahrung seines Vaters zurück (siehe Abbildung 10):

²⁸¹ Ebd., 61.

ICH ERINNERE MICH, DASS ER SICH ZU HAUSE OFT BEKLAGTE. ÜBER DAS WETTER, DEN KRACH DER MOTORRÄDER, SEIN BLITZLICHT, DAS NICHT FUNKTIONIERTE, DAS ZU GLATTE BESTECK, DAS IHM DURCH DIE FINGER RUTSCHTE, ÜBER KUNDINNEN, DIE ZUR ESSENSZEIT KAMEN ODER EBEN NICHT KAMEN. ER BEKLAGTE SICH, WEIL ER ES KONNTE. IN DEN LAGERN BEKAMEN DIE, DIE SICH BEKLAGTEN, EINE KUGEL INS GENICK. UM ZU ÜBERLEBEN, MUSSTE MAN UNBEMERKT BLEIBEN.

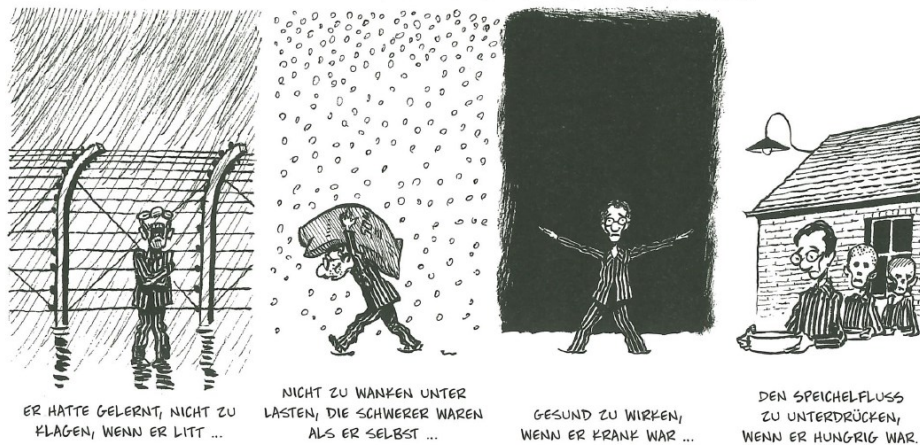


Abbildung 10: Unentwegtes Sprechen in Z.G. II²⁸²

Im Lager habe sein Vater gelernt, dass die, die sich beklagten, getötet werden würden, weswegen er sämtliche Zeichen von Schwäche zu unterdrücken versuchte. Der obenstehende Ausschnitt zeigt verschiedenste Bereiche, in denen Emotionen verborgen werden mussten. So stellt er seinen Vater in verschiedenen Situationen dar: beim Stehen im Regen, beim Tragen einer Last bei Schneefall, bei der Durchführung von körperlichen Übungen in der Nacht oder beim Anstellen um Essen. Im darunter stehenden Blocktext für das nächste Panel fasst Kichka die Gründe für das Beklagen noch einmal zusammen:

„Er wollte sich beklagen dürfen. Und er wollte sagen, was er will und zu welchem Zeitpunkt, auch wenn er damit vielleicht jemanden verletzte. Er war der Meinung, er hätte sich das verdient. Dass er als Zeitzeuge auftrat und ein Buch geschrieben hatte, das machte ihn zu einem respektierten und bewunderten Mann, der ausgezeichnet wurde und in der Öffentlichkeit stand. Sein Status wandelte sich von dem des Opfers der Shoah zu einem Helden der Shoah.“²⁸³

Durch sein Leiden habe er das Recht, zu klagen, verdient und müsste nicht mehr über sein Leid schweigen. Dabei scheint es aber nicht nur um das Beklagen zu gehen, sondern auch darum, dass er sich von dem im Lager auferlegten Schweigen befreit. Das Sprechen über die eigene Holocaust-Erfahrung ist somit eine Form der Selbstermächtigung. Sein Sohn resümiert anschließend, dass er nicht wisse, ob ihm lieber wäre, dass er weiter geschwiegen hätte oder jetzt spreche.

²⁸² Ebd., 84.

²⁸³ Ebd.

Die Kategorie *Unentwegtes Sprechen*, das beiläufig in der alltäglichen Kommunikation stattfindet, gibt es an mehreren Stellen der Graphic Novel (z.B. Seiten 11, 26, 29 oder 98). Exemplarisch dafür sei eine Sequenz aus dem ersten Kapitel angeführt (siehe Abbildung 11):

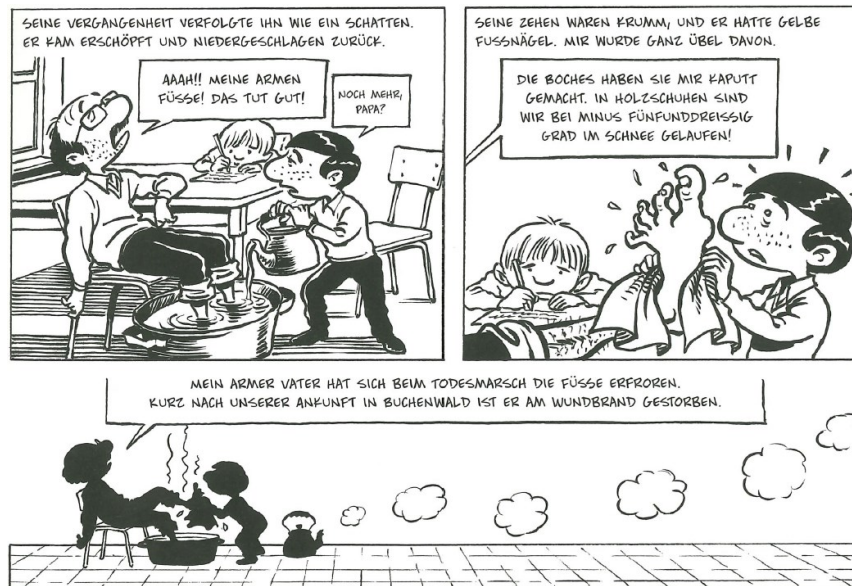


Abbildung 11: *Unentwegtes Sprechen in Z.G. III*²⁸⁴

In diesem Ausschnitt wäscht Kichka seinem Vater die Füße. Im Hintergrund der beiden sitzt Kichkas kleiner Bruder Charly. Während des Fußewaschens erzählt Henri Kichka von seinen Holocaust-Erfahrungen und seinem Vater, der aufgrund von verletzten Füßen im Konzentrationslager Buchenwald verstarb. Ähnliches findet sich auch in den oben erwähnten Auszügen, in denen beispielsweise Essen in Verbindung mit Hunger in den Konzentrationslagern gebracht wird.

Eine positive Form des unentwegten Sprechens findet sich am Abschluss des vierten Kapitels. Darin bespricht Kichka, dass seine Familie – hier im Erwachsenenalter – nach etwas Wein Shoah-Witze erzählt hätte. In der Darstellung ist auch sein Vater zu sehen, der wie alle anderen Personen lacht. Dies wirkt wie eine Versöhnung mit der belastenden Beziehung zu seinem Vater.

²⁸⁴ Ebd., 25.

9.4 Jüdische Identität

Ein weiteres Thema dieser Graphic Novel ist die Kategorie *Jüdische Identität*. Kichka thematisiert diese zum ersten Mal in Sequenzen über den Besuch des Religionsunterrichts und die Internatszeit, die sich von Seite 19 bis 22 erstrecken.

Er erfährt beim Aufrufen aller Schüler, die den katholischen Religionsunterricht besuchen, dass er den Raum verlassen könne, da er Jude sei. Dies verbindet er mit Freude, da er, während die anderen im Unterricht sitzen, Fußball spielen kann. Gleichzeitig wird darin das Thema *Antisemitismus* angesprochen. Die Pausen verbrachte er mit seinen Schulkollegen, wobei ein Schulkollege meint, dass sie im Unterricht gelernt hätten, dass er Jesus getötet hätte. Dieses Klischee habe er aber durch sein Können im Fußball entkräftet. Im Blocktext dazu findet sich folgende Passage: „Ein guter Pass, und schon sind 2000 Jahre Antisemitismus vergessen. Unglaublich!“²⁸⁵ Darunter sind Kichka und der besagte Schüler, Arm in Arm nebeneinander gehend, dargestellt.

In der zweiten Sequenz beschreibt eine Anekdote aus der Internatszeit, in der er auch mit antisemitischen Klischees konfrontiert war. Es habe nur drei jüdische Jugendliche im Internat gegeben, denen ein Aufseher die Namen von jüdischen Patriarchen gegeben hatte. Ein weiterer Bube, der später ins Internat eintrat, erhielt einen solchen Spitznamen nicht mehr. Durch seine jüdische Herkunft sei er auch Teil einer Minderheit gewesen. Dies macht er in einem Panel dieser Sequenz deutlich (siehe Abbildung 12):

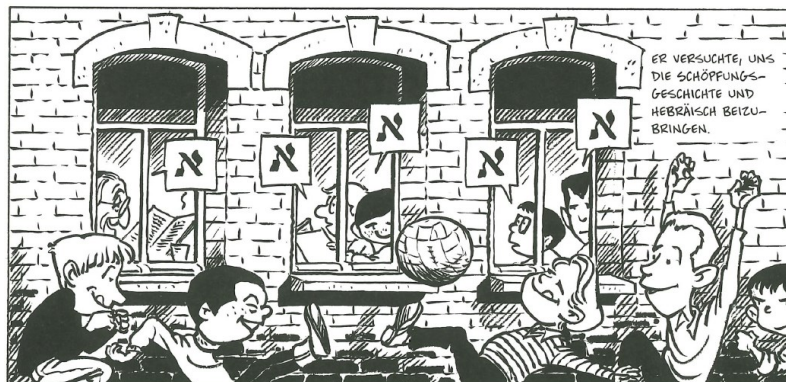


Abbildung 12: Jüdische Identität in Z.G. I²⁸⁶

Diese Szene ist parallel zu der zu Beginn beschriebenen Sequenz. Nun muss Kichka den Religionsunterricht besuchen, während seine Freunde Fußball spielen konnten. Dadurch habe er sich ausgeschlossen gefühlt.

²⁸⁵ Ebd., 20.

²⁸⁶ Ebd., 21.

Das Fußballspielen scheint im Allgemeinen ein verbindendes Element zwischen den einzelnen Internatsschülern zu sein. Im Folgenden beschreibt er, dass einige Schüler aus Belgisch-Kongo stammten, mit denen er gemeinsam ein Fußballteam gegründet hatte. Beim Duschen bemerkt Kichka, dass diese auch beschnitten waren, wodurch sich eine Freundschaft entwickelte. Dieses religiöse Ritual, das in verschiedenen Kulturen praktiziert wird, hat ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen verschiedenen Minderheiten geschaffen. Dadurch rückt der Aspekt des *Jüdisch-Seins* wiederum in den Hintergrund.

Im zweiten Kapitel thematisiert Kichka die jiddische Sprache, die die Muttersprache der beiden Elternteile ist. Dabei lassen sich Elemente der Unterkategorie *Jüdisch-Sein* identifizieren, aber auch Hinweise auf die Kategorie *Schweigen* erkennen. Die Eltern sprechen oft Jiddisch miteinander und verwenden diese Sprache als eine Geheimsprache, da die Kinder diese nicht verstehen können. Kichka stellt dies auch grafisch dar, indem er in dieser Sequenz in einem Panel Jiddisch mit hebräischen Schriftzeichen für einen Wortwechsel zwischen den beiden Elternteilen verwendet. Kichka habe sich durch seine Eltern ausgeschlossen gefühlt und später auch immer weniger versucht, ihnen zuzuhören, wie er im folgenden Blocktext der Sequenz beschreibt:

„Mit der Zeit hörte ich nicht mehr hin, auch wenn sie Französisch sprachen. Was verbargen sie vor uns? Warum waren wir von den familiären Gesprächen ausgeschlossen? In dieser Sprache müssen sie wohl das gesagt haben, was uns erlaubt hätte, besser zu begreifen, wer wir waren. Ist die Sprache denn nicht Teil der kulturellen Herkunft?“²⁸⁷

Die mangelnde Kommunikation mit den Kindern bedingt in diesem Fall auch eine Identitätskrise. Kichka gibt an, dass er möglicherweise ihre Handlungen und Einstellungen besser verstanden hätte, wenn er ebenfalls Jiddisch gesprochen hätte. Eingebettet ist dieses Zitat in den Anfang des zweiten Kapitels, in dem er seine Familienzusammensetzung und das Bild seiner Familie nach außen bespricht. Seine Familie wird als Vorzeigefamilie bezeichnet, was seiner Ansicht nach nicht den Tatsachen entsprochen hätte. Im weiteren Blocktext sagt er Folgendes zum Jiddischen:

„Viele Eltern lehrten ihre Kinder Jiddisch. So eine reiche Sprache! Die Sprache des jüdischen Humors! So ein Jammer!! Im Gymnasium wählte ich Deutsch als dritte Fremdsprache, um wenigstens ein paar Worte ihrer Gespräche aufschnappen zu können.“²⁸⁸

Kichka scheint aber dennoch seine Eltern verstehen zu wollen. Dies zeigt sich in der Sprachwahl in seiner Schulzeit. Gleichzeitig wird das Jiddische als kulturelles Erbe beschrieben. In

²⁸⁷ Ebd., 35.

²⁸⁸ Ebd.

diesem Kontext ist die jiddische Sprache nicht nur eine Identifikationsmöglichkeit mit der jüdischen Kultur seiner Eltern, sondern auch ein Medium, um diese besser verstehen zu können.

An einer weiteren Stelle wird die *Religiöse Praxis* seiner Familie besprochen. Diese sei selten in die Synagoge gegangen, wo sich sein Vater nicht wohl gefühlt habe. Er habe nämlich kein Hebräisch gesprochen, nicht die traditionellen Gebete gelernt und im Allgemeinen nicht an Gott geglaubt. Doch trotz der eher religionsablehnenden Haltung des Vaters habe Kichka selbst eine Bar-Mizwa gefeiert (siehe Abbildung 13), wobei seine gesamte Familie sehr gerührt gewesen sei, nur sein Vater hätte nicht geweint.



Abbildung 13: Jüdische Identität in Z.G. II²⁸⁹

In der Abbildung wird die Bar-Mizwa Kichkas dargestellt. Die Personen im Panel wirken fröhlich, auch Kichkas Vater, der im Zentrum des Ausschnitts sitzt. Kichka selbst scheint seine Pflicht zu erfüllen, aber für sich selbst kein genaues Verständnis darüber zu haben. Die religiöse Praxis ist in diesem Ausschnitt Teil des Jüdisch-Seins.

Kichka kommt noch ein weiteres Mal kurz auf die vorherige Sequenz folgend auf die Kategorie *Religiöse Praxis* zu sprechen. Religiöse Menschen hätten seinen Vater geärgert, wie in Abbildung 14 ersichtlich wird:

²⁸⁹ Ebd., 49.



Abbildung 14: Jüdische Identität in Z.G. III²⁹⁰

Diese zwei Panels zeigen eine Abneigung gegenüber religiösen Personen und der Religion an sich. Ein Gott hätte nämlich ein schreckliches Verbrechen wie den Holocaust nie zugelassen. Der Autor Kichka hält in diesem Ausschnitt das Comic *La bête est morte!* in den Händen, das im Jahr 1944 in Frankreich veröffentlicht wurde und den Zweiten Weltkrieg thematisiert. Links von Kichka und seinem Vater sind ausgezehrtc Menschen zu sehen, die typische Lagerkleidung tragen. Dies lässt es so scheinen, als würden Kichka und sein Vater gemeinsam mit diesen in den Baracken stehen.

Eine weitere Erwähnung der Kategorie *Jüdisch-Sein* findet sich gegen Ende des zweiten Kapitels. Dort beschreibt er seine Familie als isolierte Insel und leitet dieses Bild mit folgendem Blocktext ein:

*„Wir lebten zu Hause ein wenig am Rande der Welt, fernab der Realität, wie isoliert. Für Papa war es hart, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Wir hatten weder Fernsehen noch Zeitungen noch Illustrierte. Die Welt zerfiel im Groben in zwei Teile: in Juden und in Goi (Anm. d. V.: nicht-jüdische Personen). Wir hatten wenige Freunde und bekamen kaum Besuch.“*²⁹¹

Kichka beschreibt, dass seine Familie abgeschieden von äußeren Einflüssen lebte und sich auf sich selbst bezog. Zusätzlich spricht er von einer Kategorisierung in Juden:Jüdinnen und Nicht-Juden:Nicht-Jüdinnen.

Darauffolgend beschreibt der Autor, dass sein Vater einen nicht-jüdischen Freund gehabt hätte, über den er mit Bedauern feststellte, dass er ein *Goi* war. Auch seine Mutter habe eine

²⁹⁰ Ebd., 51.

²⁹¹ Ebd., 52.

ablehnende Haltung gegenüber nicht-jüdischen Personen innerhalb der Familie gehabt. So sei es ihm zwar erlaubt gewesen, eine nicht-jüdische Freundin zu haben, diese heiraten dürfe er aber nicht. Als Jugendlicher habe Kichka diese Logik nicht verstanden. Der Autor beschreibt, dass er sich als junger Erwachsener vor dem Abitur in eine nicht-jüdische Freundin verliebt hatte. Von dieser trennt er sich später aber, wie in den folgenden Bildern dargestellt wird (siehe Abbildung 15):

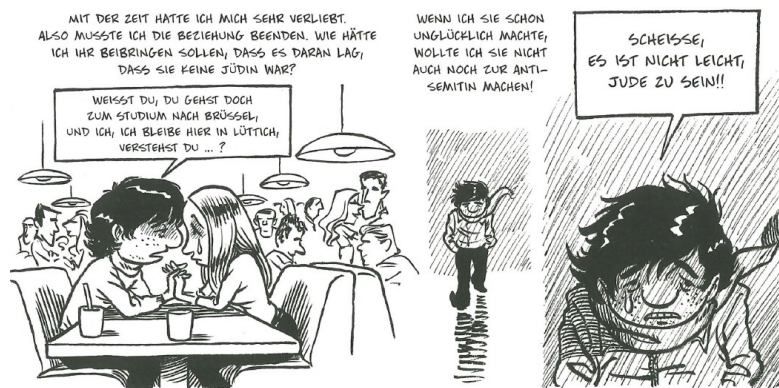


Abbildung 15: Jüdische Identität in Z.G. IV²⁹²

Darin stellt Kichka die Trennung von seiner Freundin dar, die durch die Einstellung seiner Mutter begründet ist. Zusätzlich nennt er ihr den wahren Beweggrund nicht und beschreibt im Blocktext, dass er sie nicht durch die Trennung zu einer Antisemitin machen möchte. Er wirkt unglücklich mit der Entscheidung, da er sich aufgrund seiner jüdischen Herkunft von ihr trennen muss.

In diesem Abschnitt findet sich eine Form der Kategorie *Jüdischen Identität*, wobei das Thema Identität im Zusammenhang mit Familie im Allgemeinen im Vordergrund steht. In der beschriebenen Sequenz beginnt ein Angehöriger der dritten Generation aktiv, die Familiengeschichte zu erforschen: Der Sohn von Hannah, der älteren Schwester Kichkas, nützt während einer Tagung in *Yad Vashem* die dortigen Ressourcen, um mehr über seinen Großvater herauszufinden. Kichkas Neffe stößt im Archiv auf eine Suchanzeige, die von einer Frau namens Shoshana ausgefüllt wurde, die sich als Tante von Henri Kichka herausstellt. Diese ist bereits verstorben, sie können aber deren Schwester Blouma ausfindig machen und besuchen sie in England, wo Henri Kichka mehr über seine Familiengeschichte erfährt. Familie Kichka lädt Blouma nach Jerusalem ein. Im Blocktext schreibt Kichka dazu:

²⁹² Ebd., 53.

„Wir luden Blouma und ihren Mann nach Jerusalem ein. Sie führte mich an das Grab meiner Urgroßeltern auf dem alten Friedhof von Tel Aviv. Ich war also nicht der erste Kichka in Israel! Es ist nicht leicht, einen Stammbaum zu erstellen, wenn fast alle Zweige gekappt und verbrannt wurden.“²⁹³

In diesem Zitat wird besonders der Aspekt der Identität hervorgehoben. Aufgrund des Holocaust sind die Familienstränge zerstört worden, die das Erstellen eines Stammbaums ermöglichen würden. Er schließt dieses Zitat mit einem Panel, das an eine Szene aus *Der kleine Prinz* von St. Exupéry erinnert (siehe Abbildung 16):

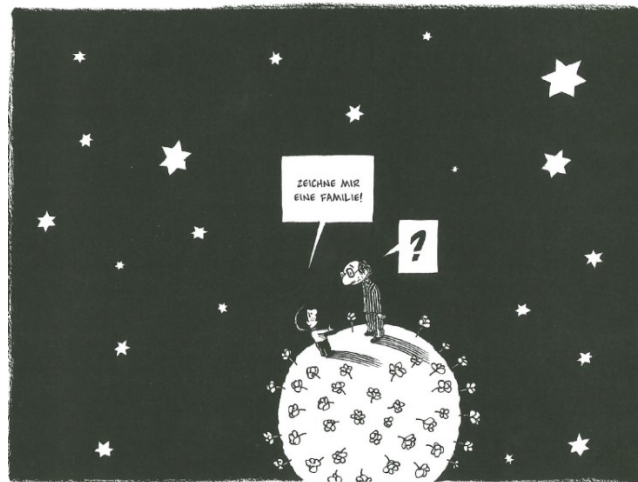


Abbildung 16: Jüdische Identität in Z.G. V²⁹⁴

Darauf ist der kindliche Kichka dargestellt, der seinen Vater in Häftlingskleidung bittet, ihm eine Familie zu zeichnen. Beide stehen auf einer Kugel, die an den Planeten des kleinen Prinzen erinnert, der in der Erzählung seinen Gesprächspartner bittet, ein Schaf zu zeichnen. Kichkas Vater reagiert darauf fragend. Er scheint die Bitte nicht zu verstehen. Die Vorstellung, was Familie bedeutet, scheint für beide schwierig zu sein: für den Vater, weil er seine verloren hat, für den Sohn, weil er eine große Familie mit allen Großeltern und anderen Verwandten nicht kennt.

9.5 Erinnerungskultur

Die Unterkategorie *lieu de mémoire* wird in einer Sequenz des ersten Kapitels deutlich. Kichka nimmt als Schüler mit seiner Schule an einem Gedenktag an einer Kranzniederlegung am *Mahnmal des unbekannten Soldaten* teil. Über das dazugehörige Bild, in dem die Zeremonie

²⁹³ Ebd., 79.

²⁹⁴ Ebd.

dargestellt wird, schreibt Kichka im Blocktext: „Warum bekam ein unbekannter Soldat ein großes steinernes Denkmal, wo doch mein Großvater nicht einmal einen Grabstein hatte?“²⁹⁵ Kichka kann für diesen Besuch kein Verständnis aufbringen, da sein Großvater keinen Grabstein hat. Es gibt also keinen Erinnerungsort, der bewusst zur Trauer und Erinnerung dient.

Kichkas Eltern hatten vier Kinder, die mit ihren Namen auch als Andenken für verstorbene Familien dienten. Daher ist zwar kein *lieu de mémoire* im eigentlichen Sinne vorhanden, aber ein Erinnern mittels Personen, wie sich im folgenden Panel zeigt (siehe Abbildung 17):

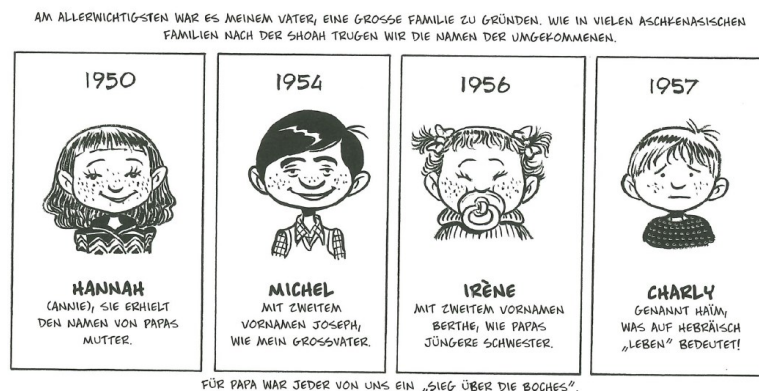


Abbildung 17: Erinnerungskultur in Z.G. I²⁹⁶

Für Kichkas Vater sei es wichtig gewesen, möglichst viele Kinder zu bekommen. Kichka schreibt, dass sein Vater es als *Sieg über die Boches* ansah. Als Boches werden im Französischen umgangssprachlich Deutsche bezeichnet. In der Abbildung zeigt Kichka, dass er und seine Geschwister die Namen von verstorbenen Vorfahren erhalten haben, um an diese zu erinnern. Nur sein kleiner Bruder Charly hat keinen solchen Namen bekommen, sondern trägt den zweiten Namen *Haim*, was so viel wie Leben bedeutet. Daher wird neben verstorbenen Familienmitgliedern auch an das Leben selbst erinnert.

Ein weiterer wichtiger Punkt der Graphic Novel ist die *Weitergabe von Erinnerung* auf Seiten von Henri Kichka, nachdem er beginnt, über seine Holocaust-Erfahrung zu sprechen. Im Zentrum des Lebens von Henri Kichka hätten nur er und sein Überleben gestanden. Dies zeigt sich darin, dass sein Vater sämtliche Literatur über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust verschenkt und seine Bibliothek mit Ausgaben seines eigenen Buches sowie Dokumenten und Medien zu seinen Gedenkstättenbesuchen gefüllt habe. Außerdem habe Michel Kichka seinem Vater andere Bücher von Holocaust-Überlebenden wie Art Spiegelmans Graphic Novel *Maus*

²⁹⁵ Ebd., 14.

²⁹⁶ Ebd., 32.

gebracht, die sein Vater aber nur angelesen hätte, da es ihm nicht gefiel. Henri Kichka sei es nur wichtig gewesen, seine Erinnerung für die Ewigkeit festzuhalten:

„Er lebte in einer anderen Zeit. Seine Uhr war am Tag seiner Verhaftung stehen geblieben. Jetzt, im Alter von 85 Jahren, lebt er für die Ewigkeit. Wenn er es könnte, würde er ad vitam aeternam den Zeitzeugen geben, bis er der letzte der Überlebenden wäre. Auch mir würde es gefallen, wenn er niemals stürbe.“²⁹⁷

Henri Kichkas Erzählen ist hierbei mit dem Wunsch nach ewigem Gedenken verbunden. Dieses nimmt sein gesamtes Leben ein. Möglicherweise dient es dazu, durch das Erinnern sich ewiges Leben zu schaffen. Kichka wünscht sich ebenfalls, dass sein Vater ewig leben würde, warum, wird nicht genannt.

Die folgende Sequenz (Seite 90-96) ist einerseits vom Thema *Weitergabe von Erinnerung* und andererseits vom Thema *lieu de mémoire* geprägt. Henri Kichkas Wunsch ist es, dass sein Sohn ihn auf eine Gedenkreise nach Auschwitz-Birkenau begleitet, was Michel Kichka immer wieder ablehnt. Einzig seine Frau hat Verständnis für seine Zurückhaltung. Im untenstehenden Panel (siehe Abbildung 18) stellt Kichka Gründe für seine Entscheidung dar:



Abbildung 18: Erinnerungskultur in Z.G. II²⁹⁸

Darauf sind vor einem Stacheldrahtzaun verschiedene Hinweisschilder mit nationalsozialistischer Symbolik sowie eine Dose des Giftstoffs Zyklon B abgebildet. Aber anstatt nationalsozialistischer Inhalten, sind darauf Gründe zu finden, warum er nicht mit seinem Vater die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau besuchen möchte. So gibt er an, keine Lust zu haben und ein

²⁹⁷ Ebd., 88.

²⁹⁸ Ebd., 91.

Besuch für ihn nicht notwendig sei, um von der Existenz zu wissen. Sowohl durch das Nicht-Gesprochene als auch das Gesprochene war Kichka dem Trauma seines Vaters ausgesetzt, so dass es wie ein Gespenst seine Kindheit und sein Aufwachsen begleitet hat, wie in der Abbildung angeführt wird.

Dieses Panel allein betrachtet wäre unter die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* einzuordnen, da Inhalte über den Holocaust in seinem Leben allgegenwärtig waren. Im Zusammenhang der gesamten Sequenz, die von einem gemeinsamen Besuch der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau handelt, wird dieses Panel dennoch in die Kategorie *Erinnerungskultur* eingeordnet. Denn in den beiden folgenden seitenfüllenden Panels führt er an, dass er sich nicht aus mangelndem Interesse weigere, sondern es andere Gründe dafür gebe. Im Blocktext des zweiten Panels führt er eine weitere Begründung an:

„Ich wusste, es würde ihn glücklich machen, wenn ich mich einer Gruppe anschließen und seinen Bericht anhören würde. Aber ich war nicht sein Publikum. Ich fand, dass mir als sein Sohn mehr zustand: ein Besuch, nur er und ich, keine Fotos, kein Vortrag, keine Signierstunden. War das zu viel verlangt?“²⁹⁹

Kichka wünscht sich einen persönlichen Besuch mit seinem Vater ohne den Trubel um dessen Person. Sein Vater sei vollkommen in der Rolle des Zeitzeugen aufgegangen und das Zeugnis ablegen scheine sein Lebenszweck geworden zu sein. Sein Vater habe die Bitte, allein mit ihm zu reisen, aufgrund des Organisationsaufwands abgelehnt, wie in den folgenden beiden Seiten der Sequenz zu sehen ist. Dies kommentierte Kichka im dazugehörigen Blocktext zynisch damit, dass immer jemand für ihn die Reise organisiert hätte: 1942 die Nationalsozialist:innen, nach der Befreiung die Auschwitz-Stiftung. Rund um diese Aussage finden sich verschiedene Panels, die Kichka und seinen Vater, der eine Häftlingskappe trägt, gemeinsam auf einem Lagergelände zeigen. Auf der abschließenden Seite der Sequenz gibt Kichka an, dass er gerne auch die Gedenkstätte Buchenwald mit ihm besucht hätte, wo Henri Kichka befreit wurde und dessen Vater gestorben war. Im dazugehörigen Panel zeigt er seinen Vater auf einem Lagergeländer vor einer Steinplatte, auf der eine Blume liegt und die einem Grabstein ähnelt. Möglicherweise symbolisiert dies einen Gedenkort für die verstorbenen Familienmitglieder. Abgeschlossen wird diese Sequenz von folgendem Bild (siehe Abbildung 19):

²⁹⁹ Ebd., 93.

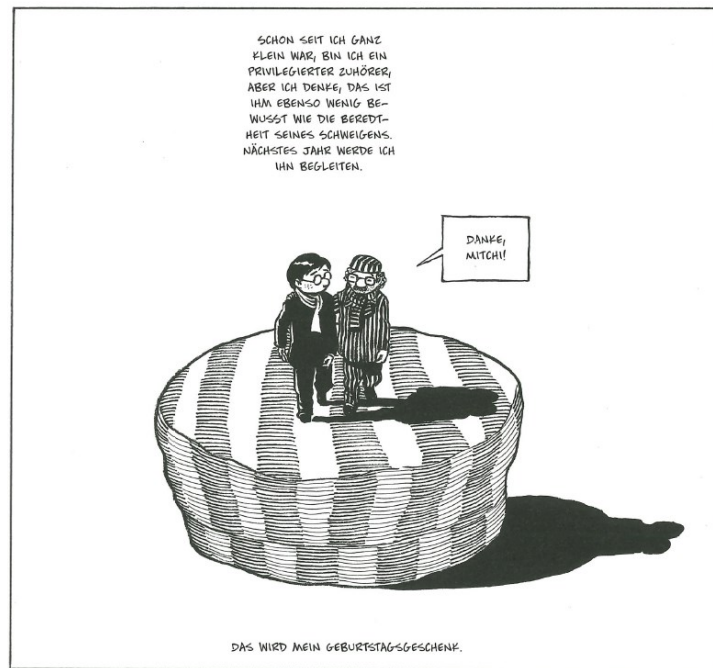


Abbildung 19: Erinnerungskultur in Z.G. III³⁰⁰

Darin beschreibt Kichka, dass er mit seinem Vater zur Feier seines Geburtstags nun doch eine Reise unternehmen möchte. Warum sich seine Meinung geändert hat, wird in der Graphic Novel nicht besprochen. Im obenstehenden Panel ist eine analoge Darstellung zum Titelblatt der Graphic Novel zu finden, das einleitend besprochen wurde. Hier sind Kichka als Erwachsener (links) und sein Vater in Häftlingskleidung (rechts) gemeinsam auf einer Häftlingskappe (diesmal ohne Häftlingsnummer) dargestellt. Sein Vater hat einen Arm um seinen Sohn gelegt, der ihn ansieht. Er sagt *Danke* zu seinem Sohn. Die Darstellung wirkt versöhnlich, worauf auch der Blocktext hindeutet. Kichka bezeichnet sich darin als *privilegierter Zuhörer*, dessen er sich scheinbar erst jetzt bewusst wird. Weiters spricht er von der *Beredtheit* des Schweigens. Damit deutet er an, dass auch im Schweigen viel vermittelt werden kann. Daher finden sich hier auch Elemente der Kategorien *Schweigen* und *Unentwegtes Sprechen*, die aber als Begleitung für den Erhalt in der *Erinnerungskultur* dienen.

Auschwitz-Birkenau ist ein wichtiger Erinnerungsort für Kichkas Vater, den er regelmäßig bei Gedenkreisen besucht. Diese Sequenz zeigt, dass ein Teilen dieses Gedenkortes für ihn von großer Bedeutung ist. Ein Grund dafür könnte sein, dass er sein Wissen darüber und über den Holocaust an die nachfolgende Generation weitergeben möchte.

³⁰⁰ Ebd., 96.

9.6 (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen

Die Kategorie *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen* findet sich sowohl auf Seiten der ersten Generation als auch der zweiten Generation, deren Auslöser aber unterschiedlich sind.

Wie bereits kurz im Kapitel zur Kategorie *Schweigen* erwähnt, leidet Kichka in seiner Kindheit an Albträumen, die durch die Holocaust-Erfahrungen seines Vaters ausgelöst werden. Da dieser von seinen Erlebnissen nichts erzählt, versucht Kichka selbstständig, in Büchern über den Holocaust mehr über seinen Vater und seine verstorbenen Familienmitglieder zu erfahren. Versinnbildlicht werden die Albträume in einem Panel (siehe Abbildung 20), das die gesamte Seite einnimmt:

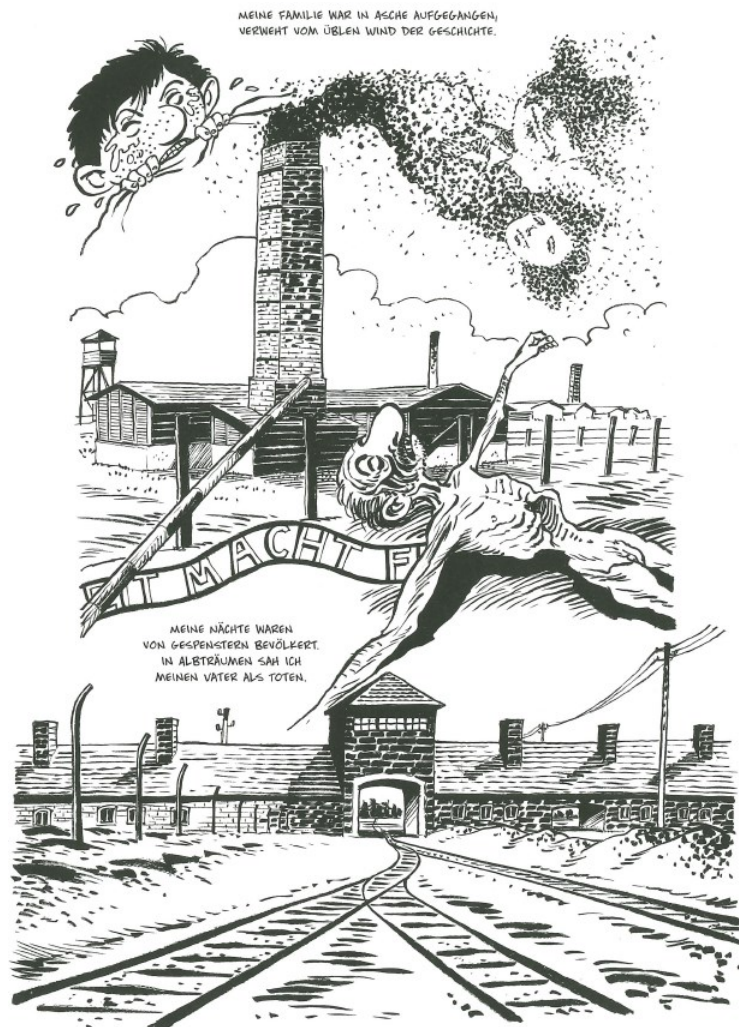


Abbildung 20: *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen in Z.G.* ³⁰¹

³⁰¹ Ebd., 15.

In dieser Abbildung ist Kichka in der linken oberen Ecke als Kind dargestellt, das unter einer Decke liegt und weint. Dies lässt darauf schließen, dass es sich hierbei um einen Albtraum handelt. Die Struktur des Panels ist offen gestaltet. Kichka scheint durch die fehlenden Zwischenräume in der Darstellung mit seinem Albtraum zu verschmelzen. Im Ausschnitt ist ein Lagergebäude mit einem Rauchfang zu erkennen, aus dem Rauch aufsteigt, der Gesichter von zwei Personen bildet. Dabei handelt es sich um die Großeltern Kichkas, die zu Beginn der Graphic Novel in einem Familienfoto dargestellt sind (siehe Seite 11). Zentrum der Darstellung bildet der nackte Körper seines toten Vaters, den er in seinen Albträumen sieht. Im unteren Drittel findet sich eine Abbildung eines Lagergebäudes, zu dem Geleise führen, die vermutlich das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau darstellen sollen. Das fehlende Wissen über das Schicksal seiner Familie bezeichnet Kichka als *Gespenster*, die die Nächte dominieren.

Kichka beschreibt ein weiteres Ereignis aus seiner Kindheit, bei dem er traumatische Erfahrungen in gewisser Weise wiedererlebt. Im Keller des Internats, wo die Schüler ihre Schuhe putzen, findet er Hinweise auf die nationalsozialistische Zeit. Die gefundenen Symbole waren ihm aus den Büchern seines Vaters bekannt. Diesmal äußert sich das (Wieder-)Erleben nicht in Albträumen, sondern in Angst, an diesem Ort (siehe Abbildung 21):



Abbildung 21: (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen in Z.G. II³⁰²

In diesem Panel ist Kichka als Schüler beim Schuheputzen zu erkennen. Er wirkt ängstlich, was die ihn umgebenden Schweißtropfen andeuten. Hinter ihm ist ein schwebender Totenkopf mit einem gebrochenen SS-Helm zu sehen, der einen Knochen im Mund hält und ihm einen Befehl zuschreit. Hinter ihm ist eine offene Tür zu einem Raum, in dem weitere Knochen und

³⁰² Ebd., 18.

Totenköpfe sind. Einer der Köpfe trägt eine Gasmaske. Man sieht in einem vorhergehenden Panel der Sequenz dieselbe massive Tür, die mit einem Totenkopf sowie dem Wort *Achtung* beschriftet und durch ein Schloss versperrt ist. Bedingt durch die Vergangenheit seiner Familie scheint in ihm eine Angst vor dem Unbekannten hervorgerufen zu werden. Kichka meint, dass er durch die Angst, die im Panel visualisiert wird, zum schnellsten Schuhputzer geworden sei. Seine Mitschüler, deren Eltern keine Holocaust-Erfahrungen haben dürften, scheinen dadurch nicht beängstigt zu sein.

Auch in Bezug auf Kichkas Vater finden sich Elemente der Kategorie *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen*, die im Zusammenhang mit dem Suizid von Kichkas jüngerem Bruder stehen. In diesem Ausschnitt bespricht er, warum sein Vater gerade nach dem Tod seines Sohnes beginnt, über seine Holocaust-Erfahrungen zu sprechen:

„[...] Jahre später habe ich versucht zu begreifen, warum er ausgerechnet diesen Moment gewählt hatte, um zu sprechen. Es war so, dass er es war, der Charly tot auf seinem Bett gefunden hatte. Ich habe die Vermutung, dass dadurch mit einem Mal all die Bilder von Toten heraufbeschworen wurden, die er eher schlecht als recht verdrängt hatte. Da müssen beide Traumata aufeinandergeprallt sein.“³⁰³

Kichka vermutet, dass durch das Auffinden des toten Sohnes bei seinem Vater verdrängte Bilder aus der Zeit der Lager hervorgerufen wurden. Diese habe er als Schutzmechanismus vor den traumatischen Erinnerungen zuvor versucht, zu verdrängen. Er schreibt im nächsten Blocktext weiter dazu:

„Er selbst hatte sich auf einen Leichenberg geworfen, am 11. April 1945, dem Tag der Befreiung von Buchenwald, um einem besessenen Nazi zu entgehen, der auf alles schoss, was sich bewegte. Ich bin sicher, dass ihn all diese Toten nachts heimgesucht haben. Er kehrte sie unter einen Teppich des Schweigens. Durch Charlys Tod wurden sie wieder hervorgeholt.“³⁰⁴

In diesem Ausschnitt beschreibt Kichka, dass durch den Tod seines Bruders bei seinem Vater verdrängte Bilder hervorgerufen wurden. Zusätzlich habe sich Kichkas Vater seinem Sohn Charly äußerlich geähnelt und möglicherweise sich in seinem toten Sohn wiedererkannt. Der Autor gibt an, dass Henri Kichka geprägt, durch seine Erfahrungen, depressiv gewesen sei und selbst Suizidgedanken gehabt habe. Zusätzlich habe er ein erneutes Trauma durch das Auffinden seines toten Sohnes erlitten, das er möglicherweise durch das Sprechen über seine Holocaust-Vergangenheit zu verdrängen versuchte.

³⁰³ Ebd., 62.

³⁰⁴ Ebd.

9.7 Survivor guilt

In der Graphic Novel finden sich Elemente dieser Kategorie. Dabei handelt es sich aber nicht um *survivor guilt*, sondern um Auswirkungen des Holocaust-Traumas auf die zweite Generation einerseits in Form eines möglichen *second generation survivor complex* und andererseits indem nachkommende Generationen in alltäglichen Situationen Holocaust-bezogene Gedanken haben.

Im folgenden Ausschnitt beschreibt Kichka eine Anekdote aus seiner Schulzeit. Sein Vater habe einmal beim Essen einer traditionellen jüdischen Suppe an den Todesmarsch erinnert, was auch in der Kategorie *Unentwegtes Sprechen* behandelt wird (siehe Abbildung 6). Auf dem Todesmarsch hätten Henri Kichka und andere Gefangene Schnee gegessen, wovon er Durchfall bekommen hatte. Bei einem Waldspaziergang in seiner Schulzeit erinnert sich der Autor Kichka daran und entfernt sich daher von seiner Gruppe, um Schnee zu kosten, wovon untenstehend ein Ausschnitt zu finden ist (siehe Abbildung 22):



Abbildung 22: Survivor guilt in Z.G. I³⁰⁵

In der obenstehenden Abbildung sieht man Kichka, während und nachdem er den Schnee gekostet hat. Er resümiert, dass der Geschmack neutral gewesen sei und er davon keinen Durchfall bekommen hätte. Abgeschlossen wird diese Sequenz von der Darstellung eines lachenden Schneemanns im Schneefall, der mit Haube und Schal bekleidet ist und die Hände freudig in die Höhe streckt.

Parallel ist diese Darstellung zu einem vorherigen Panel, das die Schilderungen seines Vaters begleitet (siehe Abbildung 23).

³⁰⁵ Ebd., 27.



Abbildung 23: Darstellung eines Schneemanns in Z.G.³⁰⁶

Im Ausschnitt des Panels ist ein Schneemann mit grimmiger Miene zu sehen, der einen Helm der deutschen Wehrmacht und ein Bild von einem Totenkopf um den Hals trägt. Er streckt den rechten Arm wie zum Hitlergruß in die Höhe und trägt in der anderen Hand einen Ast, der ein Gewehr symbolisieren könnte. Die Darstellung erinnert an einen SS-Soldaten. Gesäumt ist die Darstellung durch einen Birkenwald. Im Hintergrund sieht man eine vermutlich tote Person am Boden liegen. Im gesamten Ausschnitt finden sich noch eine zweite Person am Boden und weitere Menschen, die von einem Soldaten angeschrien werden.

In beiden Abbildungen ist der Schneemann zu sehen, der aber je nach den persönlichen Erlebnissen der Protagonisten unterschiedlich dargestellt wird. Dadurch wird eine Verbindung dieser beiden Erlebnisse symbolisiert. Die Darstellung des Schneemanns in Abbildung 22 könnte auf die Unwissenheit des jugendlichen Kichkas in Bezug auf die Vergangenheit seines Vaters gedeutet werden. Er scheint sich nicht bewusst zu sein, dass nicht der Schnee für den Durchfall seines Vaters ursächlich gewesen sein dürfte, sondern die schlechten Bedingungen für die Inhaftierten. Diese Sequenz zeigt deutlich, wie Nachkommen von Überlebenden auch in alltäglichen Situationen Berührungspunkte zur Holocaust-Vergangenheit der Eltern finden.

Auch alltägliche Situationen können Assoziationen zum Holocaust hervorrufen – in diesem Fall das Duschen. In den vorhergehenden Panels erklärt Kichka, dass seine Familie in seiner Jugend kein Badezimmer gehabt habe und daher zweimal wöchentlich ins öffentliche Bad ging, um zu duschen. Später habe sein Vater, wenn er bei Kichka in Israel zu Besuch war, sich während seines Aufenthaltes auch nach einigen Tagen nicht gewaschen. In der folgenden Sequenz wird nun das Duschen mit der Holocaust-Erfahrung seines Vaters verknüpft (siehe Abbildung 24):

³⁰⁶ Ebd., 26.



Abbildung 24: Survivor guilt in Z.G. II³⁰⁷

In der Abbildung sieht man sechs Panels, in denen Kichka sich schrittweise wäscht. Dabei sind die Panels von Blocktexten begleitet, die das Lagerleben in Verbindung mit Hygiene bringen. Er resümiert, dass sein Vater ein anderes Verständnis von Sauberkeit gehabt haben muss, was sich auch in seiner Kindheit gezeigt hat.

Der bereits in verschiedenen Kapiteln besprochene Suizid des jüngeren Bruders Charly lässt auch Verbindungen zum *second generation survivor complex* zu. Kichka bricht, als er vom Tod des Bruders erfährt, nach Belgien auf. Vor der Abreise trifft er einen Freund, der seinen Bruder als „[n]och ein Opfer der Shoah“³⁰⁸ bezeichnet. Dies deutet darauf hin, dass seinem Freund bewusst ist, dass das Holocaust-Trauma der Eltern auch Auswirkungen auf die nachkommende Generation haben kann. Kichka habe diese Anmerkung zunächst nicht beachtet, wie im folgenden Blocktext deutlich wird:

„Ich stand derart unter Schock, dass ich nicht auf seine Bemerkung geachtet hatte. Erst während des Fluges kam sie mir wieder in den Sinn. Ich hatte schon vom Syndrom der zweiten Generation gehört. War ich vor diesem Übel gefeit?“³⁰⁹

Kichka zieht in diesem Zitat selbst eine Verbindung zum *second generation survivor complex*. Er überlegt somit, ob der Suizid seines Bruders mit den traumatischen Erlebnissen seines Vaters

³⁰⁷ Ebd., 43.

³⁰⁸ Ebd., 58.

³⁰⁹ Ebd.

zusammenhängen könnte. Zusätzlich fragt er sich, ob er vielleicht selbst davon betroffen sein könnte.

Wie bereits besprochen beginnt Kichkas Vater nach dem Suizid seines Sohnes Charly, intensiv über den Holocaust zu sprechen. Gleichzeitig ist Kichka um seinen Vater besorgt, dass er Suizid begehen könnte, weswegen er gemeinsam mit seiner Schwester einen Psychiater konsultierte. Später habe er das Verhalten seines Vaters als Verdrängungsmechanismus, ähnlich wie er nach dem Holocaust eingesetzt hat, identifiziert. Kichka sei durch den Suizid seines Bruders das erste Mal in Kontakt mit dem Tod gekommen. Der Umgang des Vaters mit dem Tod des Sohnes scheint Kichka an seine Grenzen zu bringen (siehe Abbildung 25):



Abbildung 25: Survivor guilt in Z.G. III³¹⁰

Kichka stellt sich in diesem Ausschnitt selbst dar, wie er den Kopf auf die Hände stützt und seine Brille neben ihm liegt. Dies lässt ihn verzweifelt wirken. Links davon ist eine Montage eines Jugendfotos von Kichka und seinem Bruder Charly zu sehen. Kichka trägt dabei statt eines Kopfes ein Smiley, sein Bruder einen Totenkopf. Es wirkt, als würde diese Montage symbolisieren, dass die psychischen Probleme seines Bruders bereits in der Jugend ihren Ursprung hatten. Als Referenz für diese Annahme kann auch angefügt werden, dass Charly in der Graphic Novel meist mit einem traurigen Gesicht dargestellt wird (siehe auch Abbildung 17). In diesem Sequenzausschnitt werden einerseits die Auswirkungen, die das Aufwachsen mit Holocaust-Überlebenden hat, verdeutlicht. Andererseits wird gezeigt, welchen Einfluss der Holocaust auch auf die Gegenwart des Autors besitzt. Dies wird in der Gedankenblase ersichtlich, in der er Hitler die Schuld für das Verhalten seines Vaters und möglicherweise auch für den Tod seines Bruders gibt.

³¹⁰ Ebd., 65.

9.8 Nicht-kategorisierte Inhalte

In diesem Kapitel finden sich Inhalte der Graphic Novel, die sich nicht eindeutig den bisher gefundenen Kategorien zuordnen lassen. Als Gemeinsamkeit lässt sich das Thema *Schulische Leistungen* herausarbeiten.

An zwei Stellen der Graphic Novel beschreibt Kichka, dass für seinen Vater schulische und akademische Leistungen von besonderer Bedeutung waren. Sein Vater begründete dies damit, dass er selbst aufgrund der nationalsozialistischen Herrschaft die Schule nicht beenden konnte. Eine parallele Darstellung der beiden Generationen findet sich im ersten Kapitel (siehe Abbildung 26):

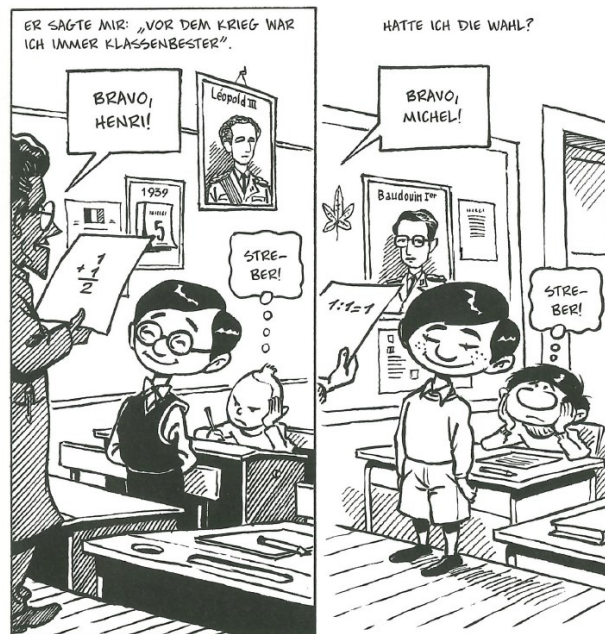


Abbildung 26: Schulische Leistungen in Z.G.³¹¹

In den zwei Panels sind Kichka und sein Vater in ihrer jeweiligen Schulzeit zu sehen. Auf der linken Seite steht Kichkas Vater, der als Klassenbester beschrieben wird. Im Hintergrund ist die Jahreszahl 1939 zu sehen, d.h. noch vor Kriegsbeginn in Belgien. Henri Kichka, der von seinem Lehrer gelobt wird, sieht stolz aus. Im Hintergrund sieht man einen Buben, der eine finstere Miene macht und ihn in Gedanken als Streber bezeichnet. Eine ähnliche Darstellung gibt es von Kichka im rechten Panel. Er sieht ebenfalls stolz aus und wird von seinem Lehrer gelobt. Im Gegensatz dazu sieht der Bub, der hinter ihm sitzt, sehnsüchtig zu Kichka und denkt sich ebenfalls *Streber*. Sein Vater bezeichnet ihn in einem späteren Panel der Sequenz als seine

³¹¹ Ebd., 23.

Vergeltung an Hitler. Der jugendliche Kichka scheint diese Anmerkung nicht zu verstehen, da von ihm eine Gedankenblase mit einem Fragezeichen weggeht. Diese zeigt, dass aufgrund der Holocaust-Vergangenheit seines Vaters ein besonderer Leistungsdruck auf ihm liegt, der für ihn selbst nicht vollkommen nachvollziehbar ist. Im abschließenden Panel sieht man, eine mögliche Alptrauernerfahrung, die durch die Aussage seines Vaters ausgelöst wurde. Dies könnte man auch der Kategorie *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen* unterordnen.

Den Abschluss des zweiten Kapitels bildet eine Episode, die die schulischen bzw. akademischen Leistungen Kichkas hervorhebt. Während seiner ersten Jahre in Israel erwirbt Kichka einen Abschluss im Grafikdesign-Studium und erhält für besondere Leistungen einen Preis. Seine Frau rät ihm, eine Kopie für seinen Vater anzufertigen. Im abschließenden Blocktext des Kapitels bespricht er seine Gedanken dazu:

„Natürlich freute ich mich über diesen Preis, der die Krönung für vier Jahre Arbeit und schöpferisches Bemühen war. Aber hatte ich ihn mir diesmal für mich verdient? Oder doch (wieder) für ihn? Schwer zu sagen ... Bin ich als ‚sein Sohn‘ nicht immer dazu verurteilt, ihn zufriedenzustellen, zum Ausgleich für das, was er erlebt hat? Kann man sich je von den Traumata der Eltern freimachen? Bis zu welchem Alter bleibt man ihr ‚Kind‘, mit allem, was das mit sich bringt? Ich schickte ihm eine Kopie des Diploms, auch wenn ich es in meinen Augen Olivia und David verdankte, die mich unterstützt, inspiriert und motiviert hatten.“³¹²

Er fragt sich, ob seine Leistungen sein Erfolg oder der Erfolg seines Vaters sind. Dabei spricht er auch den Loslösungsprozess von seinen Eltern an und inwiefern er je vom Trauma seiner Eltern frei sein kann. Er verdanke sie seiner Frau Olivia und seinem Kind David. Er entscheidet sich aber dennoch, das Diplom an seinen Vater weiterzuleiten. Dessen Freude darüber wird im abschließenden Panel verdeutlicht. Dies zeigt eine Ansicht von Kichkas Heimatstadt, wo aus einem der Häuser eine Sprechblase kommt. Darin bezeichnet sein Vater dessen Leistungen als *Revanche* gegenüber den Nationalsozialist:innen.

³¹² Ebd., 55.

10 Diskussion

Die vorliegende Analyse (auto-)biografischer Texte der zweiten und dritten Generation hat zentrale Themen und Narrative deutlich gemacht, die in Verbindung mit familiärer Erinnerung, dem kollektiven Gedächtnis und der transgenerationalen Weitergabe von Traumata stehen. In der folgenden Diskussion werden die Ergebnisse mit Blick auf die einzelnen Kategorien besprochen und im theoretischen Diskurs eingeordnet.

Die Kategorie **Schweigen** lässt sich in allen analysierten Texten nachweisen. Bei Nina Flurina Caprez zeigt sich das Schweigen besonders in der ersten und zweiten Generation: Ihre Großmutter spricht weder über ihre Erfahrungen im Holocaust noch über ihre jüdische Herkunft. Dieses Schweigen wird auch auf die zweite Generation übertragen, was auf eine transgenerationale Weitergabe des Verdrängungsmechanismus hindeutet. Die Autorin Caprez hingegen durchbricht das Schweigen, berichtet aber selbst, dass sie in manchen Situationen bei der Erfahrung von Antisemitismus im Berufsleben sprachlos blieb.

Bei Anna Goldenberg hingegen wird das Schweigen nicht explizit im Text besprochen. Goldenberg thematisiert aber, dass es in den Aufzeichnungen ihres Großvaters Leerstellen gibt, wie Details zu Lebensumständen oder zum Motiv von Josef Feldner, ihren Großvater zu verstecken. Dies lässt sich als implizite Form des Schweigens deuten. Es verdeutlicht, dass auch schriftliche Erinnerungen selektiv sind und bestimmte Aspekte bewusst oder unbewusst ausgelassen werden.

In der Graphic Novel von Michel Kichka hingegen nimmt das Thema Schweigen eine zentrale Rolle ein. Kichka beschreibt, dass sein Vater nicht über seine Vergangenheit spricht und er selbst nicht nachfragt. Weiters übernehmen Kichka und seine Familie dieses Schweigen, um den Vater zu schonen. Später nutzt Kichka das Schweigen im Erwachsenenalter, um seine Eltern vor den Beweggründen für den Suizid seines Bruders zu schützen. Gleichzeitig dient das Schweigen als Verdrängungs- und Schutzmechanismus für ihn selbst.

Der Vergleich zeigt, dass das Schweigen von der ersten auf die zweite Generation weitergegeben wurde. Wie im Kapitel über den Trauma-Diskurs besprochen wurde, ist Schweigen in Form von *denial* eine klassische Bewältigungsstrategie bei Traumerfahrungen. Das Thema Schweigen erscheint daher besonders in Kichkas Text, der der zweiten Generation angehört. Bei Caprez und Goldenberg hingegen zeigt sich ein anderer Umgang: Die dritte Generation, der die beiden Autorinnen angehören, beginnt, das Schweigen zu brechen und die Holocaust-Vergangenheit der Großeltern zu erforschen. Daher erscheint das Schweigen bei Caprez vor allem in

Anekdoten über die erste und zweite Generation und verdeutlicht damit den unterschiedlichen Bezug der Generationen zum Holocaust.

Die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* zeigt sich in den analysierten Texten in unterschiedlicher Ausprägung und verweist auf verschiedene Formen der Auseinandersetzung mit dem Holocaust innerhalb der Familien. Während bei Caprez ein unentwegtes Sprechen nicht erwähnt wird, ist sie bei Goldenberg und Kichka in unterschiedlicher Intensität vertreten. Goldenberg dokumentiert im Allgemeinen Gespräche mit ihrer Großmutter im Rahmen der Buchrecherche. Sie führt nur eine Anekdote aus ihrer Kindheit an, in der der Holocaust in einer alltäglichen Situation erwähnt wird, impliziert aber in einer weiteren Stelle, dass Erzählungen über den Holocaust gegenwärtig waren. Dies deutet darauf hin, dass das Thema zwar präsent war, aber nicht kontinuierlich thematisiert wurde.

Bei Kichka findet sich die Kategorie *Unentwegtes Sprechen* in zweierlei Hinsicht. Während zunächst beiläufige Erwähnungen in der Kindheit thematisiert werden, setzt nach dem Suizid von Kichkas Bruder ein intensives Sprechen des Vaters ein. Dies kann einerseits als Versuch der Bewältigung und der Emanzipation vom erlittenen Trauma interpretiert werden, andererseits als Verdrängungsmechanismus für das erneute Trauma durch den Suizid des eigenen Sohnes. Diese Unterschiede lassen sich auch im Zusammenhang mit dem Bewältigungsstrategie wie der Latenz, d.h. einer zeitlich verzögerten Verarbeitung des erlittenen Traumas, deuten. Gleichzeitig ist das Sprechen nicht zwangsläufig mit einer offenen Kommunikation gleichzusetzen, wie die Reaktion Kichkas auf das Verhalten seines Vaters zeigt. Der Vergleich der Texte zeigt, dass das unentwegte Sprechen nicht nur individuell, sondern auch generationell unterschiedlich ausgeprägt ist.

Die Kategorie *Jüdische Identität* ist in allen Texten ein wichtiger inhaltlicher Punkt, der im Zusammenhang mit der eigenen Identität und Herkunft der Autor:innen steht. Caprez geht in ihrem Text intensiv auf das Thema Jüdisch-Sein ein, wobei sie ihre eigene Identität im Kontext sowohl eines jüdischen als auch eines nicht-jüdischen Umfelds reflektiert. Besonders in Bezug auf ihre Großmutter ist die jüdische Herkunft mit Schweigen verbunden, da diese mit der Verfolgung im Holocaust verbunden ist. Gleichzeitig nutzt Caprez aber diesen Aspekt als Verbindung zu ihrer Großmutter.

Das Thema Jüdische-Sein steht bei Goldenberg besonders im Zusammenhang mit Österreich als Heimatland ihrer Familie und gleichzeitig als Täternation. Diese Konfrontation lässt sie ihre eigene Zugehörigkeit hinterfragen und neu deuten. Das Thema Religiöse Praxis spielt hingegen eine eher untergeordnete Rolle. Diese wird vor allem in Bezug auf ihre Großeltern und

Urgroßeltern angesprochen, indem das religiöse Umfeld der beiden skizziert wird. Besonders ihr Großvater, der durch Josef Feldner in einem atheistischen Umfeld erwachsen wurde, hat Religion keine Bedeutung. In der Familie ihrer Großmutter werden hingegen wichtige Feierlichkeiten und Rituale beibehalten. Für Goldenberg selbst scheint Religion keine zentrale Rolle zu haben, was eher auf eine kulturell als religiös geprägte Auslegung hindeutet.

Bei Kichka wird die Kategorie Jüdisch-Sein auch in Zusammenhang mit Sprache – nämlich mit Jiddisch, der Muttersprache seiner Eltern – gebracht. Sprache dient hier als Identifikationsfaktor mit der jüdischen Herkunft, die dem Autor verwehrt bleibt. Zudem beschreibt er seine Familie als isolierte Insel, die sich nach außen von nicht-jüdischen Personen abgrenzt. Dies kann auch als Abwehrmechanismus gegenüber dem erlittenen Trauma gedeutet werden. Religiöse Praxis ist bis auf die Bar-Mizwa des Autors von geringer Bedeutung, wobei dieses Ritual als symbolischer Anknüpfungspunkt zur jüdischen Herkunft interpretiert werden kann. Sein Vater wird als nicht-religiös beschrieben. Im Allgemeinen wird das Thema Identität in der Graphic Novel mit der Suche nach Familie verknüpft.

In der Analyse hat sich gezeigt, dass das Thema Antisemitismus in den Texten von geringer Bedeutung ist und im Zusammenhang mit anderen Ausführungen wie der jüdischen Identität steht.

Ein sehr präsent Thema, das sich in verschiedenen Ausprägungen findet, ist die Kategorie **Erinnerungskultur**. Diese steht im Zusammenhang mit der individuellen und kollektiven Auseinandersetzung mit dem Holocaust. Caprez diskutiert in ihrem Text den unterschiedlichen Zugang zu Erinnerungsorten für sich und ihre Großmutter, was sie auch in Zusammenhang mit den Möglichkeiten der Trauerbewältigung stellt. Den fehlenden Erinnerungsorten stellt sich Caprez aktiv entgegen, indem sie mit einem Stolperstein für ihre Großmutter in deren Heimatstadt einen *lieu de mémoire* für ihre Familiengeschichte initiiert.

Goldenberg dokumentiert in ihrem Buch einerseits die Recherche zu ihrem Buch und andererseits die Erforschung ihrer Familiengeschichte. Dabei ist besonders das Thema *lieu de mémoire* präsent. Sie kehrt dabei an verschiedene Orte aus der Vergangenheit ihrer Großeltern zurück. Dabei werden auch die Erhaltung, der Umgang und die Schaffung von Erinnerungsorten diskutiert. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Weitergabe von Erinnerung: Goldenberg begleitet ihre Großmutter in ihrer Tätigkeit als Zeitzeugin und wird durch ihre Arbeit zur neuen Trägerin der Familiengeschichte, wobei auch der unterschiedliche Wissensstand bei der zweiten und dritten Generation deutlich wird.

Erinnerungsorte werden bei Kichka in zweierlei Hinsicht thematisiert: Für Kichka gibt es keinen Erinnerungsort für seine verstorbenen Familienmitglieder. Gleichzeitig wird dargestellt,

wie die zweite Generation durch ihre Existenz die Erinnerung an die verstorbenen Familienmitglieder weiter erhält. Nachdem sein Vater sein Schweigen über den Holocaust bricht, wird die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau zum wichtigen Bezugspunkt der Erinnerung. Damit verbunden ist auch der Aspekt der Weitergabe von Erinnerung, da Kichkas Vater möchte, dass sein Sohn ihn dorthin begleitet. Die Weitergabe steht hierbei im Konflikt mit dem öffentlichen Gedenken durch Henri Kichkas Arbeit als Zeitzeuge und dem Wunsch des Sohnes, diesen Ort privat mit seinem Vater zu besuchen.

Für die Integration des Traumas im kollektiven Gedächtnis ist es wichtig, dass es eine Repräsentation desselben gibt. Dies kann durch Erinnerungsorte entstehen, die eine Traumabewältigung unterstützen können, geht aber weit über einen physischen Ort hinaus, wie sich in den analysierten Texten zeigt.

Das *(Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen* findet sich in verschiedener Form sowohl bei den Überlebenden als auch bei der zweiten und dritten Generation. Während Caprez in ihrem Text keine solche Episode erwähnt, finden sich bei Goldenberg und Kichka Stellen zur direkten und indirekten Traumareaktion.

In ihrem Text bespricht Goldenberg in einer Episode Alpträume, die erst auftreten, nachdem ihr die Dimension des Holocaust bewusst wird. Dabei handelt es sich um kein Wiedererleben, sondern um ein imaginiertes Erleben der familiären Holocaust-Erfahrung. Alpträume als Traumareaktion der ersten Generation finden sich ebenfalls, werden aber in die Beschreibung des Urgroßvaters als traumatisierte Persönlichkeit integriert. In Bezug auf Goldenbergs Großvater findet sich das (Wieder-)Erleben auch in der Form der Hypervigilanz, die als Folge des U-Boot-Daseins zu deuten ist.

Kichka, der als Angehöriger der zweiten Generation direkt mit der Traumatisierung seiner Eltern in Kontakt war, spricht auch von Alpträumen. In den Texten von Kichka und Goldenberg zeigt sich, dass sowohl das Gesagte als auch das Nicht-Gesagte dafür verantwortlich sein können. Bei Kichka führt besonders das Schweigen und die daraus folgende Auseinandersetzung mit dem Holocaust zur Projektion der Inhalte, was auch in der Literatur zur transgenerationalen Weitergabe von Traumata beschrieben wird. Auch der Suizid seines Bruders wird als möglicher Auslöser für ein (Wieder-)Erleben bei seinem Vater thematisiert, wobei dies in der Graphic Novel nur durch Vermutungen von Kichka thematisiert wird.

Die Texte zeigen daher, dass das (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen nicht an die erste Generation gebunden sein muss, sondern auch nachfolgende Generationen betreffen kann.

Die Kategorie ***Survivor guilt***, die in dieser Arbeit sehr vielschichtig ausgelegt wird, ist in allen analysierten Texten zu finden. Bei Caprez findet sich diese Kategorie im Sinne von auf den Holocaust bezogenen Gedanken in alltäglichen Situationen, wobei sie auch Schuldgefühle beschreibt. Bei Goldenberg hingegen findet sich der survivor guilt im klassischen Sinne durch die Person der Tante Litzi, die aus Schuldgefühlen die überlebenden Familienmitglieder zusammenführen möchte.

Bei Kichka stellt sich dies komplexer durch den Suizid seines Bruders dar, wobei der *second generation survivor complex* explizit besprochen wird. Sein Bruder wird als *Opfer der Shoah* bezeichnet, woraus zu schließen ist, dass dessen Tod direkt auf die Auswirkungen des Holocaust-Traumas seiner Eltern zurückgeführt wird. Ebenfalls finden sich Anekdoten, in denen Kichka in alltäglichen Situationen an die Holocaust-Vergangenheit seiner Eltern zurückerinnert. Dadurch lassen sich Rückschlüsse auf eine mögliche transgenerationale Weitergabe des Holocaust-Traumas ziehen.

Die Analyse zeigt, dass die Kategorie survivor guilt eine vielschichtige ist, die über die Generationen hinweg unterschiedliche Ausdrucksformen annimmt. Aufgrund dieser Komplexität erscheint es sinnvoll, in einer weiterführenden Analyse die hier genannten Aspekte in eigenständigen Kategorien oder unter einem anderen Überbegriff als Subkategorien zu behandeln.

Der Bereich der ***Nicht-kategorisierte Inhalte***, in dem Kategorien induktiv gebildet wurden, stellt sich aufgrund der individuellen Erfahrungen der einzelnen Autor:innen als sehr vielfältig dar. Deswegen war eine Generalisierung auf alle Texte nicht möglich. Dennoch lassen sich individuell für die einzelnen Texte sich wiederholende Themen finden.

Bei Caprez wird besonders die Lebensfreude in ihrer Familie betont, die trotz der traumatischen Vergangenheit der Großmutter gegenwärtig ist. Familie scheint im Allgemeinen ein wichtiger Aspekt des Textes zu sein. Dies findet sich ebenfalls bei Goldenberg, die aber einen anderen Zugang zum Thema Familie hat. Bei ihr wird besonders der Zusammenhalt in ihrer Familie betont, der auch ein starker Beweggrund für ihre Rückkehr nach Wien war. Dabei zieht sie auch Parallelen zu ihren Großeltern, deren Rückkehr ebenfalls aus familiären Gründen stattfand. Gemeinsame Abendessen dienen dabei als bindende Elemente. Familie wird ebenfalls bei Kichka thematisiert, findet sich aber nicht als eigene Unterkategorie, sondern wird als Teil der jüdischen Identität behandelt, wie bereits oben besprochen wurde.

Zusätzlich reflektiert Goldenberg die Handlungen ihrer Familienmitglieder während des Holocaust sowie ihre eigene Recherche zur Familiengeschichte und die damit verbundene Quellenlage. Dies ist in Verbindung damit zu setzen, dass es oft die dritte Generation ist, die die Familiengeschichte erforscht, und dient somit als Teil des Verarbeitungsprozesses selbst. Besonders

betont Goldenberg in ihrem Text die Unterstützung, die ihre Familie durch Außenstehende erfahren hat. Ihre Großmutter legt großen Wert darauf, dass auch über positive Aspekte ihrer Erfahrungen berichtet wird.

Eine Gemeinsamkeit zwischen Kichka und Goldenberg ist, dass an einigen Stellen schulische bzw. akademische Leistungen hervorgehoben werden. Im Text von Goldenberg erscheint die Leistung per se nicht wichtig, sondern sie dient als Rückerinnerung an verstorbene Familienmitglieder oder als Möglichkeit, das Verpasste aufzuholen. Bei Kichka sind die schulischen Leistungen hingegen besonders für die erste Generation von Bedeutung, da diese als Rache für das erlittene Leid gesehen werden.

Im Allgemeinen zeigt die Analyse, dass die einzelnen Kategorien nicht eindeutig scharf voneinander abgegrenzt werden können, sondern immer wieder ineinander verschränkt sind. Beispielsweise wird das Thema Schweigen in unterschiedlichen Kategorien wie Jüdische Identität oder (Wieder-)Erleben von Erinnerung ebenfalls thematisiert.

Unterschiede in den Texten in Bezug auf das Vorkommen der einzelnen Kategorien lassen sich auch durch deren Länge erklären. Caprez Text, der ein Eintrag eines Sammelbandes ist, weist im Vergleich zu den anderen Texten einige Kategorien nicht auf. Zusätzlich lassen sich auch Unterschiede aufgrund der Zugehörigkeit der Autor:innen zur zweiten oder dritten Generation ermitteln, da der Blick auf die eigene Familiengeschichte aufgrund dessen differieren kann.

11 Fazit

In der Arbeit wurde untersucht, wie das Gedenken an den Holocaust im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Dazu wurden Texte von Autor:innen der zweiten und dritten Generation anhand deduktiver und induktiver Kategorien analysiert. Als Grundlage dafür dienten der Artikel *Leben ,dank‘ der Shoah* von Nina Flurina Caprez, das Buch *Versteckte Jahre* von Anna Goldenberg sowie die Graphic Novel *Zweite Generation* von Michel Kichka. Ziel der Arbeit war es, wiederkehrende Themen in den Texten zu untersuchen und zu zeigen, wie die Erlebnisse der Überlebenden in den Texten ihrer Nachkommen verarbeitet werden. Außerdem wurde der Einfluss auf die zweite und dritte Generation sowie auf das kollektive Gedächtnis betrachtet.

Die Arbeit macht deutlich, dass der Holocaust ein fester Bestandteil der heutigen Erinnerungskultur ist und sowohl in der jüdischen Gesellschaft als auch in Europa zentraler Punkt des Gedenkens ist. Die Analyse hat gezeigt, dass wiederkehrende Themen wie sowohl das Schweigen als auch das unentwegte Sprechen Teil der Narration in den Texten über die erste Generation

sowie das Zusammenleben der verschiedenen Generationen sind. Diese Themen finden sich in unterschiedlicher Ausprägung und Häufigkeit. Das Schweigen ist besonders auf Seiten der ersten Generation präsent und wird meist von der zweiten Generation übernommen. Die dritte Generation hingegen bricht dieses Schweigen und nutzt das Sprechen über die Holocaust-Vergangenheit der Großeltern, um bewusst des Vergangenen zu gedenken. Sprechen zeigt sich bei der ersten Generation als Traumareaktion und als Empowerment gegenüber dem erlittenen Trauma.

Weiters ging aus der Analyse hervor, dass Identitätsfragen ein wichtiger Bestandteil der Texte sind. Diese standen aber nicht nur in Zusammenhang mit dem Jüdisch-Sein, sondern betrachteten Identität auch aus einer allgemeinen Perspektive. Die in den Texten erwähnten religiösen Rituale hatten dabei für die zweite und dritte Generation mehr eine soziokulturelle Funktion. Bei Angehörigen der ersten Generation hingegen ließ sich zum Teil eine ablehnende Position gegenüber Religion feststellen.

Ein ebenfalls wichtiges Thema der Texte stellte die Erinnerungskultur dar. Dabei war zum einen das Schaffen und zum anderen das Besuchen von Erinnerungsorten (*lieux de mémoire*) sowohl für die erste als auch die zweite und dritte Generation von Bedeutung. Ebenfalls hervorzuheben ist, dass der Erhalt und die Weitergabe von Erinnerung an nachkommende Generationen ebenso ein wichtiger Aspekt der Erinnerungskultur sind. Daher hat die Analyse gezeigt, dass weiterhin eine aktive Verarbeitung des Holocaust im privaten und öffentlichen Raum vorhanden ist.

Weiters hat sich in der Analyse gezeigt, dass Auswirkungen der Traumatisierung sowohl auf die erste Generation als auch auf die nachfolgenden Generationen thematisiert werden. Auch wenn das erlebte Trauma lange Zeit zurückliegt, können dennoch dessen Folgen beispielsweise anhand von Albträumen gegenwärtig werden. Weiters konnte in den analysierten Texten das Thema *Survivor guilt* in vielfältiger Weise in allen Generationen festgestellt werden, wobei sich diese in unterschiedlicher Weise äußerten. Demnach finden sich Schuldgefühle bei der ersten Generation, aber auch sekundär bedingte Schuldgefühle in Form des *second generation survivor complex* oder Holocaust-bezogener Gedanken in alltäglichen Situationen bei der zweiten oder dritten Generation.

In der Analyse wurde festgestellt, dass sich induktiv geschaffene Kategorien aufgrund der vielfältigen Ausprägung der Texte nicht auf alle Texte generalisieren lassen. Dennoch erschien es sinnvoll, unter dem Überbegriff der nicht-kategorisierten Inhalte einzelne Gemeinsamkeiten hervorzuheben. Durch die Kombination von deduktiven und induktiven Kategorien konnte die inhaltliche Vielfalt der Texte abgebildet werden.

Die Ergebnisse der Analyse bestätigen, dass theoretische Konzepte des kollektiven Gedächtnisses nach Maurice Halbwachs oder Jan und Aleida Assmann von Relevanz sind. Erinnerungen sind nicht nur individuell geformt, sondern sind immer in einen sozialen Kontext eingebettet. Besonders deutlich wird dies dadurch, wie die Autor:innen der zweiten und dritten Generation in ihren Texten mit den Holocaust-Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern umgehen. Während der Holocaust durch die Nachkommen in Erzählungen präsent ist, tragen ihre Texte gleichzeitig zu einer weiteren Institutionalisierung des Themas bei. Die Texte zeigen, dass die Nachkommen die Erzählungen der ersten Generation in ihre eigene Identitätsbildung einbauen. Ob es sich bei Teilen der behandelten Inhalte um eine transgenerationale Weitergabe von Traumata handelt, kann mit der Analyse nicht beantwortet werden. Die Ergebnisse der Analyse bestätigen aber, dass sich wiederkehrende Themen in Texten der zweiten und dritten Generation ermitteln lassen. Es liegt daher nahe, dass die Holocaust-Erfahrung der Eltern und Großeltern auch in der Gegenwart Einfluss auf das Beziehungsgeflecht und Denken der Autor:innen hat.

Eine Einschränkung liegt in der Anzahl, Art und Länge der Texte vor. Bei der Analyse konnte nur eine kleine Zahl von Texten untersucht werden. Zudem wurden Texte genutzt, die unterschiedlichen Charakter aufwiesen (Artikel, Buch, Graphic Novel). Daher sollte in weiterer Forschung eine größere sowie homogenere Auswahl an Texten untersucht werden. Zudem wurden sowohl Texte der zweiten als auch der dritten Generation analysiert. Die Autor:innen können aber aufgrund der unterschiedlichen Generationszugehörigkeit und Nähe zur ersten Generation einen unterschiedlichen Zugang zu den Holocaust-Erfahrungen ihrer Vorfahren haben. Daher erscheint es für zukünftige Analysen lohnend, diese zunächst getrennt zu betrachten und anschließend Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Verarbeitung der verschiedenen Generationen herauszuarbeiten.

Die analysierten Texte der zweiten und dritten Generation zeigen, dass es nicht ein *Ende der Zeugenschaft*, sondern mehr eine *Veränderung der Zeugenschaft* vorliegt. Angehörige der zweiten und dritten Generation berichten nicht nur über die Erlebnisse ihrer Eltern oder Großeltern, sondern verarbeiten in den Texten eigene Erfahrungen mit deren Holocaust-Vergangenheit.

Es erscheint daher sinnvoll, dass in Zukunft nicht nur die Texte analysiert werden, sondern auch deren Nutzen für die Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik weiterführend diskutiert wird. Mit der schwindenden Zahl an Zeitzeug:innen ist es notwendig, den Holocaust in der Erinnerungskultur lebendig zu halten und neue Möglichkeiten in der Geschichtsvermittlung zu untersuchen. Denn diese neue Art von Zeugnissen kann in der Arbeit mit Schulklassen oder in

der Gedenkstättenarbeit integriert werden. Texte oder auch andere Medien der zweiten und dritten Generation können komplexe emotionale und psychologische Folgen des Holocaust verdeutlichen und ein kritisches Geschichtsbewusstsein fördern. Besonders der dritten Generation kann dabei eine wichtige Rolle zukommen, die durch ihr Alter jüngeren Generationen nähersteht.

12 Literaturverzeichnis

- Victoria Aarons, Alan L. Berger, Third-Generation Holocaust Representation. Trauma, History, and Memory (Cultural Expressions of World War II, Evanston, IL 2017).
- Julia Abel, Christian Klein, Leitfaden zur Comicanalyse. In: Julia Abel, Christian Klein (Hg.), Comics und Graphic Novels. Eine Einführung (Stuttgart 2016) 77–106.
- Antisemitismus-Meldestelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien*, Antisemitische Vorfälle 2022 in Österreich (Wien 2023), online unter https://www.antisemitismus-meldestelle.at/_files/ugd/0a9e18_3870b78f67ac4645a99438cf188ecc6d.pdf (04.08.2023).
- Aleida Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention (München 2016).
- Aleida Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik (München 2006).
- Aleida Assmann, Die Zukunft der Erinnerung an den Holocaust. In: Hubert Christian Ehalt, Wilhelm Hopf, Konrad Paul Liessmann (Hg.), Kritik & Utopie. Positionen & Perspektiven (Wien 2009) 14–17.
- Aleida Assmann, Jüdisches Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur. In: Christian Wiese, Stefan Vogt, Doron Kiesel, Gury Schneider-Ludorff (Hg.), Die Zukunft der Erinnerung. Perspektiven des Gedenkens an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Shoah (Berlin/Boston 2021) 93–103.
- Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (Beck'sche Reihe 1307, München 2013).
- Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 724, Frankfurt a. Main 1988) 9–19.
- Alejandro Baer, Bernt Schnettler, Holocaust-Erinnerungskultur als Wissensnetzwerk. Zwischen globaler Wertegemeinschaft und universaler Symbolkultur. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.), Transnationale Vergesellschaftungen (Wiesbaden 2013) 633–648.
- Ruth Beckermann, The Missing Image. In: Ruth Beckermann (2015), online unter <https://www.ruthbeckermann.com/de/projects/projects-liste/the-missing-image/> (26.06.2025).
- Mathias Berek, Oliver Dimbath, Nina Leonhard, Valentin Rauer, Trauma. In: Gerd Sebald, Mathias Berek, Kristina Chmelar, Oliver Dimbath u. a. (Hg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung (Wiesbaden 2023) 539–554.
- Michael Berenbaum, Alex Grobman, Deborah E. Lipstadt, Eva Fogelman, Holocaust. Aftermath. In: Michael Berenbaum, Fred Skolnik (Hg.), Encyclopaedia Judaica, Bd. 9 (Detroit, MI 2007), 379–388.
- Werner Bohleber, Erinnerung, Trauma und kollektives Gedächtnis – Der Kampf um die Erinnerung in der Psychoanalyse. In: PSYCHE 61, H. 4 (2007) 293–321, doi:10.21706/ps-61-4-293.

- Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung*, Holocaust/ Shoah (2021). In: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung, online unter <https://www.politische-bildung-brandenburg.de/lexikon/holocaust-shoah> (17.06.2025).
- Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz* (Hg.), ICD-10 BMSGPK 2022 - Systematisches Verzeichnis (2021), online unter https://www.statistik.at/fileadmin/pages/388/ICD-10_BMSGPK_2022.pdf (05.01.2023).
- Nina Flurina Caprez, Leben „dank“ der Shoah. Spuren der Verfolgung bei einer Überlebenden und ihrer Enkelin. In: Martha Keil, Philipp Mettauert (Hg.), Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 73–87.
- Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen. In: Docupedia-Zeitgeschichte, (22.10.2012), <https://doi.org/10.14765/zzf.dok.2.265.v2> (17.06.2025).
- Deklaration über Österreich - Moskauer Deklaration (1945). In: ÖNB Digital, online unter <http://data.onb.ac.at/rec/baa15897358> (15.06.2023).
- Barbara Eder, Graphic Novels. In: Julia Abel, Christian Klein (Hg.), Comics und Graphic Novels (Stuttgart 2016) 156–168.
- erinnern.at*, Pilotprojekt: Nachkommen von NS-Verfolgten erzählen. In: *erinnern.at* (28.10.2024), online unter <https://www.erinnern.at/zeitzeuginnen/nachkommenprojekt> (26.04.2025).
- Gottfried Fischer, Peter Riedesser, Lehrbuch der Psychotraumatologie (UTB 8165, München 2023).
- Jutta Fleckenstein, Barbara Staudinger, Vorwort. In: Sabine Apostolo, Gabriele Kohlbauer-Fritz, Agnes Meisinger (Hg.), Die Dritte Generation. Der Holocaust Im Familiären Gedächtnis (Berlin/Leipzig 2024) 9-11.
- Idit Gil, The Shoah in Israeli Collective Memory. Changes in Meanings and Protagonists. In: Modern Judaism. A Journal of Jewish Ideas and Experience 32, Nr. 1 (2012) 76–101, doi:10.1093/mj/kjr027.
- Anna Goldenberg, Versteckte Jahre. Der Mann, der meinen Großvater rettete (Wien 2023).
- Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis (Fischer-Wissenschaft 7359, Frankfurt a. Main 1991).
- Haus der Geschichte*, Ende der Zeitzeugenschaft?. In: hdgö - Haus der Geschichte Österreich, online unter https://hdgoe.at/ende_der_zeitzeugenschaft, (27.07.2023).
- Jessica Hoyer, Holocaust / Shoah. In: Bundeszentrale für politische Bildung, online unter <https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/was-heisst-antisemitismus/glossar-antisemitismus/559875/holocaust-shoah/> (17.06.2025).
- International Holocaust Remembrance Alliance*, Stockholm Declaration. In: International Holocaust Remembrance Alliance (2000), online unter <https://holocaustremembrance.com/resources/stockholm-declaration>, (07.02.2024).
- Janet Jacobs, The Holocaust across Generations. Trauma and Its Inheritance among Descendants of Survivors (New York, NY 2017).

- Elli Kaminer-Zamberk, Die Folgen der Shoah in der Zweiten Generation. In: Marianne Rawwald (Hg.), Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen (Weinheim 2013) 77–88.
- Hartwig Kaufmann, Europa als transnationale Erinnerungsgemeinschaft?. In: Christoph Kühberger, Clemens Sedmak (Hg.), Europäische Geschichtskultur - Europäische Geschichtspolitik. Vom Erfinden, Entdecken, Erarbeiten der Bedeutung von Erinnerung und Geschichte für das Verständnis und Selbstverständnis Europas (Innsbruck 2009) 65–74.
- Natan Kellermann, „Geerbtes Trauma“ - Die Konzeptualisierung der transgenerationalen Weitergabe von Traumata. In: José Brunner, Nathalie Zajde (Hg.), Holocaust und Trauma. Kritische Perspektiven zur Entstehung und Wirkung eines Paradigmas (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 39, Göttingen 2011) 137–160.
- Michel Kichka, Zweite Generation. Was ich meinem Vater nie gesagt habe (Köln 2014) (Original: Deuxième génération. Ce que je n'ai pas dit à mon père 2012).
- Werner Knapp, Die Inhaltsanalyse aus linguistischer Sicht. In: Philipp Mayring, Michaela Gläser-Zikuda (Hg.), Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse (Weinheim/Basel ²2008) 20–36.
- Christian Kohlross, Individuelles und kollektives Trauma, und warum Verwaltungen die bessere Organisationsform sind. In: Stephanie Hartung (Hg.), Trauma in der Arbeitswelt (Berlin/Heidelberg 2019) 75–90.
- Angela Kühner, Trauma und kollektives Gedächtnis (Gießen 2008).
- Cornelius Lehnguth, Waldheim und die Folgen. Der parteipolitische Umgang mit dem Nationalsozialismus in Österreich (Studien zur historischen Sozialwissenschaft 35, Frankfurt a. Main/New York 2013).
- Daniel Levy, Natan Sznaider, Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust. (Akt. Neuausg., Frankfurt a. Main 2007).
- Itay Lotem, Erinnerungskulturen in Israel - Eine Generationenfrage. In: Bundeszentrale für politische Bildung (12.01.2015), online unter <https://www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/die-wohnung/198843/erinnerungskulturen-in-israel-eine-generationenfrage/> (10.07.2025).
- Revital Ludewig-Kedmi, Silvie Tyrangiel, Zwischen Trauer, Schuldgefühlen und Opferneid. Psychotherapie mit Holocaust-Überlebenden. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte (Zürich 2002) 25–40.
- Mauthausen Komitee Österreich, Fest der Freude. In: Fest der Freude (2025), online unter <https://www.festderfreude.at/de/das-fest/fest-der-freude> (25.06.2025).
- Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (Weinheim/Basel ¹³2022).
- Philipp Mettauer, Entwurzelt? Erzwungene Emigration im Familiengedächtnis. In: Martha Keil, Philipp Mettauer (Hg.), Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 17–34.

- Philipp Mettauer, Vorwort und persönlicher Zugang. In: Martha Keil, Philipp Mettauer (Hg.), *Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis* (Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2, Innsbruck 2016) 7–16.
- Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus*, Shoah-Namensmauer-Gedenkstätte. In: Nationalfonds (2021), online unter <<https://www.nationalfonds.org/shoah-namensmauern-gedenkstaette>> (25.06.2025).
- Peter-Weiss-Stiftung für Kunst und Politik e. V.*, Michel Kichka. In: internationales literaturfestival berlin, online unter <https://literaturfestival.com/authors/michel-kichka/> (08.04.2023).
- Ljiljana Radonic, Europäische Erinnerungskulturen im Spannungsfeld zwischen „Ost“ und „West“. In: *Forum Politische Bildung* (Hg.), Informationen zur Politischen Bildung Nr. 32: Erinnerungskulturen (Innsbruck/Wien/Bozen 2010) 21–29.
- Oliver Rathkolb, Fiktion „Opfer“ Österreich und die langen Schatten des Nationalsozialismus und der Dollfuß-Diktatur (Österreich - Zweite Republik 21, Innsbruck/Wien/Bozen 2017).
- Berthold Rothschild, Die Macht des Schweigens. Historische Wahrheit - ein vernachlässigtes psychoanalytisches Konzept. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), *Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte* (Zürich 2002) 143–153.
- Teresa Schaur-Wünsch, Ruth Beckermann: „Hass, Neid und eine Hetz haben“. In: *Die Presse* (16.03.2015), online unter <https://www.ruthbeckermann.com/files/uploads/97/03-die-pressecom.pdf> (13.06.2025).
- Harald Schmid, Europäisierung des Auschwitzgedenkens? Zum Aufstieg des 27. Januar 1945 als „Holocaustgedenktag“ in Europa. In: Jan Eckel, Claudia Moisel (Hg.), *Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive* (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 24, Göttingen 2008) 174–202.
- Christian Schneider, Trauma und Zeugenschaft. Probleme des erinnernden Umgangs mit Gewaltgeschichte. In: Michael Elm, Gottfried Kößler (Hg.), *Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung* (Jahrbuch 2007 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, Frankfurt a. Main/New York 2007) 157–175.
- Joachim Scholl, Man wollte uns vertreiben, aber ich bin jetzt hier. In: *Deutschlandfunk Kultur*, (26.07.2018), online unter <https://www.deutschlandfunkkultur.de/anna-goldenberg-hat-ueber-ihren-geretteten-grossvater-100.html> (20.07.2024).
- Sandra Schulz, Film und Fernsehen als Medien der gesellschaftlichen Vergegenwärtigung des Holocaust. Die deutsche Erstausstrahlung der US-amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* im Jahre 1979. In: *Historical Social Research* 32, Nr. 1 (2007) 189–248.
- Cornelia Siebeck, Erinnerungsorte, Lieux de Mémoire. In: *Docupedia-Zeitgeschichte* (02.03.2017) <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.784.v1> (18.08.2023).
- Stenographisches Protokoll. 35. Sitzung des Nationalrates der Republik Österreich (XVIII. Gesetzgebungsperiode, 08.07.1991), online unter https://www.parlament.gv.at/dokument/XVIII/NRSITZ/35/imfname_142026.pdf (21.07.2023).

- Anna Stocker, Ein Gespräch mit Michel Kichka. In Yad Vashem, online unter <https://www.yad-vashem.org/de/education/educational-materials/interviews/kichka.html> (08.04.2023).
- Stolpersteine in Kassel*, Ruth Marion Pauline Burghardt. In: *Stolpersteine in Kassel* (2013), online unter <https://www.kassel-stolper.com/kinder/ruth-burghardt/> (30.03.2024).
- Natan Sznajder, Zivia Lubetkin und Hannah Arendt. Die Beschreibung des Holocaust in Israel. In: Christian Wiese, Stefan Vogt, Doron Kiesel, Gury Schneider-Ludorff (Hg.), *Die Zukunft der Erinnerung. Perspektiven des Gedenkens an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Shoah* (Berlin/Boston 2021) 157–175.
- Holger Thünemann, Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur. Zentrale Holocaust-Denkmäler in der Kontroverse. Ein deutsch-österreichischer Vergleich (Schriften zur Geschichtsdidaktik 17, Idstein 2005).
- Silvie Tyrangiel, Miriam Victory Spiegel, Überschattete Kindheit. Die Auswirkungen der Shoah auf die zweite Generation. In: Revital Ludewig-Kedmi, Miriam Victory Spiegel, Silvie Tyrangiel (Hg.), *Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte* (Zürich 2002) 41–57.
- Heidemarie Uhl, Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik. In: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 30, Nr. 1: Geschichts- und Vergangenheitspolitik in Österreich (2001) 19–34.
- Heidemarie Uhl, Von „Endlösung“ zu „Holocaust“. Die TV-Ausstrahlung von „Holocaust“ und die Transformationen des österreichischen Gedächtnisses. In: Heidemarie Uhl (Hg.), *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts* (Gedächtnis - Erinnerung - Identität 3, Innsbruck 2003) 153–179.
- Unabhängigkeitserklärung, StGBI. Nr. 1/1945, online unter <https://www.ris.bka.gv.at/Gelten-deFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000204> (22.06.2023).
- Natascha Unfried, Biologische und neurobiologische Hintergründe der Traumatisierung. In: Marianne Rauwald (Hg.), *Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen* (Weinheim 2013) 47–54.
- World Health Organization, 6B40 Post traumatic stress disorder. In: *ICD-11 for Mortality and Morbidity Statistics* (2022) online unter <https://icd.who.int/browse/2024-01/mms/en#2070699808> (03.01.2023).
- World Health Organization, 6B41 Complex post traumatic stress disorder. In: *ICD-11 for Mortality and Morbidity Statistics* (2022) online unter <https://icd.who.int/browse/2024-01/mms/en#585833559> (03.01.2023).

13 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Stolperstein für Ruth Burghardt	63
Abbildung 2: Die Autorin Caprez mit ihrem Neffen	66
Abbildung 3: Zeitungsausschnitt über Goldenbergs Großeltern aus dem Jahr 1955	77
Abbildung 4: Vorderseite der Graphic Novel	110
Abbildung 5: Ausschnitt aus dem Rückcover der Graphic Novel	111
Abbildung 6: Schweigen in Zweite Generation (Z.G.) I.....	112
Abbildung 7: Schweigen in Z.G. II	113
Abbildung 8: Schweigen in Z.G. III.....	115
Abbildung 9: Unentwegtes Sprechen in Z.G. I	117
Abbildung 10: Unentwegtes Sprechen in Z.G. II.....	119
Abbildung 11: Unentwegtes Sprechen in Z.G. III	120
Abbildung 12: Jüdische Identität in Z.G. I.....	121
Abbildung 13: Jüdische Identität in Z.G. II	123
Abbildung 14: Jüdische Identität in Z.G. III	124
Abbildung 15: Jüdische Identität in Z.G. IV	125
Abbildung 16: Jüdische Identität in Z.G. V	126
Abbildung 17: Erinnerungskultur in Z.G. I.....	127
Abbildung 18: Erinnerungskultur in Z.G. II	128
Abbildung 19: Erinnerungskultur in Z.G. III	130
Abbildung 20: (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen in Z.G. I	131
Abbildung 21: (Wieder-)Erleben von traumatischen Erfahrungen in Z.G. II.....	132
Abbildung 22: Survivor guilt in Z.G. I.....	134
Abbildung 23: Darstellung eines Schneemanns in Z.G.	135
Abbildung 24: Survivor guilt in Z.G. II	136
Abbildung 25: Survivor guilt in Z.G. III.....	137
Abbildung 26: Schulische Leistungen in Z.G.	138